Europas Schicksal im Osten

Herausgeber: Hans Hagemeyer

Ferdinand Hirt in Breslau

Europas Schicksal im Osten

12 Vorträge

der vierten Reichsarbeitstagung der Dienststelle für Schrifttumspflege bei dem Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. und der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums

herausgegeben von

Hans Hagemeyer

Sachbearbeiter: Dr. G. Leibbrandt und Dr. B. Payr

Schriftenreihe der „Bücherkunde" Band 4

Ferdinand Hirt in Breslau, Königsplatz 1
1938

Mit einem Bild des Reichsleiters Alfred Rosenberg sowie 22 Abbildungen auf Kunstdruckpapier und 18 Karten, teils im Text, teils als Beilage

Die Schrift wird in der NS.-Bibliographie geführt. Berlin, 16. August 1938
Der Vorsitzende der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums

Schutzumschlag: Paquita Kowalski-Tannert, Breslau

Druck: NS-Druckerei, Breslau

Inhaltsübersicht

Seite

Reichsamtsleiter Hans Hagemeyer:
Vorwort 5

Reichsleiter Alfred Rosenberg:
Deutschland als Bollwerk im europäischen Osten . . 9

Weihespiel des Arbeitsdienstes 18

Reichshauptstellenleiter Dr. Georg Leibbrandt, Berlin:
Der bolschewistische Aufmarsch des Ostens gegen Europa und die Welt 19

Professor Dr. Walther Recke, Danzig:
Die neue deutsche Ostpolitik 32

Professor Dr. Ferdinand Weinhandl, Kiel:
Deutschland und die Philosophie des Ostens 44

Karl-Heinz Schroetter, Berlin:
Die Vorgeschichte des Ostens im Lichte neuer Erkenntnisse 63

Professor Dr. Erich Maschke, Jena:
Die Wiedergewinnung des deutschen Ostens 104

Reichshauptamtsleiter Dr. Hermann Reischle:
Siedlungsfragen des Ostens 117

Professor Dr. Bruno Schier, Leipzig:
Die Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slawen in volkskundlicher Sicht 132

Staatsarchivrat Dr. Wolfgang Kohte, Berlin:
Politisch-wissenschaftliches Schrifttum in Ostmitteleuropa 151

Studienrat Gerhard Schönfelder, Leipzig:
Der deutsche Buchhandel im Osten 169

Dr. Karl Viererbl, Berlin:
Kulturbolschewismus und Deutschenhaß in der Tschecho-Slowakei 182

Professor Dr. von Grünberg, Königsberg:
Die Hauptgrundsätze der Aufbauarbeit in Ostpreußen . 197

Reichsamtsleiter Hans Hagemeyer:

Vorwort

Wenn wir uns heute die Frage vorlegen, wo sich die entscheidendsten Vorgänge in der Entwicklung der Geschichte der Völker abgespielt haben, so würden die Vertreter einer alten Geschichtsschreibung auf bestimmte Einteilungen innerhalb der Epochen der Geschichte hinweisen. Man würde die Geburt Christi nennen, das beginnende Zeitalter der Reformation und die Entdeckung Amerikas, man würde auf die Entstehung und den Untergang großer Weltreiche hinweisen, vielleicht auch noch die großen Daten einiger entscheidender Kriege erwähnen. Alle diese Ereignisse aber, und das wird uns durch eine neue Betrachtung der Geschichte immer klarer, hängen von einem ganz bestimmten Raum und Völkerlage innerhalb dieses Erdballes ab, sowie von bestimmten Gegensätzen, die sich aus Meinungen, Weltanschauungen und Entwicklungen der Völker ergeben. Diese Fragen werden bei der Weiterführung der Geschichtsschreibung für die Wissenschaft zweifelsohne immer brennender werden, da wir aus einer „neuesten Zeit" längst wieder hinaus in ein neues Entwicklungsstadium der Völker eingetreten sind.

Schon der Weltkrieg zeigt einen wichtigen Abschnitt in der Einteilung der neuesten Geschichtsschreibung an. Wir können also mit Bezeichnungen wie „Die Neuzeit" im Ablauf der Entwicklung der Völker nicht mehr auskommen und müssen zu einer grundlegend anderen Betrachtung gelangen.

Vielleicht vermag das Thema, das wir in der letzten Reichsarbeitstagung von verschiedenen Seiten aus aufgegriffen haben: „Europas Schicksal im Osten" hier in bescheidenem Umfange mit dazu beitragen, ein neues Denken in der Geschichtsschreibung herbeiführen zu helfen. Scheint es doch, als wenn die Grenzen, die Europa von Asien trennen und die nicht nur eine geographische Grenzmarkierung darstellen, sondern sich sowohl in der politischen Forderung der Staaten als auch in der Ausdehnung der Weltanschauungen nach Europa wie auch nach Asien hinein verzogen, einen Raum umfassen, der aus Vorgeschichtstagen bis zur Gegenwart die Spannungsmomente weltgeschichtlicher Größe gesehen und erlebt hat. Bis weit in die grauen Vortage einer neuen Vorgeschichte, deren bisherige Erforschung noch keine genauen Zeiteinteilungen zuläßt, erleben wir hier einen Vorgang, den wir ruhig mit dem im Geschichtsbild der Menschheit schon bekannten Begriff einer Völkerwanderung bezeichnen können. Völker nordischer Länder ziehen von Norden und Westen hinein in die großen Weiten Asiens, und es vergehen Jahrhunderte, bis dieser Zug, der bis nach Zentralasien führt, seinen Abschluß findet. Es ist, als wenn ein starkes Meer seine Wellen in einer Richtung hinausfluten läßt und man eines Tages zwangsläufig mit einem Zurückfluten dieser großen Wellenbewegung, die sich in ihrem Raum wieder fangen wird, rechnen muß. Und so kommt es auch! Asiatische Völkerschaften ziehen gen Westen, einem Lande zu, aus dem schon aus

Vortagen Völker mit für sie anderen Lebensgewohnheiten, anderem Aussehen, anderen Gebräuchen gekommen waren. Diese nordischen Stämme hatten einstmals im Osten das Gesicht von Völkern und ihren Kulturen mitbestimmt.

So scheint es, als ob die Völkerwanderung aus dem Osten nach dem Westen kein Ende nehmen will und ihren Einfluß auf die Weiterentwicklung Europas immer erneut verstärkt hat. Wir lernen hier drei große Aufmarschgebiete kennen: oben im Norden ziehen asiatische Völker, doch von ihrem Zug gen Westen ist uns wenig bekannt; von ihrem Vorhandensein zeugen heute noch die ugrisch-finnischen Völker. Den zweiten Zug, der zu einer Heerstraße ziehender asiatischer Völker im Ablauf von vielen Generationen werden sollte, bilden in Zeitabständen Hunnen, Mongolen, Tataren. Ein dritter Zug, der nicht so unmittelbar den Stoß gegen das Herz Europas führt, zieht über das Mittelmeer und stößt nunmehr von Westen gen Osten nach Europa vor. Es sind dies die Juden und Araber, die über Sizilien und Spanien die Herrschaft Europas und damit der Welt anzutreten gedenken. Bis zur Gegenwart erleben wir dann noch einmal, nachdem der Anprall dieser Ostvölker mißglückt ist, einen Zug nach dem Osten. Der deutsche Ritterorden beschreitet die Wege seiner Vorfahren, der nordischen Stämme, und erobert teilweise im friedlichen Kampf ein Land, das erst durch diese Eroberung mit zu einem entscheidenden Bestandteil Europas wurde. Wir sehen die Kreuzzüge, die eine Zusammenballung europäischer Kräfte bedeuten, wie Hunderttausende von Menschen nach Kleinasien ziehen und wertvolles Blut allen Völkern Europas verlorengeht. Wer aber weiß heute, ob die Kreuzzüge, die die asiatischen Völker durch schwere Kämpfe im eigenen Lande festhielten, diese Volksstämme nicht für bestimmte Zeiten hinderte, in ihrer Eroberungslust nach Europa vorzudringen.

So ist denn der Raum, der sich von der Ostsee bis zum Peipussee und noch südlicher bis zur Adria und dem Schwarzen Meer, nein, sogar dem Kaspischen Meer erstreckt, immer ein Vorfeld der Entscheidungen zwischen Asien und Europa gewesen, einem Europa, das wir als die Wiege der meisten heutigen Kulturvölker und Weltnationen bezeichnen müssen. Die Vorväter jener Männer, die Amerika entdeckten, die ein englisches Imperium errichteten, ein Australien kolonisierten, sie standen in diesem Kampf: „Entweder Europa oder Asien". Angehörige europäischer Nationen, die Afrika erschlossen, waren Nachkommen von Männern, die dem Vordringen Asiens und seiner Völkerschaften Einhalt geboten haben.

Erschütternd ist es, zu sehen, wie Europa damals wie heute nicht geschlossen diesem Zugriff Asiens entgegentrat und wie es manchmal nur einer Gemeinschaft entschlossener Männer, nicht einmal ganzer Reiche, überlassen blieb, den Kampf gegen den vordringenden Osten zu bestehen. Nur in der äußersten Not fand sich ein Teil der Völker Europas zusammen und rettete damit Europa vor dem völligen Untergang. Und wir sehen auf einmal in voller Klarheit, daß dieser vielhundertjährige Kampf auf der einen Seite ungeordnete, nicht volkhaft verankerte,

nur durch den Willen zum Chaos vereinigte Völkerschaften Asiens, auf der anderen Seite ein zwar noch nicht einmal geeintes, aber auf hoher Kulturstufe stehendes Europa aufzuweisen hat.

Wieder drohen in anderer Form aus Asien Mächte gegen uns vorzugehen, um Europa einer asiatischen Tyrannei und Weltanschauung dienstbar zu machen. Der Weltbolschewismus beginnt, unter jüdischer Führung, Völker wieder in Wanderung zu setzen gegen einen Erdteil, der sich im Laufe der Geschichte als der Wahrer menschlicher Ordnung und Gesittung herausgestellt hat. Wieder werden alte Aufmarschlinien vergangener Völkerwege in die Strategie moderner Pläne einbezogen. Über Skandinavien droht eine Umklammerung Europas, über das Mittelmeer ziehen bolschewistische U-Boote und Frachter, die bolschewistische Menschen und Kriegsmaterial nach Spanien bringen, und an Rumänien und an Polen, dem alten Vorgelände asiatischer Völker-Invasionen, scheint erst in letzter Zeit langsam die Diplomatie einer blutrünstigen Sowjetherrschaft zu scheitern. Neue Länderkarten der Sowjets erklären deutlich, daß die Grenzen dort gezogen sind, wo ihre bolschewistische Staatsherrlichkeit aufhört, während ganz Europa nur die eine Forderung stellen kann, daß Europa den Europäern gehören muß. Viele Völker sind wieder einmal vor die Frage gestellt, ob sie sich für Europa oder für Asien entscheiden wollen, und wir sehen, daß — wie in der Vergangenheit Völker, wie die Ukrainer — heute fast alle neu entstandenen Staaten in Ost-Mittel-Europa sich für Europa entscheiden.

Mögen die nun folgenden Vorträge dazu beitragen, daß die in diesem Vorwort angeregten Gedanken zu einem Gemeinbewußtsein unserer politischen Generation werden.

Reichsleiter Alfred Rosenberg:

Deutschland als Bollwerk im europäischen Osten

Deutsche Volksgenossen und Volksgenossinnen, Kameraden und Mitarbeiter!

Es ist mir ein Bedürfnis, nahe am Abschluß dieser Reichstagung allen jenen meinen Dank auszusprechen, die hier in Berlin und im ganzen Reiche für die Pflege des deutschen Schrifttums eingetreten sind. Ich danke in erster Linie dem Leiter meines Amtes für Schrifttumspflege, Parteigenossen Hagemeyer, und allen seinen Mitkämpfern und Kameraden in Berlin. Ich möchte allen Hauptlektoren und Lektoren im Reiche für ihre Mühen in diesem vergangenen Jahr meinen Dank aussprechen und den Vortragenden dieser Tagung für ihre Arbeit danken. Ich hoffe, daß diese Vorträge den nötigen Widerhall im Lande finden werden. Schließlich möchte ich meinen Dank allen jenen Dienststellen von Partei und Staat aussprechen, mit denen wir in eine immer fruchtbarere Zusammenarbeit getreten sind.

Die Zusammenarbeit zwischen dem Amt für Schrifttumspflege und der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums ist zwar in diesen Jahren eine immer festere und innigere geworden, was schon durch die Personalunion garantiert erscheint. Trotzdem sind diese beiden Gebiete merklich unterschieden: Das Amt für Schrifttumspflege hat die parteiamtliche weltanschauliche Wertung und Überprüfung der Neuerscheinungen des deutschen Schrifttums vorzunehmen, die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums hat als halbamtliche Stelle alle Mühe daran zu setzen, die Ergebnisse dieser Prüfung und Wertung der Partei und dem ganzen deutschen Volk zu vermitteln. Ich glaube, fortschreitend dürfen wir wohl mit Befriedigung feststellen, daß diese Mühen nicht vergebens gewesen sind, sondern daß immer neue Menschen nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich an dieser Arbeit teilgenommen haben. Die Arbeit selbst ist in ebenso fortschreitendem Maße eine immer gewissenhaftere geworden und heute von den Kinderkrankheiten, die jeder Institution am Anfang anhängen, befreit.

Wenn wir heute weit über 20 000 Schriftsteller in ihrer Tätigkeit in Deutschland beobachten, wenn wir vermerken, wie sie arbeiten und welche Besprechungen über sie in Zeitungen und Zeitschriften erscheinen, so ist dies nicht als ein mißgünstiges Verfolgen ihrer Arbeit zu betrachten, sondern ganz im Gegenteil als der Versuch, jene geschichtlichen Unterlagen zu schaffen, die nötig sein werden, um später einmal die Geschichte des Schrifttums unserer Tage zu schreiben. Es ist für uns eine große und schöne Pflicht, dieser Forderung schon heute nachzukommen und alles vorzubereiten, was einmal in einer ruhigeren Zeit geschrieben und niedergelegt werden kann. Wenn wir 900 wichtige Zeitschriften Monat für Monat durchsehen und etwa 1000 Werke — alle unwichtigen ausgeschieden — im Monat überprüfen und daraus unsere Buchkataloge her-

stellen, so werden Sie ermessen können, welcher großen Tagesarbeit es für alle jene bedarf, die im Reich und in Berlin berufen sind und sich verpflichtet fühlen, eine sondernde und zugleich fördernde Tätigkeit durchzuführen. Monat für Monat ist die nunmehr parteiamtliche „Bücherkunde" berufen, einen Querschnitt durch dieses deutsche Schrifttum zu ziehen und in einer lebendigen Form das herauszuheben, was für den Menschen unserer Tage von Bedeutung sein kann. Hand in Hand mit dieser wertenden parteiamtlichen Tätigkeit geht die Förderung durch die Reichsstelle vor sich. Wenn irgendwo in einer Stadt eine bedeutungsvolle Tagung stattfindet, so ist die Reichsstelle heute schon zum größten Teil die treue Begleiterin dieser Arbeit geworden. Auf der Nordischen Tagung in Lübeck breiten wir das Schrifttum des niederdeutschen Raumes vor Ihnen aus, auf der Tagung der Reichsdeutschen im Ausland in Stuttgart wird eine Ausstellung von 3000 Bänden, die Zeugnis vom deutschen Schicksal in der ganzen Welt ablegen, gezeigt. Die Parteitage in Nürnberg werden auch von unseren Ausstellungen begleitet. In diesem Jahr wurde Nürnberg selbst als ein geschichtliches Phänomen der deutschen Geschichte in alten Urkunden und Schriften dargestellt. Das Schicksal Danzigs wurde in der Ausstellung „Das politische Danzig" gezeigt. In Danzig allein sind nahezu 55 000 Menschen Besucher dieser Ausstellung geworden. Auch die Ausstellung „Schaffendes Volk" in Düsseldorf hatte einige Bauten, die für die verschiedenen Schrifttumsfragen von der Reichsstelle eingerichtet wurden.

Das Schwergewicht all dieser Tätigkeit aber, ob sie wertend, ob sie auch manchmal ablehnend sein mag, das Schwergewicht liegt nicht in der Kritik und nicht etwa in dem Suchen nach schlechter Literatur, sondern ist immer nur von dem Willen getragen, wirklich gute Menschen und ihr Streben in Deutschland zu fördern. Wir glauben eines in unserer Zeit feststellen zu können: Während es manchmal in der deutschen Geschichte wie ein böses Verhängnis ausschaute, daß auftretende Talente und Genies gleichsam immer wieder gegen eine Wand rennen mußten, weil eine verständnislose Gesellschaft sich mit ganz anderen Dingen befaßte und sich zusammentat, um nur ja ein Talent nicht aufkommen zu lassen, während das früher der Fall war, glaube ich heute genau das Gegenteil feststellen zu können. Millionen Menschen erleben heute den Umbruch so tief, daß sie geradezu sehnsüchtig Ausschau nach Menschen halten, die diesen Umbruch irgendwie geformt niederzulegen in der Lage sind. Und darum erleben wir die sonderbare und erfreuliche Tatsache, daß, wenn irgendwo ein junges Talent sich bemerkbar macht, es nicht zurückgestoßen, sondern mit allen Kräften überall in Deutschland gefördert wird. Ich bin der Überzeugung, wenn heute ein Genie schriftstellerischer Art in Deutschland vorhanden sein sollte, daß es bestimmt nicht übersehen worden ist. Diese Aufgeschlossenheit des ganzen deutschen Volkes für das Auftreten der Talente ist, wie gesagt, freudig zu begrüßen; aber es hat auch seine Schattenseiten. Es ist nun mal so im Leben, daß jede starke Kraft sich

irgendwo erproben will, daß, ehe sie auf der ganzen Linie freudig begrüßt wird, sie selbst danach verlangt, sich irgendwie mit Widerständen messen zu können. Heute erleben wir etwas, was vielleicht durch zu große Förderung doch keine Förderung bedeuten kann.

Wenn ein junges Talent mit einem jungen, guten Werk überall freudig begrüßt wird, so stellt sich dann unter Millionen Menschen die Erwartung ein, daß dieser junge Schriftsteller nun möglichst bald mit einem noch größeren Werk erscheinen möge. Das führt bei diesem jungen Menschen vielleicht dazu, die innere Stetigkeit, die notwendig für große Werke ist, zu übersehen und möglichst schnell ein neues Werk dem Publikum vorzulegen. Darum glaube ich, daß manches Mal diese Förderung auch darin bestehen kann, daß man nicht gleich bei jeder guten Leistung in überschwengliche Lobeshymnen ausbricht. Wir nutzen damit dem schaffenden Talent auch; denn dadurch werden Widerstände geschaffen, die sonst nicht vorhanden sind und die das Leben notwendig braucht, um sich kämpferisch durchzusetzen.

Frühere Fehlerquellen, die bei jedem Neuaufbau irgendeiner Institution vorhanden sind, glaube ich, sind in diesen Jahren nach und nach ausgemerzt worden. Jeder Mitarbeiter ist verpflichtet worden — und fühlt sich auch innerlich dazu verpflichtet —, ehe er ein Urteil abgibt, sich dieses Urteil mehrmals wirklich zu überlegen. Denn es kann der nationalsozialistischen Bewegung ja gar nicht darum zu tun sein, ein Urteil möglichst schnell in die Öffentlichkeit zu bringen, sondern im Gegenteil: es schadet nichts, wenn mit einem Urteil über eine Neuerscheinung zurückgehalten wird. Im übrigen muß auf eines entscheidend aufmerksam gemacht werden: Die nationalsozialistische Bewegung hat einige, aber dafür entscheidende Postulate in die Welt gesetzt. Sie will aber nicht irgendeinem abstrakten, lebensfeindlichen Dogma dienen, sie will nicht diese entscheidenden Postulate um zehn oder fünfzehn neuhinzugekommene vermehren und damit auf Gebiete übergreifen, die mit der nationalsozialistischen Welthaltung nur mittelbar oder gar nichts zu tun haben. Jene entscheidenden Postulate hat sie in einem fünfzehnjährigen Kampf fest, ja, oft hart vertreten, und ich glaube annehmen zu können, daß das Schicksal uns auch zwingen wird, in Zukunft viele noch bestrittene Erkenntnisse unserer Bewegung gegenüber einer noch feindlichen Umwelt mit aller Härte zu verteidigen.

Trotzdem sind wir der Überzeugung, daß die nationalsozialistische Weltanschauung großräumig genug sein muß, um reichen und starken Persönlichkeiten Raum für ihre Betätigung zu geben; denn wir wollen eine einzige politische Partei sein, die Deutschland führt. Deutschland hat aber Gott sei Dank eine Vielzahl von Temperamenten in sich, und um diese Vielzahl zu bändigen und sie nach einem großen Ziel auszurichten, muß diese große politische Bewegung innerlich so stark sein, daß sie vielen Forschern, vielen Dichtern und Künstlern

Raum schafft und schaffen muß für die Instinkte, für die Schaffens- und Schöpfungskräfte, die in ihnen wohnen.

Plato hat einmal ein wunderbares Wort geschrieben. Er sagte: Von den Göttern ein Geschenk an die Menschen, so erblicke ich die Gabe, in der Vielheit die Einheit zu erforschen. Und das ist das große Thema, das uns als politische und weltanschauliche Bewegung mit auf den Weg gegeben worden ist. Eine wahre Einheit setzt eben Reichtum und Vielfachheit voraus. Die Vielfachheit aber, wenn sie nicht Zersplitterung sein und wenn sie Stil haben will, muß auf ein bestimmtes Zentrum bezogen sein. Eine Einheit ist also niemals eine monistische Eins, die irgendwie mit einer einzigen abstrakten Behauptung eine kollektivistische Bewegung schaffen will, sondern ganz im Gegenteil, eine Einheit setzt eben die Vielfachheit verschiedener Kräfte voraus, wenn nur diese in ihrem Lebensziel sich irgendwie innerlich verwandt fühlen, und so fassen wir auch unsere ganze erzieherische und weltanschauliche Betätigung auf.

Es ist hier jener Unterschied, der zwischen Führen und Herrschen, zwischen Führen und Schikanieren besteht. Ein Führen ist immer aus einem inneren instinktiven oder bewußt vorhandenen Zentrum vor sich gehendes Hinführen zu einem Ziel. Es ist in kämpferischen Zeiten ein Überzeugen, in sehr harten Zeiten ein innerliches Überwinden. Ein bloßes, von außen kommendes Herrschen aber ist letzten Endes meist nichts anderes als subjektivistische Rechthaberei oder ein Fühlenlassen kleiner Menschen, daß sie über exekutive Machtmittel verfügen. So ist die NSDAP. nicht gegründet worden, so hat sie sich auch nicht durchgekämpft, und diesem Gesetze muß sie auch in Zukunft treu bleiben. Es kann ihr nicht genügen, den Staat zu beherrschen, sondern sie hat ihr höchstes Ziel immer darin zu erblicken, Menschen innerlich führen und letzten Endes innerlich überzeugen zu können.

Deshalb ist auch die Schrifttumspflege mit in diese große erzieherische Aufgabe eingebaut. Sie hat nicht die Aufgabe, eine Zensur über das deutsche Geistesleben herbeiführen zu helfen, sondern im Gegenteil, sie hat Ausschau nach allem zu halten, was sich in Deutschland rührt und innerlich bereit ist, die großen Aufgaben unserer Zeit lösen zu helfen. Das, was ausgesondert werden muß, das ist nur eine negative und meist unerfreuliche Notwendigkeit, die uns in keiner Weise auszufüllen vermag. Deshalb wird die nationalsozialistische Bewegung auch nicht amtlich auf Gebiete übergreifen, die ihr, wie gesagt, ferne stehen, mit denen sie sich innerlich nicht verpflichtend und amtlich auseinanderzusetzen hat, zum Beispiel mit dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Experimente.

Man spricht heute viel von den Krisen der Kirchen. Es liegt auf der Hand, daß diese Kirchenkrisen heute durch die ganze Welt gehen. Man behauptet sogar, daß diese Krise in Deutschland besonders scharf in Erscheinung trete. Diese von den Krisen befallenen Kirchen glauben nun, es sei die Böswilligkeit ihrer ganzen Umwelt, daß sie unter eine herbe Kritik gefallen sind. Sie wollen eins nicht wahr-

haben, was aber so entscheidend ist für die Beurteilung unserer Tage, daß wir als ehrliche Menschen darüber gar nicht hinwegkommen können.

Die Kirchen haben nicht nur einen religiösen Glauben verkündet und eine religiöse Form ihrer Dogmatik festgelegt, sondern sie haben Dinge der Naturforschung und eines Weltbildes vor Kopernikus einbegriffen, die noch gemeinsam den kommenden und allen Geschlechtern als eine unumstößliche Wahrheit gepredigt werden. Nun ist es nicht unsere Schuld, sondern die Entwicklung von vielen hundert Jahren Naturerforschung, daß manche Dinge, die in das vorkopernikanische Weltbild hineinpaßten, nach dieser Entdeckung eben nicht mehr mit der gleichen Inbrunst geglaubt werden konnten. Und in diese Krisen haben nicht etwa Kirchengegner die Kirche gebracht, sondern die Kirchen befinden sich, naturgesetzlich möchte ich sagen, selber auf diesem Wege. An diesem einen Beispiel kann die nationalsozialistische Bewegung erkennen, wie gefährlich es auch für sie ist, gleichsam an ihrem Anfangsstadium sich irgendwie parteiamtlich und weltanschaulich in Probleme verwickeln zu lassen, mit denen sie weltanschaulich gar nichts zu tun hat.

Es gehen eben in Deutschland und in der ganzen Welt viele Theorien über eine neue kosmische Physik um. Es werden unendlich Theorien über die vorzeitliche Erdkunde verkündet. Und so mag es noch auf vielen Gebieten gären in der Forschung. Da hat es vielleicht nicht an Versuchen gefehlt, die nationalsozialistische Bewegung sich hier und da irgendwie anzubändigen. Da müssen wir hier auf das alte Prinzip der freien Forschung wieder zurückkommen. Wir sind der Überzeugung, daß hier auf diesen Gebieten das Feld frei sein muß für alle kühnen Forscher und Denker und daß die NSDAP. sich hier nicht, in keiner Weise amtlich oder hemmend entgegenstellen oder befürwortend erzeigen kann. Kein Nationalsozialist darf im Namen der nationalsozialistischen Weltanschauung zu der einen oder anderen physikalischen Theorie gezwungen werden. Wir können uns sogar vorstellen, daß Politische Leiter, SA.-, SS.-Führer in manchen physikalischen, chemischen oder sonstigen Theorien verschiedener Meinung sind. Das darf die nationalsozialistische Weltanschauung in keiner Weise berühren. Niemand hat das Recht, das amtliche Gewicht der NSDAP. für die eine oder andere Weltschöpfungstheorie in die Waagschale zu legen. Ich persönlich erblicke hier meine Pflicht, in einem solchen Falle möglichst alles zu unternehmen, um diese Schale wieder zu entlasten.

Um so fester aber wird unsere Haltung gegenüber allen jenen Fragen sein, die unser unmittelbares Leben betreffen, gegenüber Problemen, deren Lösung entweder Sicherung für die Zukunft oder schwere Konflikte für diese Zukunft in sich birgt.

Hier haben wir in dieser Tagung ein Problem in das Zentrum der Auseinandersetzungen gestellt, das nun einmal entscheidend nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa geworden ist. Wir alle haben seit Jahren in steigendem Maße das Gefühl, daß das, was sich im Osten Europas abspielt, irgendwie ein entscheidendes

Symbol für den Untergang eines ganzen Zeitalters ist. Diese Brandfackeln, die dort aufgelodert sind und in alle Welt hinübergetragen werden, sind nicht irgendwie zufällig in Erscheinung getreten, sondern die Folge von Bedingungen, die zu erforschen und zu erkennen zur Aufgabe unserer Bewegung gehört, weil sie diese Erscheinung politisch und militärisch in Deutschland niedergeworfen hat. Was wir seit Jahren an Einzeltatsachen hierzu erfahren, ist menschlich erschütternd und politisch gefährlich. Der Führer hat nicht umsonst schon zweimal die Reichsparteitage in Nürnberg in das Zeichen der Abwehr der weltbolschewistischen Bewegung gestellt. Dort sind die politischen Ursachen und die weltanschaulichen Bedingtheiten vor aller Welt vorgetragen worden. Aber es ist ganz natürlich, daß auf einem Parteitag, wo soviel vor den Augen der Menschen abrollen muß, die Erschöpfung dieses Themas ja gar nicht möglich erscheint, und darum glaube ich, ist es Pflicht aller jener Institutionen, die sich der Erforschung der Weltpolitik und Geschichte und des dazugehörigen Schrifttums widmen, diesen Problemen immer weiter und tiefer nachzugehen. Daher habe ich diese Tagung in dieses Zeichen der Ostprobleme gestellt und würde es begrüßen, wenn die ausgezeichneten Vorträge, die in diesen Tagen gehalten worden sind, hinausgehen als Arbeitsmaterial für die ganze Schulung und Erziehung unserer Bewegung. Diese Übersicht über die ganze Geschichte, die rassekundlichen Voraussetzungen der Geschehnisse im Osten, die Philosophie, die im Osten entstanden ist, ihre Bedingtheit und die Darlegung der seherischen Blicke so manches Menschen in diesem Osten erscheint mir außerordentlich belehrend für das Verstehen weltpolitischer Bewegungen; denn derartige Explosionen der Weltpolitik kann man nicht mit Ursachen erklären, die nur einige Jahrzehnte alt sind, sondern das ist eine Eruption, deren Voraussetzungen man wahrscheinlich erst durch die Erforschung vieler Jahrhunderte und ihrer Entwicklung nahekommen kann.

Es gab einmal eine Zeit, da schien es, als ob dieser riesige Raum im Osten von Europa gebändigt werden könnte. Das war um die Zeit, als die Normannen die Welt umruderten und einige Teile von ihnen staatliche Zentren in Kiew und Nowgorod bildeten. In der kommenden Entwicklung kam der Tatareneinmarsch, und zweihundert Jahre steht die ganze östliche Ebene im Zeichen der Herrschaft eines fremden Volkstums. Dostojewski hat einmal resigniert erklärt, dieses zweihundertjährige Bespeien des russischen Antlitzes hätte die Empfindung für Würde und Ehre derart vernichtet, daß man von der heutigen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts kaum noch etwas erwarten könne. Dostojewski war ein Mann, der immerhin in ehrlicher, großer Liebe an die Zukunft seines Volkes glaubte und gewiß auch viele Begründungen für diesen Glauben finden konnte; denn abgesehen von allem, was sich auch an Erniedrigendem abgespielt hatte, einmal hat Moskau die Kraft gehabt, eine riesige kolonisatorische Arbeit in Osteuropa durchzuführen und einen ganzen asiatischen Kontinent nach und nach der europäischen Kraft zu erschließen. Und trotzdem: Eine Einheit hat es weder bei der alten

russischen Regierung noch bei den Revolutionären gegen diese Regierung gegeben. Man kann es wahrscheinlich nicht so darstellen, als ob die geschichtliche Schuld nur auf der einen Seite gelegen hätte. Die russische Regierung von früher war eine asiatische Despotie. Sie hatte aber im Laufe der Jahrhunderte eine Menge europäischer Formkräfte zugeführt erhalten. Holländer, Deutsche, Franzosen sind in großer Anzahl immer wieder als führende Elemente nach Moskau und Petersburg gekommen. Sie haben europäische Staatsbegriffe und europäische Formkräfte dort hingeführt und sich bemüht, aus diesem riesigen gestaltlosen Koloß einen gleichwertigen Organismus zu schaffen. Es ist nur zum Teil gelungen. Auf der anderen Seite standen seit Jahrhunderten die Revolutionäre gegen dieses Zarentum auf, auch nicht einheitlich, sondern buntscheckig. Zum Teil waren es Träumer, die, durch europäische Formen beeinflußt, im Zarentum nur die Despotie sahen und gegen diese Despotie seit Jahrzehnten in revolutionäre Frontstellung traten. Diese Träumer Europas im Osten mußten sich mit dunklen chaotischen Kräften verbinden, die sie eigentlich politisch niemals beherrscht haben und die sie menschlich wahrscheinlich überhaupt nicht kannten. So ist auf beiden Seiten sowohl europäisches Denken wie chaotisches, schon den Boschewismus andeutendes Empfinden vorhanden, und die besten Russen haben zwar gegen die Despotie sich empört, hatten aber alle eine innere Angst vor einem gewaltsamen Umsturz. Puschkin und Dostojewski haben immer wieder sich angstvoll gefragt, was denn nach einem solchen Zusammensturz die Folge sein würde, und Dostojewski hat mit seiner seherischen Klarheit in seinen „Dämonen" diese Entwicklung in einem Satze vorausgesagt. Er sagte, wenn man fragen würde, was nach einem Umsturz in Rußland käme und wer die kommenden Herrscher sein würden, so könne man darauf antworten: Die kommenden Herrscher in Rußland würden stellenlose Rechtsanwälte und freche Juden sein.

Dostojewski hatte noch etwas anderes gesehen. Er wußte, daß dieses russische Volk, das er selbst gern als Gottesträgervolk hinstellte, innerlich für diese erhoffte Rolle in keiner Weise vorbereitet war. Er wußte nur zu wohl, daß nahezu alles fehlte, um eine Struktur zu stürzen und eine neue Struktur für ein Riesenreich nach neuen Gedanken aufzubauen. Bei aller Liebe zu Rußland hat er diesen Schaden einer Anmaßung, die ganze Welt belehren, ja erlösen zu wollen, doch innerlich verstanden und hat das unsterbliche Wort geprägt: Gebt einem russischen Knaben die Karte des Sternenhimmels, und er bringt sie euch am nächsten Tage korrigiert zurück. Er wollte eben damit sagen, daß diese innere Anmaßung, die ganze Welt korrigieren und lehren zu wollen, überall vorhanden sei, daß man überhaupt nicht begreife, welch jahrhundertelanger Mühen es bedarf, um eine Sternenkarte oder irgend etwas anderes Großes zu erkennen, aufzubauen oder hinzuzeichnen. Das heutige Rußland zeigt ja die Entwicklung dieser Eigenschaften in einem derartigen Umfang, daß selbst wohl ein Dostojewski sich das nie hätte vorstellen können. Ich habe vor einiger Zeit den Reisebericht eines deutschen

Ingenieurs in Rußland gelesen. Er erzählte folgende charakteristischen Einzelheiten: Er war in einer größeren südrussischen Stadt abgestiegen und fuhr nunmehr im Personenaufzug in sein Zimmer im Hotel. Da fragte ihn der Liftjunge: Gibt es so was in Europa auch? Das war und ist die Auffassung, die heute im hermetisch abgeschlossenen Sowjetrußland, glaube ich, überall vorhanden ist. Man predigt diesen armen, zerschlissenen und verlotterten Menschen, daß das, was man ihnen an einem Lift oder einer Untergrundbahn einmal schenkt, nahezu die Weltwunder sind, die ihre Parallele in der verkommenen kapitalistischen Welt in Europa nicht haben. So wird dieses Volk einerseits in Verwahrlosung erzogen, aber zugleich mit einem Messianismus erfüllt, als ob es berufen sei, die ganze Welt zu belehren und zu erlösen. Wir erleben das geschichtlich wirklich einzigartige Schauspiel, daß der Dümmste und Verwahrloseste sich anmaßt, die Klügsten und Besten belehren zu wollen.

Das ist die weltgeschichtliche Situation, in der wir leben, und es ist tragisch, daß es europäische Köpfe gibt, die auf diesen großen, heute schon jüdisch geführten Schwindel hereinfallen. Der Dekan von Canterbury, der kürzlich Spanien bereiste, ist nun auch in das Mutterland der Sowjetidee, nach Moskau, gefahren, und dort hat man ihm eine Anzahl von Reklameanstalten gezeigt. Er ist begeistert nach England zurückgekommen und hat vermutlich wieder von der christlichen Kanzel erklärt, daß Rußland der Hort der Freiheit sei. Man sieht, daß die Gehirnerweichung sehr fortgeschritten ist.

Diese Beispiele sind aber nicht vereinzelt; denn Sie wissen, daß fast in jedem Staate eine Schar von Abenteurern, von Verbrechern und Demagogen und eine große Schar überlebter geistiger Existenzen sich verbündet hat, um jede Schwäche dieses Zeitalters auszunutzen und sich an die Spitze einer Revolte zu setzen. Somit ist dieser Kampf tatsächlich ein Weltkampf geworden. Er ist immer ein Weltkampf gewesen; aber er ist heute so groß und so gefährlich, daß tatsächlich jeder Mensch in jedem Volke auf diese Erscheinung wird hingewiesen werden müssen. Darum glaube ich, daß auch diese Tagung ihren besten Erfolg dann haben wird, wenn die Ergebnisse in der einzelnen minutiösen Form, in der sie gedacht waren, weitergegeben werden von Gau zu Gau, von Kreis zu Kreis, von einer Schule in die andere.

Wir dürfen aber, wenn wir hier von Deutschland sprechen, etwas nicht übersehen. Zwischen Deutschland und der Sowjetunion liegt ein ganzer Kranz anderer selbständiger Staaten. Diese Staaten haben alle einmal zu Rußland gehört. Als die bolschewistische Revolution begann, verkündete sie die Autonomie für alle Völkerschaften Rußlands einschließlich des Rechtes der Abtrennung vom russischen Reich. Von diesem Recht und von diesen Möglichkeiten haben die Finnen, die Esten, die Letten und die Litauer Gebrauch gemacht. Die Polen waren an sich schon auf dem besten Wege, ein selbständiges Reich zu gründen. Diese Abtrennungen, unter Ausnutzung der gebotenen Möglichkeiten, sind mit ein Stück Europa und mit ein Stück des Kampfes für Europa geworden. Mögen diese Völker auch über

Europa und speziell über Deutschland manches böse Wort gesagt und manche böse Tat getan haben, die Tatsache, daß sie in diesen entscheidenden Tagen von 1917/18 ihr Gesicht nach Europa wandten, ist eine geschichtliche Tat, deren Auswirkungen unsere Zeit wahrscheinlich noch gar nicht richtig einzuschätzen vermag, die erst eine kommende Zeit wird richtig bewerten können; denn sie hat Europa davor bewahrt, unmittelbar an die Sowjetunion zu grenzen. Sie sind gleichsam zur Scheidewand geworden, hinter der die bolschewistische Flut brodelte. Wenn sie auch ihre Agenten und Hetzer in die ganze Welt entsenden, so wurde dadurch eine unmittelbare Grenzfühlung zwischen Deutschland und der Sowjetunion verhindert. Wenn diese Völker die Wendung nach Europa nicht durchgeführt hätten, hätte sich an ihnen das Schicksal der Ukrainer, Kaukasier und der Völkerschaften in Asien erfüllt. Darum glaube ich, daß, wenn man vom Osten spricht, man nicht nur vom deutschen Osten sprechen sollte, sondern vom Osten und den Ostvölkern überhaupt, die ein Bollwerk gegen die Sturmfluten der bolschewistischen Diktatur errichtet haben.

Wenn wir die Probleme des Ostens betrachten, sollten wir durchaus nicht kleinlich nur von Deutschland allein und seinen Sorgen sprechen, sondern begreifen, daß dieser Weltkampf eine europäische Frage für alle Völker ist, und daß diese Völker, die sich einmal in einer rettenden Stunde von der bolschewistischen Bewegung losgelöst haben, irgendwie trotz mancher Schwierigkeiten, die bestehen, doch mit zu Europa gehören, und daß sie, auch oft unbewußt, mit im Kampf um Europa stehen.

Auch diese Erkenntnis soll die nationalsozialistische Bewegung mit sich tragen, daß sie nicht engherzig wird, sondern im Kampf für sich selbst zugleich niemals unseren altehrwürdigen Kontinent, seine große Kultur und seine große Vergangenheit vergißt. Das mag jenes Bewußtsein verstärken, das uns von den ersten Tagen unserer Bewegung immer wieder getragen hat und heute herrliches Bewußtsein von uns allen, von vielen Millionen geworden ist. Jeder soll in seiner Arbeit dieses Bewußtsein vertiefen und in immer weitere Kreise tragen: Deutschland hat heute die Sendung, Schildwache der europäischen Kultur zu sein.

Auszug aus dem Weihespiel des Arbeitsdienstes

„Ich bin durch die Länder des Ostens gefahren ...“

Fragender: Ich bin durch die Länder des Ostens gefahren,
das Letzte will ich dich fragen:
„Ich sah den Osten in Völker und Staaten zerspalten,
in vielen Zungen hörte ich reden landauf und landab.
Die deutschen Gruppen in ihren Grenzen
leben entrechtet und werden erstickt.
Wie willst du den Völkern der fremden Zungen
die Augen öffnen, vielleicht auch die Herzen?“

Hauptsprecher: Ich gebe dir Antwort, mein Kamerad,
und alle Völker im Osten mögen sie hören:
„Vor ihren Toren gellen die roten Signale
und hetzen die Völker zum letzten Gefecht.
Völker im Osten, die Stunde fordert Entscheidung:
Sichert mit uns den Frieden der Welt,
oder die bolschewistische Gier
zertrümmert euch Volk und Staat!“

Reichshauptstellenleiter Dr. Georg Leibbrandt, Außenpolitisches Amt der NSDAP., Berlin:

Der bolschewistische Aufmarsch des Ostens gegen Europa und die Welt

Wenn diese Tagung des Amtes für Schrifttumspflege und der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums die Fragen des deutschen Ostens in den Vordergrund rückt, so sind damit jene Probleme zur Behandlung gestellt, die für die Entwicklung des deutschen Volkes und für seine Stellung in Europa von entscheidender Bedeutung sind. Der deutsche Osten mit seiner wechselvollen Geschichte spiegelt ein gut Stück deutschen Schicksals wider und hat darüber hinaus auch für ganz Europa eine nicht unwesentliche Aufgabe erfüllt.

Um diese seine Rolle nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart und für die Zukunft richtig würdigen zu können, scheint es uns zuerst erforderlich, den Hintergrund aufzuzeichnen, auf dem seine historische Leistung und gegenwärtige Bestimmung sich klar abhebt. Und dieser düstere Hintergrund zeigt weit bis in die Tiefe hinein ein großes Heer, dessen Straßen mit Leichen gepflastert sind und deren Wegweiser auf Europa gerichtet sind. Es ist der Bolschewismus, der sich anschickt, den europäischen Kontinent zu erdrücken und sein Schicksal zu besiegeln. Darum scheint eine grundsätzliche Beleuchtung der bolschewistischen Gefahr in ihrer weltpolitischen Bedeutung an dieser Stelle eine Voraussetzung für das richtige Verständnis des ganzen Fragenkomplexes, der das Verhältnis Deutschlands zum Osten betrifft. Dabei sei von vornherein betont, daß wir diese Probleme nur dann allein richtig sehen und zu lösen vermögen, wenn wir von der völkisch-rassischen Geschichtsauffassung an sie herantreten.

Das Phänomen des Bolschewismus, das dem Kampf der Völker im 20. Jahrhundert um ihre Erhaltung und Weiterentwicklung Ziel und Weg aufzwingt, ist nur verständlich, wenn man es von seinen geistesgeschichtlichen wie rassenbiologischen Bedingtheiten her prüft. Bei dieser Betrachtung werden wir gleich feststellen können, daß eine Erklärung dafür in der Form, wie es die liberalistische Wissenschaft tat, nicht ausreicht, um auch nur annähernd die geistigen Zusammenhänge wie das machtpolitische Streben dieser Erscheinung unserer Zeit zu deuten. Wir müssen hier vielmehr in die frühere Geschichte der Menschheit zurückgreifen, auf die Zeiten und auf die Völker, aus denen wir glauben, den Ursprung für die Eigenart dieses Weltbeherrschungswahns und seiner Verbündeten herleiten zu können.

Es ist das Mittelmeer mit seinem Konglomerat von vielen Völkern, besonders im östlichen Teil, wo sich ein Rassenchaos im Laufe einer langen geschichtlichen Entwicklung herausgebildet hat, das für die geistige Ausrichtung der europäischen Kultur über zwei Jahrtausende hinaus von Bedeutung werden sollte. Kein anderer

als Houston Stewart Chamberlain hat diese Erkenntnis mit einer Klarheit ausgesprochen, die in ihrer Folgerichtigkeit bis auf den heutigen Tag noch unübertroffen erscheint:

„Soweit das Imperium reicht, soweit hat gründliche Blutvermischung stattgefunden, doch so, daß die eigentliche Bastardierung, d. h. wie wir jetzt wissen, die Kreuzung zwischen unverwandten oder zwischen edlen und unedlen Rassen, fast ausschließlich im südlichsten und östlichsten Teil vorkam, dort, wo die Semiten mit den Indo-Europäern zusammentrafen: also in den Hauptstädten Rom und Konstantinopel, dann an der Nordküste Afrikas ganz entlang (sowie auch an den Küsten Spaniens und Galliens), vor allem in Ägypten, Syrien und Kleinasien." („Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts".)

Diese Blutmischung im Orient brachte einen Menschentyp hervor, dessen vornehmliche Charaktereigenschaft auf die Beherrschung und Ausnutzung anderer Völker gerichtet war. Das Judentum ist aber aus diesem Völkerchaos als dasjenige Element hervorgegangen, welches diese abstrakte Idee des Morgenlandes am besten erhalten hat und als ihr Träger für die geschichtliche Entwicklung Europas eine besondere Rolle spielen sollte.

Über zwei Einfallstore sollte diese geistige Beeinflussung der europäischen Völker vor sich gehen, über Rom und über Byzanz. Sowohl in Rom als auch in Byzanz waren die rassischen und geistigen Voraussetzungen für die Aufnahme dieses morgenländischen Vermächtnisses gegeben. Byzanz, wo Völker und Stämme verschiedenster rassischer Herkunft von Vorderasien zusammengedrängt waren, war es vorbehalten, das Machtprinzip und die Priesterherrschaft des Orients auszubauen. Hier setzte eine Entwicklung ein, die durch das machtpolitische Streben im Sinne der Priesterherrschaft gekennzeichnet ist und dieses Ziel als letzte Erfüllung aufstellt.

Mit dem Untergang des byzantinischen Reiches hörte aber dieser Geist nicht auf zu wirken. Sein Erbe trat das griechisch-orthodoxe Rußland an. Der Moskauer Staat mit seiner Verbindung von Gewalt und Theokratie übernahm das hierarchische Herrschaftsprinzip des Byzantinismus. Im Laufe der russischen Geschichte bildete sich die Idee des „Dritten Roms" in einer derart starken Ausprägung, daß der Imperialismus des Moskauer Staates von dem Glauben an eine Mission zur „Beglückung" nicht allein Rußlands, sondern der ganzen Welt erfüllt war. Es ist dies auch die geistige Grundlage, die im späteren Panslawismus ausschlaggebend wurde. Die panslawistischen Ideen zeichnen sich gerade dadurch aus, daß sie nicht etwa nur auf den Zusammenschluß der slawischen Völker gerichtet sind, wie der Name besagt, sondern unter der Führung Moskaus sollte die ganze Welt „erlöst" und mit der slawischen Heilslehre „beglückt" werden. Dostojewski gibt dieser Einstellung am besten Ausdruck, wenn er sagt: „Alle Menschen müssen russisch werden, als erstes und vor allem russisch werden. Ist die Allmenschheit die russische Nationalidee, so muß vor allem erst jeder Russe werden." („Politische Schriften.")

Darum ist der Imperialismus panslawistischer Prägung weit mehr als nur politisches oder wirtschaftliches Machtstreben. Es ist eine magisch-religiöse Sehnsucht nach der Eroberung der alten Kaiserstadt am Bosporus, die Sehnsucht nach Byzanz als dem Schlüssel zur Weltherrschaft. In staatlichen russischen Schulen während des Krieges ließ man Aufsätze über das Thema schreiben: „Es wird noch die Stunde schlagen, wo über den Toren der Zarenstadt von Byzanz die russische Fahne weht." Darin äußert sich der Drang nach der Hagia Sophia am Bosporus, der als Ausdruck des morgenländischen Erbes hier seine neue Richtung gegen die abendländische Kultur eingeschlagen hat.

Der andere Weg, auf dem der vorderasiatische Geist nach Europa eingedrungen ist, war Rom. Es ist bereits oben auf die Rassenmischung im römischen Imperium hingewiesen worden. Die sich hier als Kirche formende Macht umfaßt einmal den politischen Begriff des römischen Imperiums, ist aber gleichzeitig „die Erbin der jüdischen hierokratischen Staatsidee mit dem Hohenpriester als oberster Gewalt; die Schriften der Kirchenväter vom dritten Jahrhundert ab sind so gesättigt mit den Vorstellungen und Ansprüchen des Alten Testaments, daß man gar nicht bezweifeln kann, die Errichtung eines Weltstaates mit Zugrundelegung des jüdischen Priesterregiments sei ihr Ideal gewesen". (Chamberlain.)

So hat sich auch in Rom von Anfang an das aus derselben morgenländischen Wurzel kommende Weltherrschaftsziel in Form der kirchlichen Macht eingeschlichen und ist als wesentlicher Bestandteil dieser römisch-imperialen und jüdisch-theokratischen Universalidee in die Geschichte Westeuropas als bestimmender Faktor auf viele Jahrhunderte hinaus eingegangen.

Dieses Prinzip hat dauernd gegen die germanischen Völker Europas sowie ihre nationalen Bestrebungen zur Eigengestaltung ihres geistigen und politischen Lebens angekämpft. Die spezifisch germanischen Kräfte wurden in ihrer Entwicklung gehemmt, so daß eine Zerrüttung des Gemeinschaftslebens eintreten mußte. Die in diesen Kämpfen aus Protest gegen mittelalterlichen Zwang freigewordenen Mächte sowie die Kräfte des Zeitalters der Entdeckungen, der Forschung, der Wissenschaft und Kunst und die Selbstbesinnung des Menschen, der wieder „in das Tageslicht des Lebens trat", — alles das neu zu formen und in die richtigen Bahnen zu lenken, war eine hohe Aufgabe, die weder die Konfessionen noch Dynastien oder gar wirtschaftliche oder politische Gruppen richtig erkannten, geschweige denn zu lösen die innere Charakterstärke gehabt hätten.

So entstanden neue Lehren, die — diese vorhandenen Kräfte und nach einer Lösung drängenden Spannungen ausnutzend — den europäischen Völkern das Heil verkündeten: die französische Aufklärung, die Gleichheitstheorie, die parlamentarisch-demokratische Lehre und als deren Konsequenz der materialistische Marxismus und Kommunismus. Es war dies nichts anderes als die Jahrtausende alte Idee in neuer Form und mit neuen Vorzeichen. Unter dem Deckmantel der großen Parolen bezweckten ihre Träger die Zersetzung des Gemeinschaftslebens, um

sodann zur Herrschaft über die anderen Völker zu gelangen. Die französische Revolution 1789 als politisches Ergebnis der freimaurerischen Aufklärungsphilosophie, die Revolution 1848/49 als politische Aktion des Marxismus in Verwirklichung der Theorie des Kommunistischen Manifests, und die Pariser Kommune 1871 als erster bewaffneter Aufstand der marxistisch-kommunistischen Bewegung — sie alle sind blutige Versuche der Umsetzung dieses syrischen Machtwillens in die staatlich-politische Wirklichkeit. Es ist also völlig einseitig, wenn der Marxismus etwa als Wirtschaftstheorie oder gar als soziale Lehre angesehen wird, sondern er ist vielmehr ein politisches Programm im Dienste einer bestimmten Rasse, ein Programm, das sich aus Gründen der Zweckmäßigkeit in eine pseudowissenschaftliche Form kleidet, um auf diese Weise den europäischen Völkern und ihrer Eigenart näher zu kommen. Er ist nichts anderes als eine neue Etappe in der Versklavung der europäischen Völker durch das „auserwählte Volk".

Es ist interessant, in diesem Zusammenhang die Ansicht eines jüdischen Schriftstellers zu hören, die er im Gespräch mit einem angesehenen jüdischen Politiker äußert:

„Europas Denkweise ist nicht mehr jüdisch, sondern alle seine Unternehmungen werden von Juden angeregt . . . Spinoza ist der Kern des europäischen Denkens. Er verhinderte Descartes, der vor ihm da war, ein Prophet zu werden, sowie er Immanuel Kant, der nach ihm lebte, verhinderte, ein Gesetzgeber zu werden." So sieht der jüdische Schriftsteller, der nach den Worten seines Partners im Vorwort zu dieser Schrift durch einen besonderen „Rassestolz, Jehova-Glauben und moralisches Selbstgefühl" ausgezeichnet wird, den Einfluß des jüdisch-vorderasiatischen Geistes auf die europäischen Völker. Er fährt dann fort und spricht von einer geistigen Versklavung Europas an das Volk Israel. (Samuel Roth: Now and forever. New York 1925.)

Durch das Judentum, das im Laufe der Jahrhunderte besonders über Nordafrika und Spanien nach Westeuropa eingewandert war, fanden die marxistischen Ideen weite Verbreitung nicht nur in Westeuropa, sondern wurden auch von hier nach Rußland übertragen. Der Einfluß des Judentums auf das geistige Leben Rußlands hatte immer mehr zugenommen und mit ihm auch die Verbreitung der Ideen, die aus Westeuropa zur angeblichen Lösung der sozialen und wirtschaftlichen Krise hereinkamen. Weite Kreise der russischen Intelligenz, beseelt vom guten Willen, aber ohne jegliche Verbindung mit dem Volk, hatten schon lange mit den westlerischen Lehren geliebäugelt, so daß der Einfluß der Aufklärung, nicht zuletzt auch über das Logentum, hier zu einem praktischen blutigen Ergebnis kommen konnte, wie es der Dekabristenaufstand im Jahre 1825 zeigt. Wenn aber der Marxismus nach der wissenschaftlichen Theorie des ökonomischen Materialismus zu einer politischen Verwirklichung einen Industriestaat und ein Arbeiterproletariat zur Voraussetzung hat, so ist die Tatsache, daß er ausgerechnet im

Agrarstaat Rußland Wurzel faßte und seine politische Herrschaft verwirklichen konnte, die beste Widerlegung der marxistischen Lehre selbst.

Damit erhebt sich aber die Frage, wie es überhaupt möglich gewesen ist, daß der Kommunismus hier zur Herrschaft gelangte und darüber hinaus einen Staat errichten konnte, den wir als machtpolitische Bedrohung für ganz Europa zu betrachten haben und dessen Auswirkung die ganze Welt heute schon unmittelbar zu spüren hat. Die Beantwortung dieser Frage scheint uns das wichtigste für das Verständnis des Bolschewismus und seiner Eigenart zu sein.

Zur wahren Erkenntnis dieses welthistorischen Phänomens kommt man nur, wenn man die rassischen und völkischen Verhältnisse prüft, die in Osteuropa beim Einzug des Marxismus herrschten. Aus der Geschichte wissen wir, daß lange vor der slawischen Siedlung in diesem Raum verschiedene Völker und Rassen ansässig waren, die aus Mittelasien herkamen. Verschiedene Stämme finnisch-ugrischen Ursprungs bewohnten die nördlichen und östlichen Teile des späteren Rußlands. Reste von ihnen vermischten sich blutlich mit den Slawen, als diese vom Südwesten her eindrangen. Wesentlich bedeutsamere Blutmischungen kamen aber mit den Tataren im Laufe von über zwei Jahrhunderten hinzu, die das ganze Leben des aus dieser Mischung hervorgegangenen Moskowitertums stark beeinflußten. In Sprache, Brauch und Sitte, in charakterlicher und vor allem auch in weltanschaulicher Hinsicht waren die Spuren zurückgeblieben. In diesem Sinne ist das Wort Napoleons zu verstehen, wenn er sagt: „Kratze den Russen ab, und du findest einen Tataren", wie auch die Äußerung Josef Pilsudskis aufzufassen ist, der den Moskauer Staat als „eine mit europäischem Firnis überdeckte asiatische Mißgeburt" bezeichnet. Mit der Übernahme des byzantinischen Christentums traten zu dieser Rassenmischung neue geistige Mächte, die für die Prägung der charakterlichen und seelischen Haltung, vor allem aber für die Vorstellung der Herrschergewalt im Moskowitertum von großer Bedeutung werden sollten.

Die lange Knechtschaft unter den Tataren und die Gewöhnung an das „Bespeien des russischen Antlitzes" haben nach Dostojewski das russische Gewissen zu einer katastrophalen Unterwürfigkeit verleitet, die manches in der heutigen Lage des russischen Volkes erklärt. Die persönlichkeitslose Liebes- und Demutslehre von Tolstoj, wie auch die Leidenssehnsucht der Menschen, wie Dostojewski sie uns schildert, sind als Folgen dieser Blut- und Rassenmischung zu betrachten. Das erklärt auch die Zwiespältigkeit, die dem russischen Wesen in seiner seelischen wie charakterlichen Haltung eigen ist, und das Verhalten des sonst so gutmütigen Russen bei seiner Erregung in Zeiten von politischen Umwälzungen. So kämpften im Russentum stets zwei wesentliche Bestandteile gegeneinander, und zwar der nordisch bestimmte Charakter gegen die vorderasiatisch-orientalischen Instinkte.

Aus diesem inneren Kampf sind auch die Angriffe zu verstehen, die immer wieder gegen das Prinzip der Ordnung und des Schöpferischen im Staat wie in der Kultur geführt werden. Daher auch das Fehlen einer ausgeprägten Volkspersönlichkeit

oder einer festen und sicheren Tradition im Moskowitertum, wie auch sein Schwanken zwischen Europa und Asien, zwischen Ost und West. Aufs engste verbunden ist damit eine Überheblichkeit, die das Russentum mit dem Allmenschentum gleichsetzt, und der Anspruch, die Welt zu missionieren und ihr die Erlösung zu bringen. Dabei wird aber nicht einmal der Versuch unternommen, jene charakterlichen und geistigen Kräfte aufzuzeigen, die diese Anmaßung rechtfertigen könnten. Wir finden hier nirgends auch nur eine Andeutung von der Ehre als dem Prinzip einer Neugestaltung der Kultur.

Es ist kein Zufall, wenn in der russischen Literatur die charakterfesten Persönlichkeiten fehlen, so daß die Schriftsteller Zuflucht zu andern Völkern nehmen mußten, um dort ihre Helden zu entlehnen. Wie Turgenjew zu einem Bulgaren greift, so holt Gogol nach der meisterhaften Schilderung der negativen Typen der russischen Gesellschaft seine Helden mit festem Charakter aus den Freiheitskämpfen der ukrainischen Kosaken.

Im 19. Jahrhundert findet diese Haltung des Russentums ihren Ausdruck im Nihilismus. Bakunin, einer der Mitbegründer dieser Bewegung, kennzeichnete diese Einstellung am besten, als er 1869 auf dem Kongreß der Liga für Frieden und Freiheit in Bern sagte: „Wir müssen zerstören, nur zerstören, ohne an ein Schaffen zu denken — das Schaffen ist nicht unsere Sache." In einem andern Ausspruch fordert er die Jugend auf: „Verlaßt die Schulen, pfeift auf die Wissenschaft, welche nur dazu bestimmt ist, euch zu entmannen! Werdet Räuber wie Stenka Rasin! Eignet euch den aus der Tiefe unseres Volkes hervorgegangenen selbstzerstörenden Geist an!"

Tschaadajew, der russische Kulturkritiker und Philosoph, schrieb 1836, tief besorgt um sein Land und Volk, daß Rußland einen Riß in der Entwicklung der Kulturvölker darstelle; die Vorsehung habe es vergessen. Die Russen gehörten als Volk nicht zum Organismus der Menschheit. Rußland sei „ein verlorenes Land" und die Russen Wanderer und Fremdlinge auf dieser Erde (Janko Janeff, „Aufbruch gegen Europa"). Über das Verhältnis Rußlands zu der europäischen Kultur sagt Tschaadajew: „Wir haben zu dem Schatz des Menschengeschlechtes an Ideen nichts hinzugefügt, nichts zur Vervollkommnung des menschlichen Verstandes beigetragen, und alles, was andere uns mitteilten, verdorben. Wir haben ein der Zivilisation feindliches, ihr widersprechendes Element im Blut."

In der russischen Literatur gibt es unzählige Beispiele, die die genannten Zitate bekräftigen können. Dostojewski, Tolstoj und Gorki liefern dafür unerschöpflichen Stoff. Selbst Puschkin sagt beim Gedanken an eine Revolution: „Gott bewahre uns vor einem russischen Aufruhr, der immer sinnlos und erbarmungslos sein muß. Die bei uns eine unmögliche Staatsumwälzung planen, sind entweder jung und kennen unser Volk nicht, oder es sind hartherzige Menschen, denen der eigene Kopf eine Kopeke und der fremde noch weniger wert ist." („Die Hauptmannstochter", Kap. XIII.)

Diese Kräfte des Nihilismus wurden auf den Panslawismus übertragen. Die antieuropäische Ausrichtung des Panslawismus und dessen politische Gefahr im europäischen Sinne hat Bismarck zuerst instinktiv richtig erkannt. So kann hier abschließend mit Alfred Rosenberg festgestellt werden: „Der als ständiger Untergrund im russischen Wesen schlummernde anarchistische Trieb, wie er in den Zeiten Iwans des Schrecklichen, in den Aufständen der Strelitzen unter Peter dem Großen, im Räuberwesen Pugatschews und Stenka Rasins bei jeder Gelegenheit immer wieder durchschlug, verstärkt durch die Unbildung, besonders aber auch die anmaßenden, dummdreisten Halbgebildeten, haben den Boden abgegeben für die weltzerstörende bolschewistische Lehre, welche so einfach und einleuchtend schien und so wenig ernste Arbeit verlangte." („Pest in Rußland.")

Das waren die russisch bedingten Verhältnisse in Osteuropa, als der Marxismus einzog und diejenigen Elemente in sich aufnahm, die ihm wesensverwandt waren und einen Erfolg zu versprechen schienen. Das Ergebnis dieser Entwicklung und der Moskowisierung des Marxismus ist der Bolschewismus.

Der Hauptträger des Bolschewismus in Rußland war das Judentum, das sich als Parasit in diesem rassisch kranken Volkskörper festsetzte und hier die besten Möglichkeiten für seine Entfaltung fand. Als die entscheidende Stunde kam, mangelte dem russischen Volk die Willensstärke und eindeutige charakterliche Haltung und damit die Führer- und Gestaltungsfähigkeit, die — wie in Deutschland oder bei andern Völkern — in der Lage gewesen wäre, dieser Gefahr den Todesstoß zu versetzen. So erwies sich diese seelische Eigenart als eine Voraussetzung für die willkürliche Lenkung der Massen, die ein widerstandsloses Werkzeug in den Händen der Diktatoren und Usurpatoren darstellten.

Es bedeutet auch keine wesentliche Änderung der jüdischen Zielsetzung, wenn an der Spitze der bolschewistischen Zersetzungsarbeit nicht Juden standen, wie etwa der Bastardentyp Lenin oder der Georgier Stalin. Maßgebend bleibt die Tatsache, daß diese sich nicht nur von Juden beraten ließen, sondern auf ihre marxistische Lehre eingeschworen waren und dadurch direkt oder indirekt im Dienste des großen jüdischen Weltplans stehen. Es muß jedenfalls die Feststellung hier getroffen werden, daß die Führer des Bolschewismus, soweit sie nichtjüdischer Abstammung sind, rassisch und geistig vorderasiatisch-orientalisch bestimmt sind. Kennzeichnend für sie ist ihre durchaus antieuropäische Haltung. Sehr deutlich spricht diese Erkenntnis ein Führer der russischen eurasischen Bewegung aus, wenn er sagt:

„Der Sinn der russischen Revolution ist Zerstörung der europäischen Vorherrschaft, und dieses Ziel ist durch eine soziale Umwälzung in Europa nicht zu erreichen. Die Überlegenheit der germanischen und romanischen Zivilisation wird bestehen bleiben, selbst wenn Europa und die ganze Welt kommunistisch geworden ist. Die wahre Weltrevolution ist daher nicht Mobilisierung der

Proletarier gegen die Bourgeoisie, sondern Mobilisierung aller Völker Asiens und der kolonialen wie halbkolonialen Länder überhaupt gegen die gesamte germanisch-romanische Kultur der Menschheit, gegen Europa." (Trubetzkoj, „Europa und die Menschheit".)

Es müssen hier noch die andern politischen Gründe aufgezeigt werden, die die russische Revolution mit herbeigeführt haben. Das Zarenreich war angefüllt von Sprengstoffen. Zum Durchbruch kamen diese aber, als der Weltkrieg die großen Erschütterungen auf wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiet herbeiführte. Die kriegsmüden Bauern und Arbeiter waren leicht für die revolutionären Ziele und Parolen zu gewinnen. Dazu kam das schlecht besoldete Beamtentum, in dessen Reihen Unzufriedenheit mit der Regierung herrschte. Ebenso war die Lage der unteren Geistlichkeit sehr schlecht, so daß auch diese an der revolutionären Bewegung oft Anteil nahm. Der politische Zentralismus mit seinen Schattenseiten war auch nicht geeignet, die Liebe zur Regierung zu stärken, besonders unter den Völkern, die, getragen von einem starken nationalen Erwachen, bestrebt waren, sich von dem großrussischen Staat zu befreien und die Gestaltung ihres Schicksals selbst in die Hand zu nehmen. Die Russifizierungspolitik im 19. Jahrhundert konnte natürlich die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht rechtfertigen. Die Tatsache, daß Rußland nicht ein National-, sondern ein Nationalitätenstaat war, war für den Bestand des alten Zarenreichs von ausschlaggebender Bedeutung. Selbst der russische Staatsmann Graf Witte sagte darüber: „Schon durch die Besichtigung der Karte der Entwicklung Rußlands von den Zeiten Ruriks an wird sich jeder Gymnasialschüler davon überzeugen, daß das große russische Reich während seines tausendjährigen Bestehens dadurch entstanden ist, daß die slawischen Stämme, die in Rußland lebten, mit Waffengewalt und andern Mitteln eine Menge anderer Völker allmählich verschlangen. Auf diese Weise ist also das russische Reich zustande gekommen, das somit ein Konglomerat verschiedener Nationalitäten ist. Deshalb gibt es eigentlich kein Rußland, sondern nur ein russisches Reich." („Erinnerungen.")

Alle diese zentrifugalen Kräfte wurden geschickt von den jüdisch-freimaurerischen überstaatlichen Mächten ausgenutzt und so die Revolution herbeigeführt, um zur politischen und staatlichen Macht zu gelangen. Und beim Ausbruch der russischen Revolution nannten die Freimaurer in Deutschland Lenin den konsequentesten Vertreter der freimaurerischen Idee. Das ist die Erfüllung der Prophetie von Walter Rathenau, wenn er sagt: „In hundert Jahren hat die französische Revolution den Kreis der Erde umschritten und sich restlos verwirklicht . . Ihr pathetischer Gedanke der russischen Revolution ist Menschheit, der Wunschgedanke: Diktatur des Proletariats und idealisierter Anarchismus. In einem Jahrhundert wird der Gedanke des Ostens so restlos verwirklicht sein wie heute der praktische Gedanke des Westens. Im Hintergrund der Zeit steht wartend ein letzter Gedanke: die Auflösung der Staatsform." („Der Kaiser".)

Die nichtrussischen Völker des Randgebietes hatten sich der gemeinsamen revolutionären Front angeschlossen. Als die Revolution 1917 kam, fielen die Randgebiete ab. Den Finnen, Polen, Esten, Letten und Litauern gelang es, ihre Unabhängigkeit zu erreichen und auch zu behalten. Andere Völker mit starker historischer Tradition wie etwa die Ukrainer, die Kaukasier oder Turkestaner wurden von dem Moskauer bolschewistischen Staat nach kurzer Zeit einer staatlichen Selbständigkeit zurückerobert.

Die bolschewistische Herrscherclique, einmal zur Macht gelangt, wußte in Verfolg der alten jüdischen Ratschläge genau, daß das wichtigste Mittel, um sich die Gewalt auf die Dauer zu sichern, die Vernichtung der besten Teile des russischen Volkes sowie aller nationalen Kräfte der andern Völker bildete. Darum die systematische Ausrottung der rassisch und charakterlich hochwertigen Menschen auf die brutalste Art und Weise.

Die Mittel, die zur Unterdrückung und Niederhaltung der beherrschten Völker in Osteuropa angewandt werden, sind verschiedenster Art. Zunächst verlockte man die Völker, indem man ihnen eine freie nationale Entwicklung versprach, ja sogar eine Selbstbestimmung bis zur Lostrennung, wie die Parole zu Anfang der Revolution hieß. Diese „nationale Selbstbestimmung" wurde aber bald von Stalin dahin erläutert, daß sie der Form nach national, dem Inhalt nach aber kommunistisch sein müsse. Damit ist auch der wahre Kern der sogenannten Nationalitätenpolitik und das Verhältnis der Herrschaftsclique zu den anderen Völkern gekennzeichnet. Diese Auffassung, die gegen jegliche nationale Regung im völkischen Sinne gerichtet ist, bestimmt auch die Politik bis auf den heutigen Tag mit allen ihren schauerlichen Konsequenzen.

Die jüdischen Machthaber haben ebenso gut gewußt, daß die Verwischung der rassischen und völkischen Grenzen ein ausgezeichnetes Mittel ist, sich auf lange Sicht die Menschen gefügig zu machen. Darum hat man bei der Durchführung der Neuregelung auf dem Lande bewußt Angehörige verschiedener Völkerschaften durcheinander gesiedelt. So z. B. sind auf dem den deutschen Siedlungen in der Ukraine abgenommen Land Angehörige verschiedener Nationalitäten durcheinander angesetzt worden. Diese Tatsache ist typisch und erscheint uns um so bedeutsamer, als sie beweist, wie konsequent die Moskauer Machthaber ihre Politik der Rassenmischung nach alter Weisheit durchführen.

Sind die Völker aber erst gefügig gemacht und als sicheres Werkzeug in der Hand der Despoten, so wird ihre Ausbeutung bis aufs Blut systematisch betrieben. Dieser Ausbeutung dienen alle Mittel im Staat, ob Stachanowbewegung bei den Arbeitern oder das Kollektiv bei den Bauern. Um aber die mit diesen Methoden unzufriedenen Menschen zu beseitigen, wurde neben den bewährten Mitteln der Tscheka und GPU. die Zwangsarbeit eingeführt, die das Leben von Millionen bester Bauern besiegelt, darunter auch unzähliger Opfer deutschen Blutes. Bevor

man die unschuldigen Menschen aber der Vernichtung preisgibt, muß ihre Arbeitskraft restlos ausgenutzt werden. Es entstanden die großen Zwangsarbeitslager, an deren Spitze jüdische Beamte stehen. Der Weißmeer-Kanal wie auch der Moskwa-Wolga-Kanal sind solche Massengräber, in denen viele Hunderttausende ihr Leben gelassen haben.

Ebenso wird der Hunger in erster Linie als legales Mittel zur Zähmung und Lahmlegung sowie zur Ausrottung der nichtrussischen Völker angewandt. Durch die Änderungen in der Roten Armee ist diese in verstärktem Maße in den Dienst der Innenpolitik gestellt worden und wird neben ihrer Aufgabe zur Durchführung der Weltrevolution auch zur Niederhaltung der unzufriedenen Bevölkerungsteile angesetzt. Aus den Randgebieten werden nicht nur einzelne Menschen ausgesiedelt, sondern ganze Landstriche entvölkert oder, wie es besonders in westlichen Grenzbezirken der Fall ist, ganze Völker entfernt. So wird nicht nur die nationale Frage „gelöst", sondern vor allem auch für den Kriegsfall vorgebeugt, da über die Anti-Moskauer Einstellung bei dieser Bevölkerung keinerlei Zweifel bestehen können.

In letzter Zeit haben sich gerade aus den Reihen der bolschewistischen Partei starke Widerstände herausgebildet. Die systematische Vernichtung, die von seiten Moskaus gegen die Völker der Sowjetunion durchgeführt wird, hat zur Folge gehabt, daß diese Ausbeutungspolitik der jüdisch-moskowitischen Clique erkannt und mit ihr der Kampf auf Leben und Tod aufgenommen wurde. Die rücksichtslose Beseitigung der verantwortlichen Funktionäre der Sowjetrepubliken und der autonomen Gebiete läßt deutlich erkennen, daß es dem Kreml darum geht, nur stalin- und moskautreue Anhänger einzusetzen, um mit um so größerer Brutalität den Kampf gegen die Unzufriedenen und die Vernichtung aller Gegner des bolschewistischen Zwangsstaates durchzuführen. Als „Trotzkisten" und „Bucharinisten", „Diener des Faschismus" und „Separatisten" werden sie bezeichnet und hingerichtet. Es wird damit nur bewiesen, daß die Freundschaft der unterdrückten Völker zu Moskau, von der immer soviel geschrieben wird, sowie die vielgerühmte „unzertrennliche Festigkeit der Sowjetunion" nichts anderes ist als eine jüdische Lüge nach Chuzbeart.

Auf diese Weise wird durch die bolschewistische Partei und die Kommunistische Internationale die Ausbeutung der Völker der UdSSR. betrieben und der Ausbau der Sowjetunion zur Basis der Weltrevolution durchgeführt, die Ziel und Zweck der III. Internationale und der Sowjetunion ist.

Während dieser Plan auf einem Sechstel des Erdballs bereits in dieser blutigen Form verwirklicht wird, sollen auch die übrigen Länder nach entsprechender geistiger und politischer Vorbereitung je nach der „revolutionären Situation" erobert und ihre Völker ausgebeutet werden. Die Weltrevolution ist aber nur das Mittel zur Errichtung des Weltherrschaftsplanes mit Moskau an der Spitze.

Über die Moskauer Wühlarbeit nicht nur im Rahmen der III. Internationale und ihrer Trabanten in allen Ländern, sondern auch auf dem Gebiete der Sowjetaußenpolitik berichtet die Presse täglich. Es gibt wohl kaum ein Land in der Welt, wo Moskau nicht seine Hand im Spiele hat, ob in Spanien, im Fernen Osten oder in Südamerika. Europa ist naturgemäß der Erdteil, auf den sich dieses Machtstreben des Sowjetreiches mit besonderer Intensität richtet.

Für die klare Zielsetzung der Moskauer Politik und für ihre Ausrichtung auf eine Umklammerung Europas hin sei nur auf zweierlei hingewiesen. Auf die Bedeutung, die man im Kreml der westlichen Mittelmeerbasis und Spanien beimißt, um von hier aus nicht nur den europäischen Kontinent zu umklammern, sondern vor allem, um auch ein Sprungbrett und Ausfallstor nach den südamerikanischen Ländern zu haben, deren sprachliche und kulturelle Bindungen die Sicherung Spaniens für Moskau so wünschenswert erscheinen lassen. Auf ein anderes Gebiet soll hier noch hingewiesen werden, das in der Öffentlichkeit des Auslandes nicht das Interesse findet, das ihm unseres Erachtens gebührt. Und das ist die Ausrichung der politischen Machtentfaltung der UdSSR. in nordwestlicher Richtung über das Weiße Meer zum Atlantischen Ozean hin. Die rastlose Tätigkeit der Moskauer Regierung im Norden, der Bau des Weißmeer-Kanals, der Ausbau der Häfen, der Flugstationen im Eismeer — alles das sind Beweise dafür, daß man diesen Gebieten eine Bedeutung beimißt, die sich weit über die angegebenen wirtschaftlichen Vorteile hinaus ermessen läßt.

Das nördliche Skandinavien ist aber auch sehr stark Gegenstand der Beachtung der Sowjetpolitik. Die rätselhaften Flugzeuge, die immer wieder über Finnland und Norwegen gesichtet werden, die verdächtigen Anzeichen von Unterseebootfahrten, die Spionageaffären der letzten Jahre in Skandinavien und vor allem die rege Tätigkeit der Bolschewisten in dem norwegischen Spitzbergen, wo sie sich zunächst wirtschaftlich sehr stark verankert haben — alles das ist uns eine Bestätigung dafür, daß Moskau klar und zielbewußt hier einen neuen Weg für seine politische Ausrichtung geht. Dieser neue Weg hat der Umfassung Europas, und zwar vom Norden her, zu dienen. Die Umklammerung ist aber in erster Linie gegen Mitteleuropa gerichtet.

Das Nahziel, gegen das sich die ganze politische Dynamik der Moskauer Zentrale richtet, ist besonders nach dem VII. Komintern-Kongreß im Jahre 1935 „der Faschismus", das heißt in erster Linie das nationalsozialistische Reich. Die Parole der Einheitsfront mit der II. Internationale und die Volksfrontpolitik haben alle nur einen Zweck, eine möglichst breite Front gegen Deutschland aufzustellen. Mit Recht hat man in ihm den stärksten und unerbittlichsten Gegner des Bolschewismus erkannt. Wäre erst einmal das Deutsche Reich dem Kommunismus anheimgefallen, so bestände kein Zweifel darüber, daß der bolschewistische Sieg über ganz Europa auf lange Sicht ein leichtes Spiel gewesen wäre. Was aber dann aus den europäischen Völkern werden würde, das sehen wir am Beispiel der Völker im

Sowjetstaat, das sagt uns auch der bereits zitierte jüdische Schriftsteller, der den Zusammenbruch des britischen Weltreichs in der Zukunft sieht und ein jüdisches Racheunternehmen gegen Europa in Aussicht stellt, das „aus Belgien und Deutschland ein solches Schlachthaus machen wird, daß es nötig sein wird, neue und höhere Deiche um Holland zu bauen", und das „durch Frankreich wie ein Brand durch ein Kornfeld fegen wird" (Samuel Roth: „Now and forever").

Wiederholt hat Deutschland in der Geschichte Europa vor großen Gefahren gerettet. Zuerst waren es Syrier und Afrikaner, die bis an den Rhein vorgedrungen sind, und die von hier aus wieder zurückgeschlagen worden sind. Dann kamen die Heere unter dem Zeichen des Islam, die von Nordafrika her über Spanien nach Mitteleuropa vordrangen und dem Schwerte Karl Martells weichen mußten; dann waren es im Osten die Mongolenscharen, die aus Mittelasien her kamen und bis nach Schlesien vorrückten, bis sie bei Liegnitz um die Mitte des 13. Jahrhunderts aufgehalten wurden und ihren Rückzug antreten mußten. Im 17. Jahrhundert brach wieder eine große Macht aus Asien nach Europa herauf und wurde vor Wien von Deutschen gemeinsam mit den Polen und anderen geschlagen und zum Rückzug gezwungen.

Heute ist erneut für ganz Europa eine Vernichtungsgefahr im Anzuge mit dem Sowjetstern von Zion und Moskau als Vorzeichen. Diese Gefahr ist um so größer, als sie nicht nur mit den großzügigsten Propagandamitteln in Wort und Schrift sowie weitgehendster finanzieller Beeinflussung die Völker zu betäuben bestrebt ist, sondern darüber hinaus eine mit modernsten Mitteln der Technik bestens ausgerüstete Armee unterhält und diese auch einsetzt, wie das Beispiel von Spanien und China deutlich zeigt. Auch in Mitteleuropa, in der Tschechoslowakei, hat sie ihren politischen Vorposten errichtet, von wo der europäische Kontinent von innen heraus gesprengt werden soll.

Auf Grund seiner rassischen Verbundenheit und geistigen Verwandtschaft findet der jüdische moskowitische Bolschewismus überall in der Welt Bundesgenossen. So konnte die Einheitsfront entstehen zwischen den verschiedenen Internationalen, dem Weltjudentum, der Freimaurerei, dem Zionismus und nicht selten sogar mit dem politischen Katholizismus sowie den Resten des Panslawismus, den ausgerechnet ein Litwinow-Finkelstein in Prag in den Dienst des großen Weltherrschaftsplanes stellen zu können glaubt. Der Kreis wird somit zwischen all den Mächten heute geschlossen, die, wie aus unserer geschichtlichen Schau eindeutig hervorgeht, auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehen und heute im Bolschewismus als einem neuen Aufmarsch vorderasiatischen Geistes gegen die europäische Kultur kulminieren.

Zeiten sind vergangen und menschliche Lebensbedingungen haben sich geändert, mit ihnen auch die verschiedensten Parolen vorderasiatischer Weltherrschaftsideen. Einst hieß es das „auserwählte Volk" im Talmud, dann „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", später „Proletarier aller Länder, vereinigt euch" im Kom-

munistischen Manifest und „Weltrevolution und Weltherrschaft" in den Protokollen der Weisen von Zion und im bolschewistischen Programm. Der Inhalt ist aber stets gleichgeblieben. Er ist derselbe, wie er vor Jahrtausenden im gelobten Land gepredigt wurde: nämlich die Ausbeutung der übrigen Völker durch das Judentum und die Errichtung seiner Weltherrschaft. „Siegt aber", sagt Adolf Hitler, „der Jude mit Hilfe seines marxistischen Glaubensbekenntnisses über die Völker dieser Welt, dann wird seine Krone der Totenkranz der Menschheit sein. Dann wird dieser Planet wieder wie einst vor Jahrmillionen menschenleer durch den Äther ziehen."

Von hier aus wird uns die Aufgabe deutlich, die unserm Geschlecht vom Schicksal gestellt ist: die Rettung der menschlichen Kultur in gemeinsamer Front mit gleichgesinnten Völkern in und außerhalb Europas. Dabei sind wir der Ansicht, daß, wie es bereits in der Geschichte der Fall war, die zwischen Deutschland und der Sowjetunion lebenden Völker ebenfalls berufen sind, an dieser Abwehr mitzuwirken. Mit der Lostrennung vom Moskauer Staat haben diese Völker bereits grundsätzlich ihre Wendung vollzogen und damit kundgetan, daß sie sich vom Osten weg und nach Westen, das heißt nach der europäischen Kultur hin, orientieren. Es bleibt unseres Erachtens nach dieser grundsätzlichen, für ihr nationales Dasein lebenswichtigen Entscheidung ihnen nur noch übrig, nunmehr auch angesichts der ernsten Bedrohung aus dem Osten ihre letzte politische Konsequenz zu ziehen.

Das nationalsozialistische Deutschland ist heute bereits ein lebendiger Garant für die Abwehr der weltbolschewistischen Gefahr, um damit die Entwicklung der Völker auf der Grundlage ihrer nationalen Eigenart sicherzustellen. Wir haben den heiligsten Glauben, daß Adolf Hitler das europäische Schicksal einer glücklicheren Zukunft entgegenführen wird.

Professor Dr. Recke, Danzig:

Die neue deutsche Ostpolitik

Wie wir heute, rückwärts schauend, feststellen können, bedeutet der Pakt vom 26. Januar 1934 die Einleitung einer neuen Epoche in der Geschichte Osteuropas, ja ganz Europas. Es ist seitdem eine entscheidende Wandlung in den staatlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Polen und auch beider Staaten zu den übrigen Staaten Europas eingetreten. Was bedeutet nun dieser Pakt vom 26. Januar 1934 für Deutschland? Um es vorweg zu nehmen: er ist die Grundlage geworden, auf welcher der Führer seine Politik aufgebaut hat, die Politik, welche das Ziel hatte, Deutschland aus den Fesseln von Versailles zu befreien. Der Führer hatte erkannt, daß Versailles nicht durch Verhandlungen mit seinen Urhebern überwunden werden konnte, sondern nur dadurch, daß Deutschland versuchte, aus eigener Kraft die Fesseln abzuwerfen, die ihm durch das Diktat vom 28. Juni 1919 auferlegt worden waren. Aber auch das hatte der Führer erkannt, daß dieses Abwerfen der Fesseln nicht durch e i n e kühne Tat vollzogen werden konnte, sondern daß es ein langer Weg war, bei dem jeder Schritt klug überlegt werden mußte.

Denn das Deutschland, das der Führer am 30. Januar 1933 übernahm, war ja ein ohnmächtiges Deutschland. Und an dem Grabe der Unfreiheit dieses Deutschlands saß als grausamer Wächter Frankreich. Die Macht Frankreichs in Europa war gerade damals durch Versailles auf ihrem Höhepunkt angelangt; und um sich in dieser ganz Europa beherrschenden Vormachtstellung zu halten, hatte Frankreich Vorsorge getroffen, daß Deutschland für alle Zeit am Boden gehalten werde. Die ewige Knechtung Deutschlands sollte die Gewähr für die angeblich bedrohte Sicherheit Frankreichs sein. Um Deutschland zu fesseln, hatte die französische Politik ein kompliziertes System sich ausgedacht. Frankreich hatte alle die Staaten im Osten Europas von sich abhängig gemacht, die aus dem Zerfall des Kaiserreiches Rußland und der österreichisch-ungarischen Monarchie zu neuem oder überhaupt erstem staatlichen Leben erstanden waren. Frankreich hatte den meisten dieser Staaten Militärkonventionen aufgezwungen und dadurch die Armeen dieser Staaten zu seinen Hilfstruppen gemacht. Außerdem aber hatten die Franzosen diese Staaten in ein kunstvolles Bündnissystem eingespannt und so eine Staatenmauer geschaffen, die von der Ostsee bis zum Mittelländischen Meer reichte und vor allem die Aufgabe haben sollte, Deutschland im Rücken zu fesseln. Die Hauptbastion in dieser Staatenmauer sollte nach dem Willen der französischen Politiker der neue polnische Staat sein, der ja seine Existenz in der Hauptsache Frankreich verdankte und dessen freigiebige Ausstattung mit früherem deutschem Reichsgebiet durch das Diktat von Versailles nur dem rücksichtslosen Vorgehen der maßgebenden französischen Politiker und Militärs zuzuschreiben war, allen voran Clemenceau

und Marschall Foch. Die französische Politik glaubte daher Polens unbedingt sicher sein zu können.

Denn gerade durch die Tatsache, daß die Westgrenze des neuen polnischen Staates auf den Trümmern der deutschen Ostmarken aufgebaut worden war, glaubte die französische Politik, ewige Feindschaft zwischen Polen und Deutschland gesetzt zu haben. Und diese sollte der unbedingt sichere Aktivposten in der französischen Außenpolitik sein. Denn durch diese dauernd wachgehaltene Feindschaft sollte Polen sprungbereit bleiben, zugleich aber auch sollte es für immer auf die Hilfe Frankreichs bei einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Deutschland angewiesen sein. Aber die französische Politik war durch das Gefühl der großen Machtfülle nach Versailles selbstsicher und stumpf geworden. Die französischen Politiker hatten nicht erkannt — sie gaben sich auch nicht die Mühe, es zu erkennen —, daß in Polen seit dem Jahre 1919 entscheidende, grundlegende Wandlungen sich vorbereitet hatten. Auch die deutsche Politik bis zum Jahre 1933 hat, mit wenigen Ausnahmen, diese Wandlungen in Polen nicht erkannt. Sie betrieb eine durchaus berechtigte Revisionspropaganda gegen Polen, ohne aber dabei zu bedenken, daß der eigentliche Feind Deutschlands nicht hier, sondern bei den Urhebern des Diktats von Versailles, in erster Linie in Frankreich, zu sehen war. Vor allem aber übersah man in Deutschland, daß der polnische Staat, gegen den man ankämpfte, seit dem Jahre 1926 durch neue Männer geleitet wurde.

Um diese Wandlung in Polen verständlich zu machen und damit auch die Politik des Führers, welche auf dieser Tatsache der Wandlung aufgebaut ist, muß ich mich kurz mit den eigentlichen Trägern des politischen Willens in Polen beschäftigen, mit den beiden großen politischen Parteien, aus deren Widerstreit der polnische Staat in den Jahren 1918/19 entstanden ist. Es sind die beiden großen Parteigruppen der polnischen Nationaldemokraten und der polnischen Sozialisten. Beide waren kurz nach dem Jahre 1890 entstanden, fast aus der gleichen Wurzel und mit dem gemeinsamen Ziel, einen selbständigen Staat im Kampfe gegen Rußland zu errichten. Seit etwa 1900 gingen aber die Wege beider Parteien auseinander, bis sie sich schließlich heftig bekämpften. Die Nationaldemokraten gaben den Gedanken an einen selbständigen Staat auf, schlossen sich Rußland an und erklärten seit dem Jahre 1907: Nicht Rußland sei der Feind der staatlichen Selbständigkeit Polens, sondern Deutschland. Hier war die Wirkung einer geschickt durchgeführten französischen Propaganda zu spüren, der von polnischer nationaldemokratischer Seite in die Hände gearbeitet wurde. Das sichtbare Ergebnis dieser Zusammenarbeit der polnischen Nationaldemokraten mit maßgebenden französischen Politikern war das Buch des Führers der Nationaldemokraten, Roman Dmowski: „La question polonaise" (erschienen 1909). Die polnischen Sozialisten dagegen blieben nach wie vor überzeugte Gegner Rußlands und wollten ihren Staat im Kampfe gegen das Zarentum aufrichten. Während des

Weltkrieges haben dann beide Parteien in verschiedenen Lagern gestanden: die Nationaldemokraten auf Seiten der Entente und Rußlands, und die Sozialisten auf Seiten der Zentralmächte, der Gegner Rußlands. Aber nicht nur dadurch unterschieden sich die beiden Parteien, sondern auch durch ihre Dynamik. Die Nationaldemokraten waren die polnischen Kombinatoren, die ihren Staat auf Grund einer Neuordnung der europäischen Verhältnisse als Geschenk von Seiten der Feinde Deutschlands erhofften. Die polnischen Sozialisten waren die eigentlichen Kämpfernaturen, die ihren Staat sich aus eigener Kraft selbst aufbauen wollten. Diese verschiedene Dynamik fand ihre Personifizierung in den beiden Führern der Gruppen, in Roman Dmowski und in Josef Pilsudski, der aus den polnischen Sozialisten Soldaten geschaffen hatte, die als polnische Legionäre Schulter an Schulter mit den Zentralmächten gegen Rußland kämpften.

Als Deutschland im Weltkriege unterlegen war, da waren im Schlepptau der Entente die Nationaldemokraten zu ihrem Ziele gelangt. Gerade nach dem Plan der Nationaldemokraten, die durch ihren Führer Dmowski während des Krieges immer wieder in ihren Denkschriften die deutschen Ostmarken verlangt hatten, ist der neue polnische Staat durch Frankreich in Versailles aufgebaut worden. Frankreich war es also gewesen, das die deutschen Ostmarken dem neuen polnischen Staate zugeschanzt hatte. Und die französische Presse hatte nach 1919 auch immer wieder die Polen an diese Tatsache erinnert. Man hatte gehofft, dadurch die Polen dauernd am Gängelbande der französischen Politik halten und sie zwingen zu können, Frankreich immer zu Diensten zu sein. Vor allem sollten die Polen auf einen Wink von Paris her jederzeit bereit sein, Deutschland im Rücken anzufallen. Und da seit 1919 die Nationaldemokraten den maßgebenden Einfluß in der polnischen Regierung hatten, war die polnische Politik in den ersten Jahren gehorsam in dieser von Paris her gewiesenen Richtung gegangen. Der polnische Staat hatte dieses Vasallenverhältnis auch durch einen Bündnisvertrag und eine Militärkonvention — beide von Februar 1921 — anerkennen müssen.

Pilsudski, der am 14. November 1918 aus eigener Machtvollkommenheit Präsident des polnischen Staates geworden war und diese Stellung gegen die Intrigen der Nationaldemokraten hatte behaupten können, hatte diese Politik der unbedingten Gefolgschaft gegenüber Frankreich gegen seine eigenste Überzeugung zähneknirschend mitmachen müssen. Aber die nach seiner Meinung für Polen entehrende Stellung, dazu der immer schlimmer werdende Parteienwirrwarr, hatten einen derartigen Ekel bei ihm hervorgerufen, daß er Anfang 1923 alle seine Ämter niederlegte und sich ins Privatleben zurückzog. Er lebte in bescheidenen Verhältnissen lediglich von den Einkünften seiner Schriftstellerei in einem kleinen Landhause bei Warschau.

Inzwischen war die Unzufriedenheit mit der außenpolitischen Lage und den Zuständen im Innern immer größer geworden. Die Militärkreise, die noch zum

größten Teil aus alten Legionären bestanden, beschlossen, diesem Zustand ein Ende zu machen. Pilsudski, der Mann, dem sie unbedingt ergeben waren, zu dem auch große Teile der Bevölkerung voll Vertrauen und Bewunderung aufblickten, er sollte die Regierung der Nationaldemokraten stürzen und das Steuer des Staatsschiffes wieder in die Hand nehmen. In der Frühe des 12. Mai 1926 versammelte sich in der Nähe des Landhauses, in dem Pilsudski wohnte, eine größere Truppenabteilung unter dem Vorwand, eine militärische Übung abzuhalten. Auf die Bitte der Offiziere setzte sich Pilsudski an die Spitze der Truppen und rückte mit ihnen gegen Warschau. Vor Warschau machte Pilsudski Halt und ließ die Regierung, an deren Spitze damals der heute im Auslande lebende Bauernführer Witos stand, zum Rücktritt auffordern. Da die Regierung ablehnte, mußten die Waffen entscheiden. So kam es zu einem dreitägigen Straßenkampf, der schließlich am 14. Mai mit dem Siege Pilsudskis endete. Während dieser schicksalsschweren Tage war immer in der Nähe des Marschalls als sein Adjutant ein junger Generalstabsmajor zu sehen: Josef Beck, der heutige polnische Außenminister. Als der Widerstand der Nationaldemokraten gebrochen war und Pilsudski alle Macht in seinen Händen hatte, da trat er nicht wieder selbst an die Spitze des Staates, wie man allgemein angenommen hatte, sondern auf seinen Vorschlag wurde einer seiner besten Freunde und ältesten Kampfgefährten aus den Anfängen der sozialistischen Partei zum Staatspräsidenten gewählt. Das war der Professor der Elektrochemie an der Universität Lemberg, Ignatz Moscicki, der noch heute im Amte ist. Der eigentliche Herr in Polen war aber seit dem 14. Mai 1926 Pilsudski selbst.

Bald zeigte sich, daß dieser innere Umschwung für die außenpolitische Stellung Polens entscheidend werden sollte. Polen wollte jetzt nicht mehr Werkzeug der antideutschen Politik Frankreichs sein, sondern eine selbständige, unabhängige Politik treiben. Diese Emanzipation Polens von der Herrschaft Frankreichs vollzog sich bald darauf in einzelnen Etappen. Sie fand ihren ersten sinnfälligen Ausdruck darin, daß Pilsudski den bisherigen Außenminister Zaleski, der noch stark im Banne Frankreichs gestanden hatte, entließ, und seinen persönlichen Adjutanten, den Obersten Beck, zum Außenminister ernannte (2. November 1932). Mit der Ernennung des Obersten Beck beginnt tatsächlich eine neue Epoche in der Außenpolitik Polens. Die Vasallität Polens gegenüber Frankreich ist nunmehr zu Ende.

Es beweist den politischen Weitblick des Führers, daß er klar erkannte, welche umwälzenden neuen Aussichten sich durch diesen entscheidenden Schritt in Polen für die deutsche Außenpolitik boten. Wenn Polen sich von dem Gedanken der unbedingten Vorherrschaft Frankreichs in Europa lossagte, wenn dieser von Pilsudski geführte polnische Staat nicht mehr das Werkzeug Frankreichs für seine gegen Deutschland gerichtete Knechtungspolitik sein wollte, dann konnte die deutsche Politik nach der Erkenntnis des Führers mit diesem in seiner außenpolitischen Haltung grundsätzlich anders eingestellten polnischen Staat ein großes

Stück Weges zusammengehen. Und dieses Zusammengehen konnte nicht nur Beruhigung an Deutschlands Ostgrenzen schaffen, sondern der deutschen Außenpolitik die Möglichkeit zu kühnen, entscheidenden Schritten bieten. Zur allgemeinen Überraschung bietet der Führer in einer seiner ersten außenpolitischen Erklärungen dem polnischen Staate eine Verständigung an (23. März 1933).

Man schüttelte vielfach den Kopf. Verständigung mit Polen, mit dem Lande, dem die Franzosen die deutschen Ostmarken gegeben haben, und das an der territorialen Zerrissenheit im Osten schuld war? Aber über die schweren Gegensätze hinweg, die die beiden Völker trennten, wollten sich die Führer beider Völker die Hand reichen zu einer Verständigung in der nüchternen Erkenntnis, daß sie so den einzig richtigen Weg gingen, jeder im Interesse seines Volkes. Der Führer hatte erkannt, daß die bisher von deutscher Seite unmittelbar gegen Polen geführte Revisionspropaganda das Vasallitätsverhältnis Polens gegenüber Frankreich nur verstärkt hatte, dieses Vasallitätsverhältnis, das für Frankreich die wichtigste Stütze des Systems von Versailles war. Der Führer erkannte also: wenn er den Kampf gegen das Knechtschaftssystem von Versailles führen will, diesen Kampf, den er schon seit dem Jahre 1920 als den Leitgedanken seines politischen Handelns verkündet hat, dann muß er dem Versailler System die wichtigste Stütze im Osten nehmen, dann muß er dem polnischen Staat die Möglichkeit geben, sich von der Vormundschaft Frankreichs frei zu machen. Dieses Ziel kann er erreichen, wenn er an die Stelle dauernden Grenzkampfes einen Waffenstillstand setzt. Auf der anderen Seite hatte Pilsudski erkannt, daß nicht vom Westen her, nicht vom neuen Deutschland seinem Staate die eigentliche Gefahr drohte, so wie die Franzosen den Polen immer einreden wollten, sondern daß sie vom Osten her, von Sowjetrußland kam.

Bald setzten die Verhandlungen zwischen Deutschland und Polen ein, die sich bis zum Herbst 1933 hinzogen. Im Oktober 1933 konnte die deutsche Politik schon fest damit rechnen, daß die Verständigungspolitik mit Polen zum Abschluß kommen werde. Und als die Abrüstungskonferenz die Forderung Deutschlands nach Gleichberechtigung ablehnt, da kann Deutschland schon den ersten wichtigen Schritt tun. Am 14. Oktober 1933 tritt Deutschland aus der Abrüstungskonferenz und aus dem Völkerbund aus. Am 15. November 1933 fand die entscheidende Besprechung zwischen dem Führer und dem polnischen Gesandten, dem heutigen Botschafter Lipski, statt. Und am 26. Januar 1934 kommt es dann zum Abschluß des Zehnjahrespaktes.

Damit war die entscheidende Bresche in die Gefängnismauer von Versailles gelegt. Polen seinerseits gewann durch diese Verständigung mit Deutschland die so lange ersehnte Aktionsfreiheit auf dem Gebiete der europäischen Politik. Es konnte die Dienstbarkeit gegenüber Frankreich abwerfen; die polnische Politik konnte mündig werden. Der Weg Polens zur europäischen Großmacht war frei.

In Frankreich ist man empört über diesen Schritt Polens. Polen hat, ohne vorher in Paris um Erlaubnis zu fragen, einen selbständigen Schritt in seiner Außenpolitik getan und dazu noch einen Pakt mit dem neuen Deutschland abgeschlossen. Bald setzt eine Gegenaktion von Paris her ein, um Polen an die Seite Frankreichs zurückzuholen. Der französische Außenminister Barthou, der wahre Erbe der Politik Clemenceaus, er ist die Seele der von neuem mit zäher Verbissenheit unternommenen Einkreisungspolitik gegenüber Deutschland. Barthou hat es sich zum Ziele gesetzt, diese nur noch enger zu ziehen, und nun muß er mit Bestürzung feststellen, daß im Osten, an der wichtigsten Stelle, durch die selbständige Politik Polens eine gefährliche Lücke aufklafft. Barthou versucht zu retten, was zu retten ist. Nachdem er in der Abrüstungsfrage sein verhängnisvolles „Nein" gesprochen hatte (17. April 1934), begann er eine große politische Werbereise durch Osteuropa. In Warschau mußte er aber zu seiner Bestürzung feststellen, daß der Leiter der polnischen Außenpolitik, der Marschall Pilsudski, entschlossen war, auf dem einmal beschrittenen Wege mit Deutschland weiterzugehen. Als nun Barthou Ausschau hielt, wie er die durch das Abschwenken Polens entstandene Lücke auffüllen könnte, da meldete sich der Staat, der bisher von den meisten Staaten Europas gemieden worden war: Sowjetrußland. Die Außenpolitik Sowjetrußlands wurde damals von einem Manne geleitet, der noch heute in seinem Amte ist, von dem Ostjuden Meyer-Wallach F i n k e l s t e i n, der sich selbst den russisch klingenden Namen Litwinow beigelegt hat. Litwinow bot nun sein Land als Ersatz für das untreu gewordene Polen an. Beide Staatsmänner beschließen, die stark beschädigte Staatenmauer im Osten wieder aufzubauen. Man wollte ihr aber jetzt einen harmlosen Namen geben, nämlich Ostlocarno, Ostpakt. Deutschland und Polen werden aufgefordert, sich an diesem angeblichen Werk des Friedens zu beteiligen.

Jetzt beobachten wir die überraschende Tatsache: kaum vier Monate nach dem Abschluß des Paktes vom Januar 1934 können wir schon eine gemeinsame deutsch-polnische Front feststellen, sowohl gegenüber Frankreich, wie auch gegen Sowjetrußland. Die Führer beider Staaten, Adolf Hitler und Marschall Pilsudski, sie haben klar erkannt, daß ihre beiden Länder durch diesen sowjetrussischen Vorstoß nach Mitteleuropa bedroht sind, bei dem Frankreich bereit ist, Sowjetrußland Steigbügelhalterdienste zu leisten. Die Bestimmungen des Ostlocarnopaktes sahen nämlich vor, daß sich alle daran beteiligten Länder das Durchmarschrecht zusichern sollten. Frankreich und Sowjetrußland konnten diese Zusicherung ohne Bedenken geben. Aber Deutschland und Polen würden dann in der Aufmarschlinie von Frankreich und Rußland liegen, wenn diese sich gegenseitig zu Hilfe kommen sollten. Deutschland und Polen waren mithin als Objekt der französisch-bolschewistischen Ostpaktpolitik aufs äußerste bedroht, sie lehnten daher eine Teilnahme ab.

In Frankreich war man abermals empört über die Haltung Polens. Man sprach von Verrat und drohte mit der Aufgabe des Bündnisses von 1921. Da schien im Herbst 1934 eine völlig neue Lage geschaffen zu sein durch den Tod des französischen Außenministers Barthou. Dieser wurde bekanntlich am 9. Oktober 1934 beim Empfang des Königs Alexander von Jugoslawien mit diesem zusammen in Marseille ermordet. Sein Nachfolger wurde Laval, der durchaus kein Freund eines Zusammengehens Frankreichs mit der Sowjet-Union war. Es beweist aber die Gerissenheit Litwinows, daß es ihm gelingt, Laval seinen Zielen und Zwecken gefügig zu machen. Und so kommt es zur Unterzeichnung des sogenannten Genfer Protokolls vom 5. Dezember 1934. Erst als es zu spät ist, erkennt Laval, daß er von Litwinow regelrecht betrogen worden ist und daß er der französischen Politik in verhängnisvoller Weise die Hände gebunden hat. Denn nach den Bestimmungen des Genfer Protokolls war Frankreich geradezu automatisch verpflichtet, mit Sowjetrußland ein Bündnis abzuschließen, falls es nicht zum Abschluß des Ostpaktes kommen sollte. Bald aber sollte Laval erkennen, wie sehr er sich in dem Netz, das Litwinow nach ihm ausgeworfen hatte, verfangen hatte. Vergebens sind seine Versuche, sich zu befreien. Litwinow treibt die Dinge vorwärts, er macht die französische Presse mobil und läßt Laval gehörig unter Druck setzen. Dieser gibt nach und unterzeichnet am 2. Mai 1935 das Militärbündnis mit Sowjetrußland.

Mitten in dieser außerordentlich ernsten Zeit stirbt am 12. Mai 1935 Marschall Pilsudski. Aber der Neubau des polnischen Staates, den der Marschall aufgerichtet hat, steht schon fest da. Vor allem stehen zwei Männer an maßgebender Stelle: das sind sein alter Kampfgenosse Präsident Moscicki und sein engster Mitarbeiter, der Außenminister Beck. Sie sind es, die heute noch in erster Linie die Tradition des Marschalls in Polen aufrechterhalten.

Litwinow ist mit dem 2. Mai 1935 scheinbar am Ziel angelangt. In Wirklichkeit ist er aber von diesem Ziel noch weit entfernt, denn der Pakt ist in Frankreich durchaus nicht volkstümlich. Und nun entsteht die Frage nach der Ratifizierung. Vor allem macht ihn die Tatsache besorgt, daß der geschlossene deutsch-polnische Block Sowjetrußland bei seinem Streben nach Westeuropa im Wege steht. Um beide Ziele zu erreichen, baut Litwinow ein kunstvolles System auf, durch das er die Basis vom 2. Mai 1935 durch Anbauten erweitern will. Diese Anbauten verfolgen zwei Ziele: 1. sollen sie Frankreich das Gefühl erhöhter Sicherheit geben und es so für die Unterzeichnung gewinnen, 2. für Sowjetrußland die Möglichkeit bieten, die volle Unterwerfung Europas unter die Herrschaft des Bolschewismus endgültig durchzuführen. Diese Anbauten sind im Süden die Kleine Entente und im Norden der Baltenblock. Bei dem Anbau der Kleinen Entente konnte Litwinow die Mitarbeit zweier Männer in Anspruch nehmen, die ihm schon bei der Bearbeitung von Laval wertvolle Dienste geleistet hatten: Benesch und

Titulescu. Am 16. Mai 1935 erreichte Litwinow die erste Etappe seines Planes. Es kam zum Abschluß eines Militärbündnisses zwischen Sowjetrußland und der Tschechoslowakei. Dieses Militärbündnis war durchaus nach dem Muster des Militärbündnisses mit Frankreich geschaffen worden. Bald nach Abschluß des Militärbündnisses wurde auch ein Abkommen über einen zivilen Flugverkehr zwischen Prag und Kiew abgeschlossen, der in Wirklichkeit ein getarnter militärischer Verkehr werden sollte und auch geworden ist. Über die Bedeutung der sowjetrussischen Luftflotte möchte ich hier keine weiteren Ausführungen machen. Jedenfalls sind die Erwartungen, die Sowjetrußland gegenüber der Tschechoslowakei gehabt hat, durchaus in Erfüllung gegangen.

Man hatte sogar daran gedacht, daß sowjetrussische Truppen zu Lande unmittelbar nach der Tschechoslowakei gebracht werden könnten und zwar dadurch, daß das fehlende Zwischenstück, Rumänien, in das tschechoslowakisch-sowjetrussische Bündnis eingebaut würde. Fast ein Jahr lang, vom Sommer 1935, bis zum Sommer 1936, hatte es den Anschein, als ob die Pläne Litwinows Erfolg haben sollten. Sein Sachwalter, der rumänische Außenminister Titulescu, war eifrig an der Arbeit und hatte alle Vorbereitungen für den Anschluß Rumäniens an das tschechoslowakisch-sowjetrussische Militärbündnis getroffen, als er plötzlich Ende August 1936 gestürzt wurde.

Es fiel allgemein auf, daß diese Abwendung Rumäniens von der Tschechoslowakei und von Sowjetrußland mit einer betonten Hinneigung Rumäniens zu Polen verbunden war, das schon seit zweieinhalb Jahren in einer Front mit dem neuen Deutschland stand. Die Annäherung Rumäniens an Polen war verbunden mit einer Erneuerung des schon seit 1921 zwischen beiden Staaten bestehenden Bündnisses, das damals als Verteidigung gegen Sowjetrußland abgeschlossen worden war. Im Frühling und Sommer des Jahres 1937 wurden die Freundschaftsbande zwischen Polen und Rumänien noch enger geknüpft, und zwar durch die Besuche der beiden Staatsoberhäupter. Anfang Juni war Moscicki in Bukarest, Ende Juni machte König Carol seinen Gegenbesuch in Polen. Diese Besuche zwischen Polen und Rumänien wirkten geradezu alarmierend auf Frankreich und Sowjetrußland. Die sowjetrussische Presse erging sich in wüsten Angriffen gegen Polen, und die französische Regierung richtete sogar offizielle Anfragen sowohl nach Warschau wie nach Bukarest.

Aber weder in Polen noch in Rumänien hat man sich dadurch irre machen lassen. Man ist entschlossen, den einmal beschrittenen Weg einer anti-bolschewistischen Politik weiterzugehen. Die Staatsmänner der Tschechoslowakei dagegen benutzen jede Gelegenheit, um ihr Zusammengehen mit Sowjetrußland zu betonen. Anfang August 1937 war der berüchtigte Dimitroff in Paris, und am 10. November hat der tschechische Außenminister Krofta erklärt, die Tschechoslowakei und Sowjetrußland

hätten ein gemeinsames Ziel, nämlich die Aufrechterhaltung der neuen Ordnung in Europa.

Auch nach Südslawien hat Frankreich, ähnlich wie nach Rumänien, seine Netze ausgeworfen, nach dem Staat, der sich bisher geweigert hat, Sowjetrußland diplomatisch anzuerkennen. Der französische Generalstabschef Gamelin war auf seiner Reise in den Osten auch in Südslawien. Der neueste groß angelegte Vorstoß Frankreichs in den Donauraum ist für die ersten Tage des Dezembers zu erwarten. Da wird der französische Außenminister Delbos eine ähnliche Rundreise machen, wie im Februar 1934 Barthou. Und sein Ziel ist das gleiche: die Staaten der Kleinen Entente wieder an die französische Leine zu nehmen. Aber Delbos wird mit seiner Politik ebensowenig Erfolg haben wie Barthou im Jahre 1934. Vor allem aber ist festzustellen, daß Litwinow sein politisches Ziel im Donauraum, mit Ausnahme von der Tschechoslowakei, nicht verwirklicht hat.

Den gleichen Mißerfolg hat die Politik Litwinows im baltischen Raum gehabt. Estland, Lettland und Litauen sollten in einem Dreistaatensystem an das französisch-russische Bündnissystem angeschlossen werden. Während im Donauraum der tschechische Außenminister als eifriger Sachwalter der bolschewistischen Politik tätig war und alles aufwandte, um die Tschechoslowakei zum Ausfallstor Sowjetrußlands zu machen, hat im baltischen Raum der litauische Außenminister Lozorajtis diese Rolle gespielt. Und ebenso wie im Süden der Tschechoslowakei durch Rußland eine besondere Rolle zugedacht war, sollte Litauen sie im Norden spielen. Litauen sollte in zweifacher Weise dienstbar gemacht werden: 1. durch einen ständigen Druck auf Polen, wozu die Wilnafrage als Mittel benutzt werden sollte, 2. als an die Grenzen Ostpreußens vorgeschobene Bastion Sowjetrußlands. Hier im Norden hat Litwinow noch weniger erreicht als im Süden. Während Litauen im Jahre 1935/36 durchaus in der Moskauer Linie ging, hat es sich im Jahre 1937 sichtbar emanzipiert. Entscheidend dabei wird die Haltung der beiden anderen Staaten, Lettlands und Estlands, gewesen sein. Beide haben kein Hehl daraus gemacht, daß sie sich gegenüber Sowjetrußland nicht engagieren wollen. Jedenfalls ist man in den baltischen Staaten nach den letzten Ereignissen in Sowjetrußland noch mißtrauischer gegenüber den Bolschewiken geworden als bisher.

Wir können feststellen, daß die entschiedene deutsch-polnische Politik Herrn Litwinow sein kunstvolles Konzept verdorben hat. Weder im Norden noch im Süden ist der bolschewistische Plan verwirklicht worden. Weder im Norden noch im Süden steht für Sowjetrußland der Weg nach Mitteleuropa offen. So bleibt als letzte Hoffnung der frontale Angriff gegen Polen, um über die Trümmer des polnischen Staates hinweg vorzustoßen. Zwei Möglichkeiten gibt es hier: den offenen Angriff Sowjetrußlands als militärischer Macht gegen Polen, und den getarnten Angriff der kommunistischen Internationale mit dem Ziel, durch bolsche-

wistische Agitation die Fundamente zu unterhöhlen, auf denen der polnische Staat ruht.

Ob Polen allein imstande sein wird, dem massierten militärischen Angriff der Bolschewiken auf die Dauer Widerstand zu leisten, ist eine Frage, deren Beantwortung ich offen lassen möchte. Bedenklich ist die Tatsache, daß die polnisch-sowjetrussische Grenze 1412 Kilometer lang ist, und mit militärischen Mitteln nur schwer geschützt werden kann. Das Wichtigste aber ist, daß diese Grenze zwischen Sowjetrußland und Polen nicht die Grenze des polnischen Volkstums ist, und daß an dieser russisch-polnischen Grenze eigentlich keine Polen leben, sondern Nationalitäten, die den polnischen Staat nicht als die Verwirklichung ihrer nationalen Wünsche ansehen und danach streben, mit ihren jenseits der Grenze in Sowjetrußland lebenden Volksgenossen vereint, einen eigenen Staat aufzubauen. Das sind die Weißrussen im Norden und die Ukrainer im Süden. Die Grenze wird also von Völkern bewohnt, die zwangsweise Bürger des polnischen Staates geworden sind, die aber diesen Staat verneinen.

Noch gefährlicher ist die Gefahr, welche Polen durch den getarnten Angriff des Bolschewismus droht. Gegen die Propaganda der Komintern-Agenten kann die russisch-polnische Grenze nicht geschlossen werden, und bolschewistische Agitatoren können daher jederzeit nach Polen ungehindert hinüberwechseln. Diese finden für ihre giftige Saat an vielen Orten in Polen ein wohlvorbereitetes Feld. So z. B. in der Landnot der Bauern, der Arbeitslosigkeit unter der städtischen Bevölkerung.

Der eigentliche Pflanzboden für den Kommunismus in Polen ist das Judentum. Polen hat bei einer Gesamtbevölkerung von über 34 Millionen mindestens 3½ Millionen Juden; und von diesen sind 90 Prozent Proletarier schlimmster Sorte. Der jüdische Proletarier ist der eigentliche Sachwalter des Bolschewismus in Polen. Schon im Jahre 1920 hat er die bolschewistischen Truppen bei ihrem Vormarsch gegen Warschau begeistert begrüßt und mit Fahnen empfangen. Auch heute ist es nicht anders. Wo immer in Polen eine bolschewistische Verschwörung aufgedeckt wird, da sind Juden die Hauptmacher. Die Maßnahmen, welche die polnische Regierung gegen den sich ausbreitenden Bolschewismus ergreift, sind unzulänglich. Sie treffen nur die äußeren Erscheinungsformen, stoßen aber nicht bis zum Kern vor.

Welch ungeheure Gefahr dem polnischen Staate vom Bolschewismus her droht und wie wenig Polen in der Lage sein wird, aus eigener Kraft Widerstand zu leisten, das hat eigentlich nur ein Pole klar erkannt, der Marschall Josef Pilsudski. Pilsudski hat den Mut zur Unpopularität besessen und die polnische Politik in eine Bahn gelenkt, die von den meisten seiner Volksgenossen nicht verstanden wurde und auch heute nicht verstanden wird: die Politik der Anlehnung an das neue Deutschland. Wenn der Marschall Rydz-Smigly sich in Wahrheit als der

Träger des Erbes dieses großen Mannes fühlt, dann wird er nichts anderes tun können, als auf dem von Pilsudski gewiesenen Weg fortzuschreiten.

Das von Marschall Rydz-Smigly im Februar 1937 ins Leben gerufene „Lager der nationalen Einigung" (O.Z.N.) ist heute weiter vom Ziele entfernt als im Frühjahr 1937. Auch die von Rydz-Smigly in seiner Ansprache vom 30. Oktober 1937 gepriesene Politik der goldenen Mitte hat keine Einigung und Konsolidierung zur Folge gehabt.

Entscheidende Innenprobleme des polnischen Staates (Judenfrage, Agrarfrage, Staatsführung) sind in letzter Zeit heftig umkämpft, wobei wir die interessante Beobachtung machen, daß gerade die aus den Kreisen der Nationaldemokratie stammende Jugend, die in der Außenpolitik als schärfster Gegner Deutschlands auftritt, in weltanschaulichen Fragen auf das neue Deutschland als Vorbild hinweist.

Wir beobachten also eine beunruhigende Unentschlossenheit gegenüber lebenswichtigen Problemen des polnischen Staatsaufbaues, die über kurz oder lang selbst gebieterisch eine Lösung fordern werden.

Welche Haltung nimmt das neue Deutschland gegenüber dieser Lage in Polen ein? Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in diese häuslichen Angelegenheiten Polens uns einzumischen. Aber Deutschland hat ein unbedingtes Interesse daran, daß der Pakt vom 26. Januar 1934 weiter bestehen bleibt und daß die Grundlagen, auf denen er aufgerichtet wurde, unversehrt bleiben. Das heißt, daß Polen innerlich gesund und widerstandsfähig bleibt und nach außen hin imstande ist, eine selbständige Politik als Großmacht zu betreiben.

Das ist zweifellos der Sinn der Worte des Führers vom 30. Januar 1937, in welchen er betonte, daß der polnische Staat eine Realität sei.

Der leitende Gedanke beider Staatsmänner, des Marschalls Pilsudski und Adolf Hitlers, beim Abschluß des Paktes vom 26. Januar 1934 war, den Streit um die deutsch-polnischen Grenzen zurückzustellen angesichts der großen Gefahr, die beide Staaten bedroht, und so die Möglichkeit zu schaffen, daß beide bis dahin feindliche Staaten eine gemeinsame Abwehrfront gegen den Bolschewismus aufrichten konnten. Diese Front ist da, das ist der große Erfolg der Politik des Führers. Und diese antibolschewistische Front hat in diesem Jahre eine gewaltige Festigung erfahren durch die Haltung Italiens und Japans.

Diese Tatsache müßte den Kreisen in Polen, die bisher im Gegensatz zu der amtlichen Politik standen und noch stehen, zu denken geben. Wir wollen hoffen, daß das polnische Volk sich in seinen aufbauwilligen Teilen bald von der Zwangsvorstellung freimacht, die in dem deutschen Nachbar nur den beutegierigen Eroberer sieht, und sich endlich dazu durchringt, in Deutschland einen wertvollen Bundesgenossen zu sehen in einem Kampf, bei dem Polen durch seine geographische

Lage in vorderster Front steht und dem ersten Ansturm ausgesetzt ist, und wobei es die Hilfe Deutschlands dringend nötig haben wird. Wir wollen hoffen, daß die Polen endlich den einzigen und wirklichen Feind erkennen, der ihr staatliches und kulturelles Leben bedroht, eben den Bolschewismus, und daß Polen nicht nur offiziell als Staat, vertreten durch seinen Staatspräsidenten und den Außenminister Beck, in diesem Kampfe an der Seite Deutschlands steht, sondern daß auch die verantwortungsbewußten Kreise des polnischen Volkes sich aus voller innerer Überzeugung in diese Kampffront gegen den Bolschewismus neben Deutschland einreihen.

Professor Dr. Ferdinand Weinhandl, Kiel:

Deutschland und die Philosophie des Ostens

Das Verhältnis der deutschen Philosophie zur Philosophie des slawischen Ostens ist heute keine bloße Fachfrage. Es kann sich auch nicht mehr lediglich darum handeln, den Nationalcharakter dieser verschiedenen Philosophien besser herauszuarbeiten und damit auch das Wesen der verschiedenen Nationen selbst richtiger zu kennzeichnen, als das bisher von Berufenen und Unberufenen geschehen ist, oder etwa gar eine bei uns nunmehr überwundene Ostsentimentalität und Rußlandromantik der Nachkriegszeit auch nur versuchsweise wieder ernstzunehmen. Für all das ist heute weniger denn je die Zeit. Es könnte nur den Blick vom Wichtigeren ablenken. Denn die Frage, um die es geht, ist zuerst eine politische. Es geht nicht um innerfachliche oder um nationale Unterschiede der deutschen, tschechischen, polnischen, russischen Philosophie, sondern um Sein oder Nichtsein nicht nur Europas, sondern der gesamten Kulturwelt. Es kommt auch nicht darauf an, jeden einigermaßen wichtigen slawischen Philosophen zu behandeln, sondern das politisch Entscheidende an entscheidenden Stellen aufzuzeigen.

Wenn man von der russischen Kultur behauptet hat, daß für sie im Gegensatz zu Deutschland und zum Westen Antike, Renaissance, Reformation und Humanismus keine geschichtsbildenden Mächte waren (v. Bubnoff), so gilt das in einem gewissen Sinn für die meisten slawischen Völker. Es muß aber sofort durch eine zweite Feststellung ergänzt werden, daß nämlich an die Stelle der Antike für die eigentliche Philosophie der Slawen die deutsche Philosophie tritt. Das hängt damit zusammen, daß bei ihnen die Anfänge eines selbständigen philosophischen Lebens durchwegs nicht vor der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts liegen, in einer Zeit also, in der Deutschland durch Leistungen von einer nie zuvor dagewesenen Höhe und Ursprünglichkeit die unbestrittene Führung auf philosophischem Gebiet bereits in seinen Händen vereinigte. Daß die Slawen schließlich mit wenigen Ausnahmen trotzdem instinktiv, ja leidenschaftlich diese schwerste Schule dem bequemeren Angebot des englischen Empirismus und des französischen Rationalismus vorzogen, läßt sich nicht mehr durch bloß äußere Gründe erklären wie etwa durch die Bedeutung Berlins als der weltberühmten Lehrstätte Hegels und Schellings, der Philosophen, die am nachhaltigsten den Osten beeinflußt haben. Es hat tiefere Gründe, die nicht zuletzt für die rassische Zusammensetzung der geistigen Führerschicht jener Völker sprechen.

Für den slawischen Osten steht von Anfang an das erwachende philosophische Leben mit der Idee des nationalen Eigenlebens und der nationalen Selbständigkeit in enger Verbindung. Für die Polen und Tschechen zeichnete das Streben nach Selbstbehauptung einen republikanisch-föderativen Weg gegenüber dem russischen Zentralismus sowohl im polnischen Messianismus wie im Humanitismus Masaryks

vor. In Rußland trat nach der petrinischen Reform dem Westlertum die Slawophilie entgegen. Allen drei Bewegungen, Messianismus, Humanitismus und Slawophilie ist eine Frontstellung gegen das Deutschtum und eine über die slawische Welt hinausgreifende universalistische Tendenz eigen.

Durch seinen Katholizismus stand Polen mehr als die übrigen slawischen Staaten mit dem europäischen Westen und seiner Geschichte in Verbindung. Von der französischen Aufklärung herkommend, vertrat schon Staszitz die politischen Grundgedanken des Messianismus. Der Ausdruck selbst taucht erst bei dem eigentlichen Schöpfer der Bewegung, Josef Hoene-Wronski, in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf. Wronski lernte in Deutschland die Schriften von Kant, Fichte, Schelling, Hegel kennen und hat auch als erster Kants Philosophie nach Südfrankreich gebracht. Trotz seiner Kantischen Schulung verquickt er die Nationalidee mit bestimmten metaphysischen Elementen wie mit der Überzeugung wiederholter Inkarnationen des Einzelgeistes, die von späteren Vertretern der Lehre ganz ausdrücklich im Dienst der nationalen Sendung gemacht wurden. Wie er, standen die meisten Messianisten „ursprünglich unter dem Einfluß von Kant, Hegel oder Schelling" (Lutoslawski). Aber sie vermengten deren Lehre mit den Gedanken der Romantik und mit theosophischen Spekulationen.

Dabei schlägt aber doch ein rational-kritisches Moment bei den Polen immer wieder durch. So geht auch der Philosoph, den manche von ihnen zu ihren größten zählen, Bronislaw Trentowski, über Schelling und Hegel wieder zu Kant zurück und gelangt zu einer Metaphysik der Wahrnehmung, indem sich ihm darin gleichsam alle Seinstiefe, Seinsfülle und Gewißheit auftut. Dieser selbe Trentowski, der 1831 am Krieg gegen Rußland teilnahm und mit seinem Hauptwerk einen „Widerhall der Philosophie, welcher das Mark der *polnischen* Nation beseelt", geben will, malt sich einmal aus, was er täte, wenn er Zar wäre. Er würde „in kurzer Zeit ein freies und glückliches allslawisches Reich gebildet haben", würde „ohne Militär oder Geld" die Tschechen, Serben, Illyrer und südlichen Slawen unterwerfen, würde „später zu ihnen gehen und bewaffnete Polen mitnehmen, damit sie um so eher meinen edlen Absichten Glauben schenken", den „Türken würde ich dorthin vertreiben, von wo er einst gekommen, das ist in das tiefe Asien, und den Deutschen würde ich mit blutiger Schrift auf die Köpfe schreiben, wo ihre Grenzen sind!" So sieht der föderative Messianismus des Mannes aus, der den größten Teil seines Lebens in Deutschland, in Heidelberg und Freiburg verbracht hat. Dabei enthält seine Philosophie selbst nichts, was über die internationale, konventionelle Begriffswelt der Schulphilosophie hinausgeht. Wenn man nicht in der sinnenhaften Wirklichkeitsnähe seines Wahrnehmungsbegriffs einen unwillkürlichen Ausdruck eines rassemäßigen Wesenszugs der polnischen und slawischen Philosophie sehen will.

Das nationale Gedankengut des Messianismus wurde ohne Zweifel durch die Verbindung mit den Logen verwässert, die am Ende des 18. Jahrhunderts in großer

Zahl in Polen neugegründet wurden. Das ist wohl auch die Ursache für die damalige Unfähigkeit, das Wesen der eigenen Philosophie herauszustellen, wie es etwa die mehr als dürftigen zehn Gebote der slawischen Philosophie von Karol Libelt zeigen, die ebensogut in irgendeinem andern katholischen Land von stark humanitärer Durchsetzung hätten aufgestellt sein können.

Daneben ist in Polen eine rational-logische Richtung strenger Wissenschaftlichkeit stets wirksam gewesen und heute unter der Führung der polnischen Logistiker ohne Zweifel die bedeutsamste philosophische Erscheinung des polnischen Geisteslebens. Die Lemberger-Schule des Brentano-Schülers Kasimir Twardowski hat hier mit den Boden bereitet. Der von diesen Forschern vertretene Antiirrationalismus in der von ihnen scharf definierten Weise spricht eine wissenschaftliche Forderung aus, der wir durchaus beipflichten müssen, wenn nämlich verlangt wird, „nur solche Sätze gelten zu lassen, die auf eine nachkontrollierbare Weise begründet sind, wodurch jede mystische Intuition oder Wesensschau ausgeschaltet wird" (K. Ajdukiewics). Aber vorläufig vermissen wir hier wie auch sonst bei den Logistikern die Anerkennung und Inangriffnahme der erkenntnistheoretischen Grundprobleme, um die es nun einmal geht, wenn man sich mit der vom Bolschewismus vertretenen Philosophie hart auf hart auseinandersetzen soll. Die Erkenntnistheorie wird hier ebenso wie von den Phänomenologen und holistischen Neuromantikern Deutschlands als untergeordnet und überaltert beiseitegeschoben, ihre Probleme werden in Probleme der sprachlichen Bezeichnung und Syntax verwandelt, oder sie werden gar im Sinne von Moritz Schlick und seinem jüdisch-marxistischen „Wiener Kreis" der Neopositivisten zu bloßen „Scheinproblemen" erklärt. Gewiß, die polnischen Logistiker haben in aller Form von Anfang an eine durchgängige Übereinstimmung mit den Vertretern dieses Kreises in Abrede gestellt. Erhoffen wir dazu noch eine ausdrückliche Abkehr von dessen Ideal und Programm der internationalen „Einheitswissenschaft"!

In den baltischen Staaten ist namentlich Hegel im vergangenen Jahrhundert in Finnland durch Joh. Wilh. Snellmann u. a. für die Entwicklung und Vertiefung des nationalen Bewußtseins wirksam geworden.

Mit Recht weist Tschizewskij darauf hin, daß dieser Einfluß Hegels nach Osten hin zunimmt und in Rußland selbst seinen Höhepunkt erreicht. Wir müssen dafür die Ursache in den rassischen und geschichtlichen Grundkräften Rußlands suchen. Mit der abgegriffenen Gegenüberstellung von Westlertum und Slawophilie ist dabei nichts ausgerichtet. Auf keinen Fall darf man von ihr seinen Ausgang nehmen, als handle es sich dabei um grundverschiedene Gattungen oder Realitäten, die durch den bloßen Namen schon etwas erklären.

Die Ostkirche wird von ihren eigenen Kennern als „beschaulich und weltabgewandt" (v. Bubnoff) gekennzeichnet. Indem sie so die Haltung eines nicht tätig in die Kulturgestaltung eingreifenden Mönchstypus auf alle Gläubigen

ausdehnt, erzieht sie Menschen, die der Welt gleichgültig gegenüberstehen, eine Haltung, die beim geringsten Anlaß in eine kulturfeindliche umschlagen kann. Dieser Anlaß war in dem Augenblick da, als Peter d. Gr. sein geniales Reform- und Erziehungswerk im 18. Jahrhundert in Angriff nahm und die Tore Rußlands den westlichen Kultureinflüssen weit öffnete. Was nunmehr, letztlich aus dem Gefühl des Mangels und der Rückständigkeit, als fremd und nichtrussisch empfunden wurde, das war gerade jene „Kultur", die, wie man meinte, den Menschen nicht glücklicher machen könne und eigentlich nur das bisher gelebte Leben störe. So konnte ein falsches erwachendes nationales Selbstbewußtsein — denn dem echten hat niemand so sehr gedient als Peter — in der Geringschätzung der Kultur überhaupt eine wirksame Unterstützung finden. Dazu kommt als rassisch stärkste Unterstützung die nomadische Grundnatur des asiatischen Rassenbestandteils im Russen, die wie alles Nomadentum keinen Sinn hat für Dauer, Bestand, Schönheit und Gestaltung. Die Slawophilie verewigte diese Haltung dem Westen gegenüber und verband sie mit den Maßlosigkeiten eines universalistischen Geltungs- und Herrschaftsanspruchs. Selbst ein so sehr völkisch und rassisch denkender Mann wie Dostojewski vermag im Westen nur das Fremde zu sehen, „denn", sagt er, „die Slawophilen glauben an das Volk, weil sie das Eigene und Eigenartige seiner Anlagen anerkennen, die Westler dagegen lassen sich nur unter der Bedingung herbei, an das Volk zu glauben, daß man ihm alles Eigene und Eigenartige nimmt". Wiewohl er im Russen den „Arier" sieht, wird er die tiefe rassische Gemeinschaft mit dem Westen noch nicht gewahr.

Aber damit sind die Quellen und Sammelbecken der Verneinung nicht erschöpft. Indem die Slawophilie, zwar mit politischen Fernzielen, doch an der altrussischen Tradition festhielt, machte sie sich selbst zum Anwalt einer K u l t u r, der nämlich wie sie in der zaristischen Staatsform und der zaristischen Staatskirche vorlag. Gegen diese Kultur richteten sich vor allem zwei Gegner. Einmal all die Menschen, die für das Bedürfnis nach einem vertieften religiösen Leben in der offiziellen Kirche selbst keine genügende Befriedigung fanden. Der vorherrschend kultisch-zeremonielle, wortfremde Charakter der Ostkirche mag oft genug dem religiös-metaphysischen Suchen, Grübeln und Nachdenken nicht genügt haben. Dem kamen die Sekten entgegen, die aber von der Kirche nicht anerkannt wurden. Dazu trat, zeitlich später, am stärksten wohl in der Periode Alexanders I. die Kritik an der bestehenden Gesellschaft und Gesellschaftsform, die von den Westlern, den Intellektuellen ausging. Der Einfluß des Westens geht viel weiter zurück. Er war nicht zuletzt durch die Handelsbeziehungen schon sehr früh gegeben. Namentlich seit der Berührung mit der französischen Aufklärung wuchs er sich zur alles zersetzenden literarischen Gesellschaftskritik aus. Der russische Intellektuelle in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wollte und durfte auf keinen Fall religiös, sozial und politisch rückständig erscheinen. Der Anteil des anarchistischen Elements, Herzen, Bakunin, ist bekannt. Dazu kam die soziale Hoffnungslosigkeit der breiten Masse durch eine lange und drückende Leibeigenschaft, die dann ja

auch dem aus ganz anderen Gründen kulturvernichtenden jüdischen Bolschewismus ein nur zu gut vorbereitetes Werkzeug der Zerstörung in die Hände spielte.

So bezieht sich bei den Russen alles fast ausnahmslos auf das menschliche Zusammenleben in einer so schadhaften wie geliebten Gemeinschaft, in einem gewalttätigen asiatischen Staatskoloß. Das gilt für die Slawophilen ebenso wie mit umgekehrtem Vorzeichen für die Westler. Gerade in diesem wesentlichsten Punkt unterscheiden sie sich überhaupt gar nicht. Und es gilt nicht minder für das religiöse Denken des Russen. Das geht so weit, daß für den slawophilen Religionsphilosophen Chomjakow Wahrheit, und d. h. hier religiös-metaphysische Wahrheit, dem einzelnen überhaupt nur als Teil und Glied der kirchlichen Ganzheit zugänglich ist. Als bloßem einzelnem, etwa in unserm Sinn des großen Individuums, der schöpferischen Persönlichkeit, ist ihm alles verschlossen. Er wird selbst gleichsam zur leeren Hülse, — m. E. ein frühes, aber unverkennbares Zeichen der Anfälligkeit des russischen Persönlichkeitsbegriffs, für die die Gegenwart den weltgeschichtlichen Beweis liefert.

Dieses ursprüngliche Denken in einer massenartig aufgebreiteten Gemeinschaftswirklichkeit ist nun bewußt oder unbewußt durchsetzt, beherrscht und bestimmt von einem entschränkenden horizontalen Großraumdenken. Vom mitschwingenden kartographischen Bewußtsein der „Größe" Rußlands oder des slawischen Siedlungsraums bis zum unbestimmten Gefühl der Weite überhaupt ist es immer dieses Raumbild, das alle Formen des russischen Universalismus vorzeichnet. „Es ist schwer", sagt Dostojewski, „sich von dem Fenster nach Europa, das Peter für uns durchbrochen hat, abzuwenden — das ist nun einmal unser Verhängnis. Indessen ist aber Asien . . . — Ja, das kann doch tatsächlich unsere Rettung sein! Wenn sich bei uns nur ein etwas richtigeres Verständnis für Asien, für diese Idee ‚Asien' durchsetzen würde, welch eine große nationale Wurzel würde dann gefunden!". Er, der unbestechliche Judengegner und -kenner wirft den Europäern vor: „Türken und Semiten stehen ihren Herzen näher als wir Arier". Und er sieht den Grund darin, daß sie dem Russen keine eigene, keine selbständige Idee zutrauen. Aber, sagt er, „wir tragen eine ganz besondere Idee, eine andere als sie, in die Menschheit — das ist die Ursache!" Kennte Europa erst diese, „würde es sich sofort beruhigen, ja sogar freuen". Welches ist diese Idee? Es ist die Rolle des Russen in der Menschheit, die grundverschieden ist von der der anderen Völker. Denn bei diesen lebt jede Nation oder, wie Dostojewski sagt, „jede nationale Persönlichkeit einzig für sich und in sich, wir aber werden, wenn unsere Zeit kommt, gerade damit beginnen, daß wir die Diener aller werden um der allgemeinen Versöhnung willen. Das ist durchaus nicht schwächlich von uns, im Gegenteil, es ist unsere Größe, denn es führt zur endgültigen Vereinigung der Menschheit". Es gehört zum Bild der Slawophilie, daß auch hier der anmaßliche Ton durchschlägt: ein wesentlicher Bestandteil dieses Prozesses ist, daß Rußland aus dieser Liebe heraus den anderen Völkern und Kulturen ihre Ideale ver-

zeihen werde, auch wenn sie sich mit den seinen nicht vertragen. Es versteht sich für Dostojewski auch „von selbst", daß im Zuge dieser Menschheitsbeglückung auch Konstantinopel „früher oder später doch unser werden muß!"

Wenn Florenskij dann das enge Zusammenstehen der Gläubigen als Ausdruck der Liebe nicht nur abstrakt im Gedanken verstanden wissen will, sondern wörtlich im Sinne räumlicher Nähe, die die Kräfte der Gemeinschaft ins Ungemessene steigern soll, so ist auch das wieder ein Beweis für das Raumdenken des Russen, das sich hier in Maximus veräußerlicht.

Dem katholischen logisch-aristotelischen Universalismus etwa eines Othmar Spann tritt damit im Osten ein horizontaler Universalismus des geographischen Raums an die Seite. Wobei es gleichgültig ist, ob und in welchem Ausmaße er außerdem noch metaphysisch erweitert wird. Für die Ostkirche, ihre Religionsphilosophie und Anthropologie bringt dies schon bei Chomjakow die Überzeugung mit, „kein Geist außer Gott kann völlig leiblos genannt werden". Und die Folgerung: „Wer den Leib verachtet, sündigt durch geistigen Hochmut". Rußland, Kirche, die slawische Welt, die Menschheit, all das als mystisch-mythischer Großraum und Begriff gelangt so zur selben Bedeutung wie etwa Bewußtsein überhaupt, objektive Wirklichkeit, Wahrheit u. ä. in der klassischen deutschen Philosophie.

Damit ist zugleich die Generalformel der Übersetzung deutschen Denkens in russisches Denken gefunden: vieles wird ausgesiebt, auf jeden Fall übernommen wird, was den Gemeinschaftsgedanken betrifft, und das um so eher, je mehr es schon physiognomisch seiner räumlich gestalthaften Ausdrucks- und Darstellungsform nahekommt. Daher nimmt Hegel eine so überragende Stellung ein, während mir nichts bekannt ist, was auf ein besonders lebhaftes Ergreifen der Gemeinschaftswirklichkeit im Sinne von Kants Primat der praktischen Vernunft hinwiese. Aus demselben Grund gehen in Rußland Kultur- und Geschichtsphilosophie immer vor Erkenntnistheorie. Mit der Übersetzung in einen radikalen Universalismus fallen die Schranken der bändigenden Form. Wo im Deutschen das Erhabene im Sinne einer immer noch gehaltenen Monumentalität auftritt, erscheint beim Russen das Schrankenlose, Maßlose, auch das Formlose, Unförmige, das ungebändigte Nomadentum, die Horizontale gegenüber der nordischen Vertikalen. Das Logische, Rationalistische, das zu den Anfängen jeder Bildung und daher auch zu jeder Halbbildung gehört, bringt in diesen einheitlichen Charakter der russischen Welt den „westlerischen" Ton hinein, den Intellektualismus, Liberalismus, Parlamentarismus, Atheismus und gewisse logisch-konstruktive, rationale, formale, schulmäßige Außenzüge, die von der westlichen, namentlich der großen deutschen Philosophie oft allein übernommen und zurückbehalten werden.

Dabei wiederholt sich das bekannte Bild. Der Russe meint, daß wir auf ihn als intellektuell minderbegabt herabblickten und seine Stärke, den Reichtum und die Tiefe des Gefühls verkennten. In Wirklichkeit beweist er damit nur, wie sehr er den Intellekt hochschätzt, ja überschätzt, und wie sehr er ihn bereits aus-

gebildet hat — was leichter ist, als er und lange genug auch wir dachten! Alle Wirklichkeit der Geschichte unterscheidet sich wesentlich dadurch von den Objekten der Naturwissenschaft, daß zu ihr, die selbst ein Teil der Natur ist, auch die Selbstbeurteilung der Geschichtsträger, der einzelnen Völker und Nationen ausdrücklich dazugehört. Mag uns der Osten vorwerfen, daß wir ihn intellektuell und schöpferisch unterschätzt hätten, mindestens ebensosehr müssen wir selbst uns den Vorwurf machen, wir hätten in der echt deutschen Überschätzung alles Ausländischen uns bedingungslos die Selbstbeurteilung des Russen zu eigen gemacht. Und die Selbstbespiegelung nimmt nun einmal bei dem psychologisch zweifellos begabten Russen einen sehr breiten Raum ein. Wir waren es schließlich, die an die größere Gefühlsunmittelbarkeit, Wirklichkeitsnähe und Wirklichkeitstiefe, an die „Mystik" des Russen glaubten, die er in seiner Selbstauslegung und Selbstbeurteilung für sich in Anspruch nahm — ausdrücklich im Gegensatz zu Europa, in dem auch die Westler nur das aufgeklärte Europa sahen! Ein Grund mehr, sich von allen abstrakten Formeln und Schematen freizuhalten, von allen Unterscheidungen, die ja doch nur um des Unterschieds willen aufgestellt wurden.

Wir dürfen unsererseits nun aber auch nicht in den Fehler verfallen, aus dem gewonnenen Allgemeinbild jede einzelne philosophische Erscheinung zu deduzieren. Das Vorangeschickte soll lediglich einige Züge der russischen Welt herausheben, die überall rahmen- und sinngebend m i t gedacht werden müssen.

Wie groß der Einfluß von Jakob Böhme auf das russische Geistesleben wirklich ist, läßt sich zur Zeit noch nicht sagen, solange bestimmte Untersuchungen, die im Gange sind, nicht abgeschlossen vorliegen. Behauptet wird er immer wieder. Gewiß taucht auch der Name bei den Klassikern und gegenwärtigen nichtbolschewistischen russischen Philosophen nicht selten auf. Dabei ist es immerhin symbolisch, daß Koyré sein Böhmebuch mit dem Zusammenstoß zwischen Böhme und dem Görlitzer Pastor Gregorius Richter beginnt. Wenn jemand in Rußland, so waren es die Sekten, die sich Böhme aneignen konnten. Das aber ist nichts spezifisch Russisches. Es trifft z. B. ebenso für England zu. Und es ist in beiden Fällen nicht charakteristisch für Böhme, geht an seiner zentralen Leistung vorbei. Der Literatur dieser russischen Sekten maß man aber, wenigstens bei uns, viel zu großes Gewicht bei. Träfe man Ähnliches in unserer Barockliteratur an, es würde kaum beachtet. Das gilt auch für die Schriften des ukrainischen Philosophen Skoworoda (1722 bis 1794), von denen neuerdings, wie mir scheint, zuviel Aufhebens gemacht wurde. Ihr Charakter ist von dem der Schriften Böhmes grundverschieden. Hier zu ihm, Eckehart, ja sogar Fichte, Schelling, Hegel wesenhafte Beziehungen sehen (Tschezewskij), heißt die bildbestimmende Physiognomie über atomistischen Einzelheiten vernachlässigen, die man überall nachweisen könnte, wo das Grundthema aller Mystik, die ungetrennte Einheit mit Gott, und platonische oder neuplatonische Elemente vorhanden sind. Skoworoda gilt als „eigentümlicher Dialektiker . . ., für den alles doppelseitig ist, für den alles sein ‚ja' und sein ‚nein' hat und der

in den Gegensätzen, in den Antinomien die Wahrheit sieht", d. h. nüchtern ausgesprochen, der in nicht endenwollenden Worthäufungen die positive und negative Bewertungsmöglichkeit jedes Dinges ausspricht. Böhme hat nichts mit solcher Eintönigkeit, nichts mit dieser antithetischen Pendelbewegung zu tun. Auf keinen Fall steht sie bei ihm als leitendes Schema, als monotone Grundbewegung des Denkens irgendwie im Vordergrund. Vor allem: Böhme d e n k t in und mit jedem Satz, jedem Wort. Und er baut eine wirkliche Welt auf, eine deutsche Welt, wie es Eckehart, Paracelsus und Schelling taten.

Ähnlich steht es mit Wladimir Solowioff (1853—1900), den die Russen zu ihren größten Philosophen zählen, und den man mit Böhme, Baader und Schelling in Verbindung bringt. Gewiß findet man, von der deutschen Philosophie kommend, bei ihm nichts, was man nicht auch dort finden könnte, und in diesem Sinn „nichts wesentlich Neues" (A. Koschewnikoff). Aber das Gewicht liegt dort, wo es bei keinem deutschen Denker liegt, auf dem slawophilen Gottesreich auf Erden. Das theokratische Gefüge war es auch, was ihn am Katholizismus beeindruckte und anders als sonst bei Slawophilen ein sehr positives Verhältnis zu ihm gewinnen ließ. Er denkt bewußt übervölkisch, ja philosemitisch („Liebe jede Nation wie deine eigene") und ist der Meinung, daß alle Völker in den Zeiten ihrer Blüte ihre völkische Bedeutung erkannten, und zwar in etwas Allgemeinem, Übervölkischem erkannten. Auf jeden Fall interessieren ihn im Grunde ganz andere Dinge als den Görlitzer Schuster. Nicht um die Tiefe und das Wesen der Wirklichkeit, nicht um die geheimnisvoll am lichten Tage vor unseren Augen und Sinnen stehenden Schriftzüge der Natur geht es ihm, sondern um die Fragen einer vom Völkischen zum Übervölkischen gehenden kirchlichen Gemeinschaftsmetaphysik. Ähnlich wie in Polen Trentowski sieht auch er in der Wahrnehmung geradezu die Tiefe und Gegenwart Gottes sich erschließen.

Und nun ein Wort über einen Heutigen, Nikolaus Berdjajew. Nach ihm hat das russische Volk „unter allen Völkern der Erde das stärkste Allmenschheitsempfinden, es hat am meisten vom Geist des Universalismus, — das ist ein Wesenszug der Struktur seines nationalen Geistes". Es braucht nicht nochmals betont zu werden, wie wenig international in dem uns aus der Vergangenheit geläufigen Sinn sich auch die russischen Theoretiker gestern wie heute, links wie rechts diesen Dienst und diese Wohltat denken! Berdjajew hat methodisch von Hegel gelernt. Aber wenn er die Weltkrisis als den positiven „Übergang vom neugeschichtlichen Rationalismus zum Irrationalismus oder Überrationalismus des Mittelalters" deutet und die schöpfungsschwangere „Nacht" eines neuen Mittelalters heraufkommen sieht, so ist das nichts anderes als eine Reminiszenz der Romantik. „Die Nacht ist methaphysischer, ontologischer als der Tag. Der Schleier des Tageslichts bleibt nicht nur in der Natur, sondern auch in der Geschichte nicht lange liegen, er schwindet rasch, in ihm ist keine Tiefe." Wir sehen demgegenüber im Leuchten des Tages wenigstens seit Goethe keine geringere Tiefe und nicht

weniger Geheimnis als in der Nacht. Daß sich aber, wie Berdjajew behauptet, für Jakob Böhme der Urgrund nur in der Nacht enthüllen soll, legt eine ganz falsche Sinnrichtung in sein Denken hinein. Wir brauchen nur an das Lichtziel des zweiten Prinzips bei Böhme zu erinnern. Berdjajew erwartet zwar nicht die Rückkehr des theokratischen Staates, der in allen wesentlichen Programmpunkten versagt habe, „kein Klerikalismus kann die verlorene äußere Macht wieder zurückgewinnen. Aber nur auf religiöser Basis ist es mir möglich, die der Zersetzung anheimgefallenen Staaten und Gesellschaftsordnungen neu zu gestalten. Ich suche nicht die Autonomie des Staates und der Gesellschaft, sondern die Begründung von Staat und Gesellschaft in der Religion".

Weitaus am stärksten und nachhaltigsten von allen deutschen Denkern wirkte in Rußland Hegel. Das ist nach dem Bisherigen nicht verwunderlich. Schellings Einfluß ist geringer. Zu Kant stellt sich im allgemeinen kein befruchtendes Verhältnis her. Eine Ausnahme bildet Tolstoi, der sich Kants Erkenntnistheorie in der Schopenhauerschen Auslegung zu eigen macht und, von Rousseau kommend, zu Beginn der 80er Jahre neben Kant auch Fichte und Hegel studiert hat. Zu den eigentlichen Erschließern Hegels für Rußland gehörte vor allem der Slawophile Iwan Kirejewski (1806—1856). Er ist noch einer von denen, die Hegel in Berlin gehört haben und mit ihm in persönlicher Berührung standen. Er hat die Bedeutung des deutschen Einflusses für Rußland in der Überwindung der französischen Aufklärung erkannt. In seinem Aufsatz „Über den Charakter der Bildung Europas und ihr Verhältnis zur Bildung Rußlands" (1852) billigt er den Denkern des deutschen Idealismus zwar wohl zu, sie hätten den Nachweis der völligen Unzulänglichkeit des abstrakt rationalen Weges und der „Einseitigkeit aller rationalen Abstraktion" erbracht. Er wirft ihnen aber zugleich vor, daß sie ihre ganze Kraft lediglich auf die „Entwicklung eben dieser abstrakten Rationalität" geworfen hätten. So sieht er auch in Hegel lediglich den Philosophen der Gesetze des logischen Denkens. Es ist geschichtsphilosophische Konstruktion von der üblen Art, auf die ich schon mehrfach hinwies, und hier nicht von einem unbedeutenden Literaten, dem es an Verantwortungsgefühl mangelt, sondern von einem wirklich großen und bedeutenden Denker und Programmatiker, wenn Kirejewski den Unterschied zwischen Deutschland und dem Osten auf folgende Formel bringt. Indem die Denker des Westens „die Wahrheit auf dem Wege der Spekulation zu erreichen suchen, kümmern sich die östlichen Denker vor allem um die richtige innere Verfassung des denkenden Geistes, während die westlichen mehr der äußeren Verknüpfung der Begriffe ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Im Osten sucht man die Fülle der Wahrheit zu erreichen, sich der inneren Geschlossenheit der Vernunft zu bemächtigen, bis zu jenem Mittelpunkt aller geistigen Kräfte vorzudringen, wo alle besonderen Geistestätigkeiten zu einer lebendigen Einheit höherer Art zusammenfließen. Die Denker des Westens meinen dagegen, daß die volle Wahrheit von den Teilfunktionen der Vernunft erfaßt werden könne, auch wenn jede selbständig, von den

anderen losgelöst, wirksam ist. Mit einem besonderen Sinn begreifen sie das Sittliche, mit einem anderen das Schöne, mit einem dritten das Nützliche; das Wahre erfassen sie mit dem abstrakten Verstand, und keine dieser Fähigkeiten weiß, was die andere tut, ehe ihre Tätigkeit vollendet ist". Das sagt jemand, der Schelling und Hegel kennt, und das in einer Zeit, in der eben erst Europa und dem Osten durch Goethe der Zusammenschluß aller Geisteskräfte, die „Totalität" des ganzen Menschen als der zu beschreitende neue Weg aufgewiesen und den nachkantischen großen deutschen Idealisten gezeigt worden war! Das ganze Entweder-Oder, von dem Kirejewski spricht, ist deutschen Ursprungs, aus Rußland hat er es nicht mitgebracht, und in Deutschland war die Entscheidung gefallen und die Ausweitung auf ein gegenständliches, anschauliches wirklichkeitsdurchdrungenes Denken, auf die Überwindung der Aufklärung und der Scholastik der bloßen Begriffe vollzogen worden. Und dieses selbe Deutschland hat dann gedankenlos, blindgläubig und subaltern den Russen die Verfälschung bereitwilligst nachgesprochen! Oder ist es nicht auffällig, daß Kirejewski, der Schüler desselben Hegel, für den sich alles um das Konkrete, das konkret Allgemeine, den konkreten Begriff dreht, den Russen das Schlagwort der „Konkretheit" gibt im Gegensatz zum abstrakten und sterilen Europa! Wozu sogar der Ukrainer Tschizewskij bemerkt, daß er dazu „ohne Zweifel von der Hegelschen Philosophie angeregt worden ist." Wir wollen das nicht vergessen, wenn uns heute aus den Kreisen der russischen Emigranten immer wieder gesagt wird, daß die russische Philosophie in so besonderem Maße „ontologisch", „realistisch", „intuitionistisch" sei! An der slawophilen Gewaltsamkeit der Kirejewskischen Zeichnung ändert es nichts, wenn Tschizewskij einräumt, daß Kirejewski später den Vorwurf des abstrakten Denkens gegen Hegel eigentlich zurücknimmt.

Begeisterungsfähig, empfänglich, aber nicht eigentlich schöpferisch-kritisch veranlagt, haben die Russen der Mitte des vorigen Jahrhunderts ebenso für Schelling geschwärmt und sich gegen Hegel gewandt (Tschaadajew, Brief an Schelling vom 20. Mai 1842), wie sie umgekehrt in Hegel den Befreier von der angeblichen schwärmerischen Romantik Schellings zu einem klaren Denken sahen (Stankevitsch). Wobei wir natürlich keinen Grund haben, die naturphilosophischen Phantastereien des Petersburger Schellingjüngers Wellanskij in Schutz zu nehmen. Das Mißverständnis Hegels als eines abstrakten, rein logisch-konstruktiven Denkers reicht bis in die russische Gegenwartsliteratur hinein. Man nehme nur das von B. Jakowenko als Beweis einer Erneuerung der Dialektik abgedruckte Stück von A. Lessow, das den Titel „Genaue Formeln der zur Tetrakide A gehörenden Kategorien" trägt, und in dem es von Einen, Einzigkeit, Setzen, Etwas, Zahl, bewegliche Ruhe, Meonen, Triaden, Tetrakiden usw. nur so wimmelt. Selbstverständlich ist es ein leichtes, eine „ästhetische" Deutung Hegels und seiner Methode als systematisch „vollständig belanglos" zu kritisieren, wie es Jakowenko in diesem Zusammenhang tut, der darin den Kern der Hegel-Deutung von Nicolai Hartmann sehen will.

Daß der Osten Hegel bis in unsere Tage hinein rationalistisch mißverstanden hat, wird uns aber um so weniger wundern dürfen, wenn wir uns daran erinnern, welchen Tiefstand in Wahrheit das Deutschland der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in seinem Kant- und Hegelverständnis, besser -unverständnis, an den Tag legte. In Wahrheit ist Hegel einer der größten physiognomischen Denker aller Zeiten. Sein Blick ist immer auf das „Gesicht" der Erscheinungen, der philosophischen, geschichtlichen und des Kunstwerks gerichtet. Daraus arbeitet er die Lösungen der Probleme heraus. Er tut damit auf seine Art nichts anderes als Kant, Fichte und Schelling, die unzulängliche idealistische und materialistische Vorstellungsarten durch ein richtigeres, höheres und deutscheres Sehen der Dinge und der Welt ablösen und so trotz allem sogenannten Idealismus zu Verkündern eines neuen Realismus werden.

Daß die gegenwärtigen nichtbolschewistischen russischen Philosophen das Versäumte kaum nachholen konnten, ist ebenfalls selbstverständlich, wenn sie wie Losskij und J. Iliin und andere mehr bei Bergson, Husserl, Simmel, Rickert in die Lehre gingen als bei Hegel und den andern deutschen Idealisten oder doch Hegel an jenen maßen.

Das ganz äußerliche abstrakt-rationalistische Hegelverständnis im Rußland des 19. Jahrhunderts begünstigte auch dort den Sieg der Hegelschen Linken. Geschichtlich ist und bleibt es schon in Deutschland selbst das größte Mißverständnis, auf Hegel einen Materialismus aufzubauen, wo doch der gesamte deutsche Idealismus aus der Abwehr gegen den vom Westen drohenden Materialismus verstanden werden muß. Lenin bezieht seine philosophischen Grundgedanken von Marx und vor allem aus Engels „Ludwig Feuerbach" und „Anti-Dühring". Er selbst hat in seinen Schriften und theoretischen Äußerungen lediglich das dort schon Gesagte polemisch angewandt und in die Breite gezogen, darüber hinaus aber keinen eigenen neuen philosophischen Gedanken ausgesprochen. Ja, an der entscheidenden Stelle, denn es ist nur eine, offenbart er trotz der sichtlich zur Schau getragenen Kenntnis der zeitgenössischen Fachliteratur und trotz aller Brutalität des Angriffs einen völligen Mangel an eigentlich kritischer philosophischer Begabung. Das muß ganz ausdrücklich gesagt werden, weil namentlich die Schrift „Materialismus und Empiriokritizismus" von 1909 durch Umfang, Namenskenntnis und scheinbare Schlagfertigkeit ein besonderes Prunkstück der bolschewistischen Philosophie ist.

Hier tritt Lenin den damals im eigenen Lager aufgetauchten Versuchen entgegen, den Positivismus Machs und verwandte Richtungen für den Marxismus in Anspruch zu nehmen. Und das einzig deshalb, weil hier Psychisches, Seele, Bewußtsein immer schon mitvorausgesetzt sind und damit die Alleinherrschaft des Materialismus in Frage gestellt ist. Nur wenn man alles in der Welt restlos materialistisch auf tote Bewegungsvorgänge einer allein absoluten Materie zurückführt, ist dem ursprünglichsten Gefühl des arischen Menschen, daß das Leben mehr als

toter und sinnloser Stoff ist, jede Grundlage entzogen. Darin aber besteht der zielbewußte Kampf des Bolschewismus, wo immer er zur Macht kommt. Nur wenn alles, Geist und Bewußtsein, Seele und Leben ausschließliches Produkt der Materie ist, kann sich der bolschewistische Fanatiker darüber beruhigen, daß dieses Dasein nunmehr keinen Zusammenhang haben kann mit einem höheren Sinn und mit einem alles durchflutenden Leben, das mehr ist als tote Materie und zu Seele und Vernunft ebensowenig im Gegensatz steht wie zu Materie und Bewegung. Hier wird in der unmenschlichsten Form der Kampf gegen den Adel des Lebens geführt: ob die Bolschewisten an die Stelle echter Kunst die expressionistische Karikatur setzen, an die Stelle bodenständiger gewachsener Architektur die geometrische Marotte, ob sie in Rußland und Spanien alles, was auch nur einen Funken Anständigkeit, Ehrgefühl und Treue besitzt, zu Hekatomben hinschlachten oder ihren jüdischen Hohn über alles ausgießen, was Menschen ihr Heiligstes ist, immer ist es derselbe Kampf gegen eine helle lichte Welt und gegen den Schöpfergeist der Kultur. Es sind die Opfer, die innerlich verkrüppelte und vertierte Menschen ihrem Götzen, der toten, chaotischen, jedes Sinns baren Materie bringen. Und sie sehen und begreifen nicht, daß *diese* „Materie" und dieser Materialismus niemals *die* Wirklichkeit, sondern ihr eigenes Selbstporträt, ihr Spiegelbild ist! Das bolschewistische Weltbild verwandelt die Welt zwar nicht in eine mittelalterliche Hölle mit Pech und Schwefel, aber in eine asiatische Sandsteppe und die Kulturen in Trümmerhaufen des Leids.

Unbestimmt, oberflächlich und ohne jedes Bedürfnis nach wirklicher philosophischer Klarheit sind in der Empiriokritizismusschrift Lenins von 1909 die wenigen Stellen, wo er die entscheidenden Gründe für seinen Materialismus beibringt. Um so öfter und ermüdender wird dann das Ergebnis wiederholt, daß jede Philosophie, die statt von Materie von Empfindungen und Empfindungsdaten spricht, bereits offen oder verkappt „idealistisch" sei. Damit stehe sie den theistischen Systemen viel näher als dem echten Materialismus und sei zum Todfeind des Materialismus und zum Klassenfeind des Proletariats geworden. „Die Materie ist das Primäre. Die Empfindung, der Gedanke, das Bewußtsein sind die höchsten Produkte der in bestimmter Weise organisierten Materie. Das ist die materialistische Auffassung überhaupt und die Auffassung von Marx und Engels im besonderen". Daß hinter dem Ausdruck „Produkte" all die Probleme stecken, von denen die Falschheit oder Richtigkeit des ganzen Satzes erst abhängt, das merkt Lenin nicht oder will es nicht merken. Im Gegenteil, er erklärt nicht nur die Empfindung, ohne mit der Wimper zu zucken, so, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, als die „Verwandlung der Energie des äußeren Reizes in eine Bewußtseinstatsache". Sondern er behauptet auch, „diese Verwandlung beobachtet jeder Mensch millionenmal und beobachtet sie wirklich auf Schritt und Tritt". Wir brauchen es uns wahrhaftig nicht erst von dem Engelsabschreiber Lenin sagen zu lassen, daß unser Vorstellen und Erkennen die Wirklichkeit außer uns abbildet.

Aber was dann abgebildet wird, das ist, wenn die Rede vom Abbild und von der vergleichenden Kontrolle überhaupt einen Sinn haben soll, jedenfalls die wahrgenommene, gesehene, erlebte Außenwelt. Nach Lenin-Engels aber soll es die vom Wahrnehmen unabhängige Materie, Kants Ding an sich sein, das für diese „Philosophen" mit Hilfe einiger kleiner Gleitworte erkennbar geworden ist. Das beschwert aber ihr Gewissen ebensowenig wie der ganz offenkundige Rückfall in den schwärzesten Dogmatismus, den ihr ganzes sogenanntes Philosophieren darstellt vom absoluten Primat der Materie angefangen bis zu den einzelnen erkenntnistheoretischen Behauptungen: alles unbewiesene und unkontrollierbare Sätze.

Was auch nach unserer Meinung „jeder Mensch millionenmal" beobachtet, das ist die Verbindung seines Bewußtseins („Bewußtseinstatsache", „Empfindung") mit der Außenwelt. Ganz gewiß beobachtet er nicht die „Verwandlung" der äußeren physikalischen Vorgänge in eine „Bewußtseinstatsache" und schon gar nicht „millionenmal", auch wenn uns Lenin versichert, daß er sie „wirklich auf Schritt und Tritt" beobachtet. Nicht einmal die Verwandlung der äußeren physikalischen Vorgänge in die physiologischen Vorgänge unseres Nervensystems „beobachten" wir, wiewohl wir wissen, daß sie sich allerdings „wirklich auf Schritt und Tritt" ereignen. Wieder verwechseln Engels—Lenin den uns zum Problem werdenden Gesamttatbestand, in dem wir stehen, mit der Lösung des Problems. Dafür gibt es nur eine Erklärung: den beiden ist jener Gesamttatbestand überhaupt nicht zum Problem geworden. Sie haben mit ihm selbst schon genug und merken gar nicht, daß es mit dem Fragen und Denken nun erst losgeht.

Wenn uns aber Lenin wohlwollend empfiehlt, um von allem Subjektivismus und Solipsismus loszukommen, erst einmal die idealistische „Grundvoraussetzung" aufzugeben und die idealistische Linie von der Empfindung zur Außenwelt durch die „materialistische" Linie von der Außenwelt zur Empfindung zu ersetzen, so glauben wir allerdings, daß Goethe in genau derselben Sache etwas früher bereits einen richtigeren und für uns endgültigen Vorschlag gemacht hat. Am 6. Januar 1798 schreibt er an Schiller, wie die Idealisten nie von innen heraus über die bloßen Vorstellungen zu den Körpern gelangen, so erreichen die Materialisten nie von außen hinein den Geist. Nur die ungetrennte Anerkennung beider Größen führe über die künstlichen Zerreißungen und Probleme hinaus.

Anfang der zwanziger Jahre hat Lenin dann abermals auf seine Art die parteioffizielle Philosophie diktiert. Damals mehrten sich unter den bolschewistischen Theoretikern die Stimmen, die sich für den älteren mechanistischen Materialismus von Büchner, Vogt, Moleschott und gegen den offenbar auch von ihnen nicht verstandenen dialektischen Materialismus von Marx — Engels — Lenin erklärten. Lenin entschied wieder, unterstützt von Deborin, eindeutig für den letzteren. Dabei ist das hochtönende Gerede vom dialektischen Materialismus gar nichts anderes als der geschickte Gaunertrick dieser Steppen- und Ghettosöhne, um im Mantel der Wissenschaft und westlichen Philosophie durch kein noch so verändertes physi-

kalisches Weltbild der Zukunft in ihrem antireligiösen Vernichtungskampf, in ihrem Kampf gegen die Seele der Menschen und Kulturen gestört zu werden. Schon in der Schrift von 1909 hatte Lenin, Engels Kritik an Büchner aufgreifend, erkannt, daß ein starres Festhalten am mechanistischen Materialismus in dem Augenblick zur Gefahr für die klassenkämpferische Weltanschauungspropaganda des Marxismus und Bolschewismus werden würde, wo die Physik selbst über einen bloß mechanistischen Materiebegriff hinauswachsen würde. Die Entwicklung der Elektrodynamik hatte damals diese Möglichkeit bereits in allergrößte Nähe gerückt. Also war es doppelt notwendig, Engels Standpunkt zu verkündigen, daß der mechanistische Materiebegriff keineswegs mit der Wirklichkeit zusammenfallen müsse. Er sei vielmehr wie jede wissenschaftliche Theorie eine der zahllosen Annäherungen, mit denen wir uns „dialektisch" an eine immer richtigere und wahrere Abbildung der Wirklichkeit heranarbeiten.

Dabei will Lenin dann die einzige wesentliche Eigenschaft der Materie in ihrer Unabhängigkeit vom Bewußtsein sehen. Einzig dadurch, daß man das einräume, stehe man bereits auf dem Boden des Materialismus. Er setzt hier unklar oder mit Absicht jeden Realismus mit Materialismus gleich. Aber gerade diese Unabhängigkeit vom Bewußtsein ist es doch auch, die von jeder von Lenin bekämpften dogmatischen Metaphysik für ihre transzendenten Gegenstände und Wesen in Anspruch genommen wird. Will Lenin im Ernst jemand glauben machen, daß eine Materie, bei der es lediglich auf ihre Unabhängigkeit vom menschlichen Bewußtsein ankommt, das ist, was er für seine antireligiöse Propaganda braucht? An anderen Stellen blickt es dann auch unverkennbar durch, daß die Materie seines dialektischen Materialismus außerdem noch das Merkmal der physikalischen Bewegung hat. Das ist die „Selbstbewegung" der Materie, die an die Stelle der physikalischen, biologischen und seelischen Wirklichkeit tritt. Das Resultat ist eine unendliche Verarmung des Lebens, ein öder, formelhafter Physikalismus. Die größten Unterschiede wie etwa die zwischen Psychischem und Physischem werden dann dialektisch mit der Zauberformel der „Sprünge" aus der Materie herausentwickelt und erklärt, indes man sich vorher nicht genug tun konnte, sie zu bagatellisieren. 1931 heißt es in einem Entschluß der „Gesellschaft der kämpfenden Marxisten": „Indem sie die Dialektik anwendet, entwickelt sich die Partei weiter". Warum wird hier der Hegelsche Ausdruck Dialektik und nicht einfach Entwicklung verwendet?

In einem Fragment „Zur Frage der Dialektik" gibt Lenin dazu eine interessante Aufklärung. Der Artikel wird von den Bolschewisten offenbar besonders bewundert, denn er ist 1925 bereits in deutscher Sprache erschienen. Sicherlich ist er in seiner gänzlich unorganischen Art und in seinem völligen Mangel an Zusammenhang und Durchsichtigkeit ein wahrhaft erschütterndes Dokument. Dort nun stellt Lenin der „Entwicklung als Verkleinerung und Vergrößerung, als Wiederholung" gegenüber eine andere Art der „Entwicklung als Einheit der Gegen-

sätze (Spaltung des Einheitlichen in einander ausschließende Gegensätze und deren gegenseitige Beziehung)", die das Wesen der Dialektik ist. „Die erste Auffassung ist tot, arm, trocken, die zweite lebendig. N u r die zweite liefert den Schlüssel zum Verständnis der ‚Selbstbewegung' alles Seienden; nur sie liefert den Schlüssel zum Verständnis der ‚Sprünge', der ‚Unterbrechung im Aufeinander', der ‚Verwandlung in das Gegenteil', der Vernichtung des Alten und Entstehung des Neuen". Nun kann Lenin sogar großartig erklären: „Als ob der Materialismus die ‚geringere' Realität des Bewußtseins oder unbedingt ein ‚mechanisches' Bild der Welt als der s i c h b e w e g e n d e n M a t e r i e behauptete, nicht aber ein elektromagnetisches oder ein sonstiges noch ungleich komplizierteres Weltbild!" (Materialismus und Empiriokritizismus). Natürlich, der „dialektische" Materialismus bringt ja mit seinen „Sprüngen", „Unterbrechungen im Aufeinander" und „Verwandlungen in das Gegenteil" auch das Kunststück zuwege, die beileibe nicht „geringere" Realität des Bewußtseins aus der — sich bewegenden Materie hervorgehen zu lassen! Es kann also nichts geschehen, das, worauf es Lenin einzig ankommt, ist gesichert und viel besser als mit dem dummen und schwerfälligen mechanistischen Materialismus — der wenigstens ehrlich war.

W e n n m a n z u e r s t a l l e M a n n i g f a l t i g k e i t d e r W e l t u n d d e r E r s c h e i n u n g e n m i t d e r r u s s i s c h e n D a m p f w a l z e a u f d e n t o t e n S t o f f e i n g e e b n e t h a t, s o l l n u n d i e D i a l e k t i k d u r c h „S p r ü n g e" w i e d e r j e d e d e n k b a r e S e i n s h ö h e a u s d e m K e h r i c h t h a u f e n d e r W e l t h e r a u s z a u b e r n. S o d e n k t s i c h d e r B o l s c h e w i s m u s j a a u c h d e n A u f b a u v o n K u l t u r a u s d e m C h a o s, d a s e r z u e r s t a n g e r i c h t e t h a t. D a s s i n d n i c h t s a n d e r e s a l s g e i s t i g e S c h i e b u n g e n. Z u e r s t l e u g n e t m a n d i e u n a b l e i t b a r e n U n t e r s c h i e d e d e r W i r k l i c h k e i t, d a n n s a g t m a n f ü r U n a b l e i t b a r k e i t „S p r u n g" — u n d d a n n f ü h r t m a n d a s U n a b l e i t b a r e e i n f a c h w i e d e r e i n u n d t u t s o, a l s o b m a n e s a u c h n o c h d i a l e k t i s c h „e r k l ä r t" h ä t t e d u r c h d i e „S p r ü n g e". Bei Hegel sind die Sprünge nicht Erklärung, sondern Feststellung. Bei Lenin aber sollen sie die Allentwicklung aus der Materie wieder einschmuggeln, wo man sie selbst schließlich a l s u n t e r b r o c h e n, a l s n i c h t v o r h a n d e n zugeben mußte! Jetzt ist endlich die „Materie" voll ausgerüstet mit allen Zügen, die sie braucht, um im kommunistischen Religionsersatz die freigewordene Stelle des Schöpfungsgedankens einzunehmen.

Aber nicht nur eine grauenhafte materialistische Verarmung und Verödung innen und außen ist das Resultat dieser bolschewistischen Weltbeglückung. Wir erfahren aus dem eben Wiedergegebenen auch mit der erstaunlichsten Unverhohlenheit das Rezept, nach dem man dabei verfährt. „Spaltung des Einheitlichen in einander ausschließende Gegensätze": auf diesem Weg hat man den Klassenhaß geschürt und den Klassenkampf in alle Völker getragen. Auf diesem Wege hat man

den Blick von den ursprünglichen organischen Einheiten des Lebens, der Rasse, der Gemeinschaft, auf die doch nur scheinbar sich ausschließenden Gegensätze gelenkt und überall Unfrieden gesät. Es ist die Verschwörerformel des Weltjudentums, die in roter Flammenschrift über dem Staate Lenins steht.

Wenn man schon den kindlichen Fehler begeht, eine Weltanschauung von der Lösung der schwierigsten erkenntnistheoretischen Probleme abhängig zu machen, statt sich an die sichtbarste Not und die unübertönbare Sprache der Phänomene und des Bluts zu halten, dann muß man auch zu jenen Problemen die nötige philosophische Begabung mitbringen, muß die bislang besten Leistungen auf diesem Gebiet zu würdigen wissen und mit äußerster Energie des Gedankens das Problem klarer, die Lage durchsichtiger machen, als sie bisher war. Nichts von all dem hat Lenin getan. Hätte er auch nur Kants Lehre von der Einheit des Bewußtseins und seine Widerlegung des Materialismus zu *verstehen* vermocht, so hätte ihm das philosophische Gestammel von Engels niemals auch nur den geringsten Eindruck machen können. Hier aber rächt sich die offenbare Unfähigkeit der Russen, Kant in seinen eigentlichsten Leistungen überhaupt zu verstehen. Es kommt wahrlich nicht darauf an, ob sich die Mehrheitsabstimmung für oder gegen das Kantische Ding an sich erklärt und für oder gegen seine Lehre von Raum und Zeit. Kants Wurzeln und geniale Kraft des Gewahrwerdens liegen tiefer. Ohne davon wenigstens einen Hauch zu verspüren, gibt es seither keine legitime und kritische Philosophie mehr. Das ist aber auch das mindeste, was gefordert werden muß, wenn man den Bolschewismus von seinen philosophischen Voraussetzungen, vom dialektischen Materialismus her bekämpfen will. Immer mehr entpuppt er sich dann nicht als Weltanschauung, sondern als die Vernichtung jeder Weltanschauung.

Trotz einer sehr ausgedehnten und regen philosophischen Tätigkeit hat die russische Emigration von sich aus gerade nach dieser Richtung hin nichts getan, um wenigstens mit den Waffen der philosophischen Zergliederung dem Volksbetrug, der in ihrer Heimat wütet, wirksam entgegenzutreten. Im Gegenteil, der Herausgeber der Zeitschrift „Der russische Gedanke", Boris Jakowenko, feiert unter den Jubilaren des Jahres 1930 den „hervorragenden Marx-Engels-Forscher", „einen der geistigen Führer des heutigen Rußlands", David Borissowitsch Rjasanow, den Juden Rjasanow, eigentlich Goldendach, den Begründer des Marx-Engels-Instituts in Moskau. Daß dann das Erscheinen von Lenins sämtlichen Werken von Jakowenko begrüßt wird, weil es jedem Menschen ermöglicht, sich „in den direkten Kontakt mit dem Ideenvorrat Lenins" zu setzen, braucht uns dann wahrlich nicht mehr zu wundern, mit Lenin, der für Jakowenko „unbestreitbar nicht nur der hervorragendste, mächtigste und erfolgreichste unter den Führern der russischen revolutionären Bewegung der letzten dreißig Jahre", sondern auch „einer der seltensten Menschen ist, denen es vergönnt war, noch im Leben vermittels ihrer Ideen einen gewaltigen Einfluß auf die ganze Welt auszuüben"!

Die eurasische Bewegung der Berdjajew, Miliukow, Karsawin und anderer aber ist zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus ebensowenig fähig wie etwa die Paneuropabewegung von vorgestern: Romantisch nach rückwärts gewandt treten die Eurasier das universalistische Erbe der alten Slawophilen in religiös-politischer Umprägung an. Während Rußland rüstet und mordet, träumen sie von Eurasien, der „symphonischen Persönlichkeit" der orthodoxen Kirche und Kultur.

Während in den baltischen Staaten die bolschewistische Gefahr zum Teil durchaus in ihrer Größe erkannt wird, während Polen erst jetzt wieder den Beweis geliefert hat, daß es sich seiner Schicksalsgemeinschaft mit der Kultur des Abendlandes bewußt ist, fehlen in der Tschechoslowakei und in der tschechoslowakischen Philosophie zur Zeit alle Voraussetzungen, dieser Gefahr politisch und philosophisch wirksam zu begegnen. Mit der Schlacht am Weißen Berge kam in Böhmen der Katholizismus wieder zum äußeren Sieg über die nationale hussitische Bewegung. Nach dem langen Einfluß der Jesuiten war es dann erst im vorigen Jahrhundert zu einem selbständigen philosophischen Leben namentlich im Anschluß an Herbart, aber auch an Schelling und Kant gekommen.

Sicherlich nicht erst durch Comte, sondern schon durch die kantfeindliche Haltung seines Lehrers Brentano bringt Thomas Masaryk den bisherigen Einfluß Herbarts und des deutschen Idealismus zum Stillstand. Er selbst knüpft bewußt an der nationalen Tradition, an Hus, den Böhmischen Brüdern, Comenius und Palacki, an. Mit seinem Humanitismus, der, zwar national, dennoch die Nation der Menschheitsidee unterordnet, glaubt er, unmittelbar das Erbe der Böhmischen Brüder fortzusetzen. Ja, in einer eigentümlichen, schon an Chauvinismus grenzenden Geschichtsphilosophie will er in der Hussitischen Reformation den Anstoß nicht nur zur Tat Luthers, sondern zugleich auch die Wurzel der französischen Revolution sehen. Derselbe Mangel an Blick für die entscheidenden geschichtlichen Unterschiede und für das Gesicht der wirkenden Mächte offenbart sich in seiner Meinung, daß die atheistische bolschewistische Revolution in Rußland eigentlich derselbe Geist der Revolution sei, der mit der Renaissance und mit Luther beginnt und auch bei Kant auf geistigem Gebiet vorliegt, nur daß er in Rußland seine rein negative Seite zeige. Dabei ist Masaryk überzeugter Theist und hat außerdem schon 1899 in dem Buch „Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus" die philosophischen Unzulänglichkeiten des dialektischen Materialismus sehr richtig gesehen und herausgestellt. Er erkennt ferner, daß die russische Philosophie negativ ist, ohne im wahren Sinne kritisch zu sein, und gelangt damit sogar zu einer positiveren Bewertung Kants, den er den Russen — zusammen mit Hume — als Lehrer wünscht. Der Herrschaft des mystischen und passiven Elements im Russentum will er den Geist der Tätigkeit, die „Moral der Arbeit" und die klare kritische Vernunft in seinem eigenen Volk gegenüberstellen. Eine ähnliche aktivistische Geschichtsphilosophie vertritt der ihm nahe-

stehende Biologe und Philosoph Radl. Aber Masaryk war zugleich der entschiedene Vertreter des westlichen demokratischen Prinzips, sein judenfreundlicher Humanitismus weiß nichts vom Rassengedanken als der Schicksalsfrage der Völker. Er umgeht ihn mit der wohlbekannten Methode der Problemvertagung. „Man kann die Unterschiede der Rasse und Nationalität nicht leugnen; aber sie sind nicht der Art, daß durch sie die geschichtliche Entwicklung erklärt werden könnte. Denn ihre Entstehung und Veränderlichkeit bedarf selbst der Erklärung." Bezeichnend ist folgendes Urteil Masaryks aus dem Weltkrieg. „Wir können und müssen den politischen Realismus annehmen, wir können jedoch nie die Realpolitik eines Treitschke, Mommsen, Lagarde, Bernhardi usw. annehmen, welche Anthropologie in Zoologie verwandelt haben." In der von ihm mitgeschaffenen Kleinen Entente sah er die Keimzelle der künftigen Vereinigten Staaten von Europa (Coudenhove-Kalergi). Der ungeheure Einfluß, den Judentum und Weltfreimaurerei gerade in Prag ausüben, ist ein erschütterndes Beispiel dafür, wie ein Volk mit seinem geistigen Organisator wider besseres Wissen zum Wegbereiter des Bolschewismus wird. Bezeichnend für die in der Tschechoslowakei lebende russische Emigration ist übrigens die Tatsache, daß B. Jakowenko nur die französischen, englischen und vor allem russischen Einflüsse auf Masaryk erwähnt, mit keinem Wort die deutschen, mit keinem Wort Zöllner, bei dem er gearbeitet hat.

Die Frage nach dem Verhältnis der deutschen Philosophie zur Philosophie des Ostens hat sich uns verlagert auf die Auseinandersetzung der Philosophie mit den Grundlagen des Bolschewismus. Dabei zeigte sich deutlich, daß die Unterschätzung oder Verkennung des dialektischen Materialismus als Ausdruck des Willens zur Zertrümmerung jeder geistigen Welt, jeder Kultur und jeder Adelsauffassung des Daseins notwendig zu einer Schwächung der Abwehrfront gegen den Bolschewismus führt. Genau so wie es politisch kein Paktieren mit diesem Gegner gibt, so auch nicht in den philosophischen Grundlagen. Angesichts dieser Tatsache, wo sich nur mehr die hohen weiten Räume und Welten der Kultur auf der einen Seite und das Chaos der sinnlosen Atomisierung und des Materialismus auf der andern Seite gegenüberstehen, werden nicht nur literatenhafte Fragen nach dem Wesen des russischen Menschen und ähnliches zum müßigen Spiel. Sondern ebenso erweist sich die romantische Erneuerung panslawistischer Ideen als bedrohliche Blindheit gegen die ganz andersartige Gefahr der Stunde. Messianismus und Slawophilie mögen einmal ihr geschichtliches Recht und ihre geschichtliche Notwendigkeit gehabt haben. Sie mögen als erwachendes Nationalbewußtsein nicht immer frei von Chauvinismus gewesen sein. Heute geht es nicht mehr um die Einheit der slawischen Völker, sondern um die größere gemeinsame Einheit der arischen Welt, ja um die Rettung der Kultur überhaupt vor dem Chaos.

Aus der Literatur

Berdjajew Nikolaus, Das neue Mittelalter, 1927.

v. Bubnoff Nicolai, Kultur und Geschichte im russischen Denken der Gegenwart, in: Quellen und Studien des Osteuropa-Instituts in Breslau, 1927.

Der russische Gedanke, Internationale Zeitschrift für russische Philosophie, Literaturwissenschaft und Kultur, hrg. v. B. Jakowenko.

Dostojewski, Politische Schriften, 1923.

Frank Viktor, Russische Selbstzeugnisse, 1889.

Hartmann Hans, Denkendes Europa, 1936.

Hoene-Wronski, Prodrom des Messianismus oder der absoluten Philosophie, übersetzung aus dem französischen Original, 1928.

Jakowenko B., Ein Beitrag zur Geschichte des Hegelianismus in Rußland, 1934.

ders., Zweiter Beitrag zur Geschichte des Hegelianismus in Rußland, Hegel und die Anfänge des Slawophilentums (1834—1849), 1935.

Kirejewski J., Rußlands Kritik an Europa, übersetzt von v. Bubnoff, Frommanns philosophische Taschenbücher, 1923.

Lenin, Materialismus und Empiriokritizismus, Sämtliche Werke XIII.

ders., Zur Frage der Dialektik, Sämtliche Werke XIII.

Masaryk Th., Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus, 1899.

ders., Rußland und Europa, 1913.

ders., Das Problem der kleinen Völker in der europäischen Krisis, 1922.

Festschrift Th. G. Masaryk zum 80. Geburtstage, Der russische Gedanke, hrg. v. B. Jakowenko. Erg.-Bd. 1930, I. u. II. Teil.

Östliches Christentum, Dokumente, hrg. von v. Bubnoff u. Ehrenberg, 1925.

Rosenberg Alfred, Pest in Rußland, 1922.

Tschizewskij D., Hegel bei den Slawen, Veröffentlichungen der Slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Universität in Prag, I. Reihe, Heft 9, 1934.

ders., Hegel in Rußland, Inaugural-Dissertation, Halle a. S., 1934.

Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie, Fünfter Teil: Die Philosophie des Auslandes, 1928. (Man beachte dazu aber die Kritik von W. Szylkarski in Der russische Gedanke, I. Jhg. 1. Heft, S. 205 ff.)

Karl-Heinz Schroetter:

Die Vorgeschichte des Ostens im Lichte neuer Erkenntnisse

Ein das gleiche Thema behandelnder Vortrag wurde von Professor Dr. Carl Engel (Riga) auf der 4. Reichsarbeitstagung des Amtes Schrifttumspflege am 19. November 1937 gehalten. Da der Vortrag ohne Manuskript gehalten wurde und Professor Engel infolge anderweitiger Inanspruchnahme nicht in der Lage war, seine Ausführungen schriftlich niederzulegen, hätten wir auf seine Wiedergabe verzichten müssen. Wegen der großen Bedeutung des Themas im Rahmen unserer Zielsetzung haben wir jedoch einen jungen Gelehrten, der sich eingehender mit der Vorgeschichte des Ostraums beschäftigt hat, um eine Darstellung gebeten. Er fußt dabei zum Teil auf den Untersuchungen Engels und anderer Vorgeschichtsforscher aus Ostdeutschland und seinen Nachbarländern, bringt jedoch darüber hinaus wichtige eigene Erkenntnisse und neue Wertungen, vor allem hinsichtlich der germanischen Kultureinflüsse in Osteuropa und ihrer weltanschaulichen Bedeutung.

Seit dem Ableben Max Eberts, der nach Kossinna der Inhaber des Lehrstuhls für Vorgeschichte an der Berliner Universität gewesen ist, hat man sich in Deutschland nur in sehr beschränktem Maße und, wenn überhaupt, dann nur in ganz einseitiger Blickrichtung mit der Vorgeschichte Osteuropas beschäftigt. Die Gründe dafür sind leicht ersichtlich. Das Land selbst und damit auch seine Museen waren uns seit der Bolschewisierung immer schwer zugänglich, sind uns heute restlos verschlossen. Aber selbst wenn sie uns auch zugänglich wären, so würden wir doch bei der Bearbeitung des vorgeschichtlichen Fundstoffes in den Museen die allergrößten Schwierigkeiten haben, wie uns das die Berichte finnischer und estnischer Fachkollegen[1a]) gezeigt haben. Ausländische Fachvertreter einer Wissenschaft können meist nur nach Überwindung großer Schwierigkeiten, und selbst dann durchaus nicht immer, Zutritt zu den Studiensammlungen der Museen erlangen. Die Ordnung der Sammlungen selbst ist im wesentlichen nach marxistisch-soziologischen Gesichtspunkten vorgenommen und schließt damit eine Verständigung auf internationaler Grundlage so gut wie vollständig aus.

Man rechnet heute in Sowjetrußland nicht mehr, wie wir es gewöhnt sind, nach einem Stein-, einem Bronze- und einem Eisen-Zeitalter, sondern etwa nach einem Zeitalter des primitiven Kommunismus, dem ein Zeitalter der „Sklavenhalter" folgt (zu denen unter anderen Griechen, Römer und Skythen gerechnet werden), das dann wieder von einem Zeitalter des frühen und späten Feudalismus usw. abgelöst wird. Es ist selbstverständlich, daß auf diese Weise oft die zeitlich verschiedenartigsten Dinge entweder auf einen Nenner gebracht werden, oder daß in den wirtschaftlich ganz unterschiedlich gestalteten Gebieten Sowjetrußlands

---

[1a]) Bes. durch A. M. Tallgrens Berichte in Eurasia septentrionalis antiqua I, S. 140 ff.; III, S. 196 ff.; VI, S. 214 ff.; VII, S. 262 ff.

Laid, E., Notes on the Cultural Life of Soviet Russia. Ebenda VII, S. 206 ff.

zeitlich Verschiedenartiges zusammengeworfen wird. Nach einer derartig marxistisch-soziologischen Einteilung ist im wesentlichen auch die Ordnung der Museenbestände durchgeführt. Weitere Schwierigkeiten für eine nähere Bekanntschaft mit den russischen Funden erwachsen aus der Tatsache, daß die meisten unserer deutschen Büchereien selbst aus der Vorkriegszeit nur ganz mangelhaft mit russischer Literatur versorgt sind; und nicht zuletzt daraus, daß beinahe allen deutschen Vorgeschichtsforschern russische Sprachkenntnisse fehlen.

Die eigentümliche marxistisch-materialistische Grundhaltung, die die russische Vorgeschichtsforschung wie überhaupt den gesamten wissenschaftlichen Betrieb in der Sowjetunion beherrscht, ist bereits von anderer Seite zur Genüge gekennzeichnet worden[1b]. Auf die Irrlehren der sowjetrussischen Vorgeschichtsforschung brauche ich daher hier nicht näher einzugehen; vielmehr will ich mich bemühen, aus russischen Vorkriegsveröffentlichungen und aus einigen der sauberen Materialveröffentlichungen, die im bolschewistischen Rußland gelegentlich noch neben der bolschewistischen Tendenzliteratur erschienen sind, Positives für die Germanenforschung und für unsere weltanschauliche Haltung gegenüber den Ostfragen herauszuarbeiten.

Die geschilderten Schwierigkeiten und der katastrophale Mangel an neuerer russischer Literatur brachten es mit sich, daß der Blick zunächst auf kleinere und leichter zu bewältigende Aufgaben gerichtet werden mußte. Erst dann konnten weitere Räume und größere Zusammenhänge ins Auge gefaßt werden. Dementsprechend habe ich zunächst von einem kleinen Teilgebiet aus die Vorgeschichte des Ostraumes in Angriff genommen, nämlich von der Frage nach der *Entstehung und vorgeschichtlichen Entwicklung der baltischen Völkergruppe* aus. Wir Deutschen sind an der Lösung dieser Frage deshalb besonders interessiert, weil ja auch ein gutes Stück Ostpreußens seit grauer Vorzeit baltischer Siedlungsboden gewesen ist. Beim weiteren Verfolgen dieser Probleme ergab sich dann von selbst die Frage nach der *Ostgrenze der baltischen Völker* in vorgeschichtlicher Zeit, wobei es galt, endlich einmal die absolute Forschungsgrenze zu überschreiten, die durch die Ostgrenze der baltischen Staaten und Polens bisher gesteckt war. Und diese Studien wiederum führten notgedrungen zur Beschäftigung mit dem Problem der *slawischen Landnahme*, zunächst in Nordosteuropa, dann aber auch im weiteren Umfange mit den Ursachen der bisher so rätselhaften slawischen Wanderungen. Die dabei ermittelten nachhaltigen germanischen Beziehungen aber zwangen schließlich dazu, die *germanischen Kultureinflüsse in Osteuropa* in ihrer Gesamtheit ins Auge zu fassen und sich über ihre Bedeutung für den osteuropäischen Raum klar zu werden.

[1b] Durch *B. v. Richthofen* in einer ganzen Reihe von Aufsätzen, u. a. in: Rasse und Volkstum in der bolschewistischen Wissenschaft. Altpreußen I, Heft 3, S. 129 ff., und in: Die Mitarbeit der Vorgeschichtsforschung über die Herkunft der Indogermanen im sowjetrussischen Licht. Hirt-Festschrift, Heidelberg 1937, S. 213 ff.

Hinsichtlich der Germanenforschung in Osteuropa war unser Blickfeld bisher fast ausschließlich auf Ostdeutschland und auf das angrenzende Polen beschränkt. Die Gründe dafür sind leicht ersichtlich. Es war selbstverständlich, daß man sich zunächst auf den uns näherliegenden, an unsere eigenen ostdeutschen Funde anknüpfenden Fundstoff beschränkte, und sodann denjenigen aus den uns leichter zugänglichen Nachbargebieten heranzog. Auf den ferneren Osten näher einzugehen, verhinderten zunächst die eingangs gekennzeichneten Schwierigkeiten. Ein Gotenreich in Südrußland, ein Warjagen-Reich in Nowgorod und in Kiew wurden in unseren Darstellungen zwar beiläufig am Rande erwähnt; in ihrer grundlegenden Bedeutung für die gesamte Germanenfrage, für die Aktivierung ganz Osteuropas durch die Germanen sind sie jedoch, wenigstens soweit ich das zu übersehen vermag, bisher nirgends in der gebührenden Weise gewürdigt worden.

Obwohl ich meine Studien zunächst auf einige Einzelgebiete beschränken mußte, hoffe ich schon heute wenigstens in großen Zügen zeigen zu können, von wie ungeahnter Bedeutung die Vorgeschichte Osteuropas für unser Weltbild ist und in wie hohem Maße sie geeignet ist, unserem nationalsozialistischen Geschichtsbild einen wichtigen und bisher so gut wie völlig übersehenen Grundstein einzumauern. Ich werde, da ich zu einer abschließenden Gestaltung meiner Ergebnisse noch nicht gelangt bin, diese in kurzen Zügen in der gleichen Folge vortragen, wie sie erarbeitet wurden.

1. Ursprung und Entwicklung der baltischen Völkergruppe

Über die Vorgeschichte der baltischen Völkergruppe sind wir heute fast ebensogut unterrichtet wie über diejenige der Germanen.

Die von Engel vorgetragenen Anschauungen über Urheimat und vorgeschichtliche Siedlungsgebiete der baltischen Völker[1c]) haben wohl ziemlich uneingeschränkt die Billigung der Fachgenossen gefunden[2]). Die von ihm mit Hilfe der Kulturgruppenforschung erzielten Ergebnisse über die Bevölkerungsgeschichte Ostpreußens[3])

[1c]) Engel, C., Herkunft und Urheimat der Baltischen Völker. In: Führer durch die vorgeschichtliche Sammlung des Dom-Museums. Riga 1933, S. 35 ff.
Derselbe, Vor- und Frühgeschichte Ostpreußens und des Ostbaltikums. Korr.-Blatt des Gesamtvereins 81 (1933), S. 199 f.

[2]) Zwar hält P. Reinecke bei der Besprechung von C. Engels „Vorgeschichte der altpreußischen Stämme" in Germania 19 (1935) S. 346 ff. den von Engel erstrebten Nachweis der Siedlungsstetigkeit der baltischen Stämme für nicht geglückt. Doch ist seine Stellungnahme in der von ihm vertretenen grundsätzlichen Ablehnung der „siedlungsarchäologischen Methode" Kossinnas begründet.

[3]) Engel, C., Die Bevölkerung Ostpreußens in vorgeschichtlicher Zeit. Gumbinnen 1932.
Derselbe, Aus ostpreußischer Vorzeit. Königsberg 1935.
Derselbe, Vorgeschichte der altpreußischen Stämme. Königsberg 1935.
Derselbe, und W. La Baume, Völker und Kulturen der Frühzeit im Preußenlande. Königsberg Pr. 1937.

sind durch baltendeutsche[4]), lettische[5]) und estnische[6]) Forscher im ostbaltischen Raume ergänzt und bestätigt worden. Kleinere Meinungsverschiedenheiten, die in den Grenzgebieten über die völkische Zuweisung der einen oder anderen Denkmälergruppe bestehen, fallen gegenüber der Geschlossenheit des Gesamtbildes nicht ins Gewicht. Zudem beschränken sie sich fast ausschließlich auf einige unbedeutende Randgebiete, in denen während der älteren Zeiträume die Dürftigkeit des Denkmälerschatzes noch keine eindeutige Bewertung gestattet. Jedenfalls sind sich die im ostbaltischen Raume arbeitenden Forscher darüber einig, daß die Urheimat der baltischen Völker im Gebiete zwischen unterer Weichsel und unterer Düna zu suchen ist. Dank ihrer Jahrtausende währenden Seßhaftigkeit in diesem Raume ist es der vorgeschichtlichen Forschung möglich gewesen, sie mit Hilfe der „siedlungsarchäologischen Methode" Kossinnas vom Beginn der geschichtlichen Zeit in lückenloser Kultur- und Siedlungsstetigkeit bis an das Ende der Jungsteinzeit zurück zu verfolgen.

Zu den baltischen Völkern gehören die Altpreußen, Litauer und Letten. Sie zerfielen in eine Reihe von Einzelstämmen, deren Siedlungsgebiete zu Beginn der geschichtlichen Zeit (13. Jahrhundert) uns in der frühgeschichtlichen Überlieferung[7]) leidlich genau beschrieben sind. Während die Letten und Litauer ihr Volkstum und ihre Sprache bis heute bewahrt haben, sind die Altpreußen im 14. und 15. Jahrhundert im Deutschtum aufgegangen.

Karte 1 Zu Beginn des 13. Jahrhunderts finden wir in Finnland und Estland Völker finnisch-ugrischer Herkunft, deren Nachfahren als Finnen und Esten noch heute diese Länder bewohnen. Finnisch-ugrischen Stammes waren auch die Liven, die damals den Nordteil Kurlands und die Gebiete am Unterlauf der Düna und der livländischen Aa beherrschten, heute jedoch zu einer winzigen

---

[4]) Die ersten Ansätze schon von R. Hausmann in der Einleitung zum Katalog der Ausstellung zum X. archäologischen Kongreß in Riga. Riga 1896. Vgl. ferner Ebert, M., Führer durch die vor- und frühgeschichtliche Sammlung (des Dom-Museums). Riga 1914.

[5]) Latvijas archaiologija, hsgeg. v. F. Balodis. Riga 1926.
Balodis, F., Ethnische Probleme und die archäologischen Untersuchungen der letzten Jahre in Lettland. Latvijas Universitatis Raksti. Filologijas und filosofijas fakultate, Ser. III, 2, S. 17 ff.
Derselbe, und R. Šnore, Latviešu kultūra senatnē (Lettische Kultur der Vorzeit), Riga 1937. Vgl. dazu die Besprechung in Jomsburg I (1937/38), S. 525 f.
Latviešu aizvēstures materiāli (Materialien für das Lettische Altertum), hsgeg. von F. Balodis u. K. Straubergs. I. Riga 1930. II. Riga 1936.
Šnore, R., Latvijas aizvēstures kartes (Karten zum lettischen Altertum). Ergänzungsheft zum Congressus secundus Archaeologorum Balticorum. Riga 1936.

[6]) Moora, H., Die Vorzeit Estlands. Tartu 1932.
Derselbe, Die Eisenzeit Lettlands bis etwa 500 n. Chr. I. Tartu 1929, II. Tartu 1938.

[7]) Insbesondere in der Chronik Heinrich von Lettlands, in der Preußischen Chronik Peters von Dusburg und in der Livländischen Reimchronik.

Restbevölkerung von 1500 Köpfen an der Nordspitze Kurlands zusammengeschmolzen sind. Die übrigen Gebiete Lettlands, Litauens und Ostpreußens werden von Angehörigen der baltischen Völkergruppe eingenommen. Sie lassen sich in eine ostbaltische (litu-lettische) und eine westbaltische (preußische) Gruppe gliedern. Von der lituletttischen Gruppe sind die Stämme der Lettgaller, Selonen und Semgaller im heutigen Lettentum aufgegangen, während die Hochlitauer (Aukstaiten) und Niederlitauer (Schemaiten) im wesentlichen das heutige Litauen (mit Ausnahme der Küstengebiete) und das angrenzende Polnisch-Litauen (Wilna- und Grodno-Gebiet) bewohnten. Ostpreußen war von den Stämmen der Altpreußen bevölkert, unter denen die Samländer-Natanger, Schalauer, Sudauer und Galinder eine besonders hervorragende Rolle spielten. Der lange, aber schmale Küstenstreifen Kurlands und des Memelgebietes von der Abau im Norden bis zur Memel im Süden wurde von den Kuren und (im Süden) von den ihnen wohl verwandten Schalauern eingenommen. Von den Kuren haben nur spärliche Reste auf der Kurischen Nehrung ihr Volkstum und ihre alte Sprache bewahrt, während die auf dem Festlande ansässigen Kuren allmählich im Letten- und Litauertum aufgegangen sind.

Überall an der Ostgrenze der heutigen baltischen Staaten (Estlands, Lettlands, Litauens) sowie an der Süd- und Westgrenze Ostpreußens erscheinen zu Beginn der geschichtlichen Zeit slawische Stämme, mit denen die ansässige estnische und baltische Urbevölkerung vielfach in harte Kämpfe verwickelt war. Namentlich die Altpreußen lagen nach den frühgeschichtlichen Berichten mit den benachbarten Polen fast ständig in erbitterten Kriegen, die schließlich zur Berufung des Deutschritterordens nach Preußen durch den polnischen Herzog Konrad von Masowien führten (1230/31).

Das in den frühgeschichtlichen Berichten nur annähernd überlieferte Bild von den frühgeschichtlichen Siedlungsgebieten der Einzelstämme ist — wenigstens für Lettland und Ostpreußen — mit Hilfe der Ortsnamenforschung und eingehender geschichtlicher Quellenuntersuchungen[8]) sehr viel genauer umrissen worden. Noch klarer konnte die Abgrenzung der einzelnen Stammesgebiete auf Grund der vorgeschichtlichen Bodenaltertümer vorgenommen werden, da sich die einzelnen Stämme hinsichtlich ihres Kulturgutes, ihrer Sitten und Gebräuche (wie sie uns z. B. in den Grabformen und Bestattungsbräuchen entgegentreten) deutlich voneinander unterscheiden. Stellt man die auf diese Weise ermittelten landschaft-

[8]) Bielenstein, A., Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache. St. Petersburg 1892.
Gerullis, G., Baltische Völker in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte. I. S. 335 ff.
Plakis, J., Die baltischen Völker und Stämme. In: Die Letten. Riga 1930. S. 49 ff.
Für die frühgeschichtlichen Grenzen der altpreußischen Stämme ferner:
Töppen, M., Historische komparative Geographie von Preußen. Gotha 1858.
Weber, L., Preußen vor 500 Jahren. Danzig 1878.
Harmjanz, H., Volkskunde und Siedlungsgeschichte Altpreußens. Berlin 1936.

lichen Unterschiede im vorgeschichtlichen Kulturgut auf einer Karte zusammen, so ergibt sich, daß sich die für die Jüngere Eisenzeit (9.—12. Jahrhundert) herausgearbeiteten Kulturkreise und Kulturuntergruppen völlig mit den geschichtlich überlieferten Siedlungsgebieten der ostbaltischen Völker und Stämme decken (Karte 1). Noch nicht restlos geklärt ist die Frage nach der Herkunft, der völkischen Wesensart und dem gegenseitigen Verhältnis von Liven und Kuren; doch verspricht auch hier die schnell fortschreitende Forschung, eine baldige abschließende Bewertung der Liven- und Kurenfrage zu gestatten[9].

Karte 2 Die starke Beeinflussung und Belebung, die die ostbaltischen Kulturen während der Jüngeren Eisenzeit (insbesondere vom 9. bis 11. Jahrhundert) durch die skandinavischen Wikinger erfahren haben, geht nicht nur aus gelegentlichen Berichten nordischer Sagas oder aus Inschriften auf skandinavischen Runensteinen greifbar hervor. Selbst wenn wir von den Wikingerfahrten ins Ostbaltikum keinerlei geschichtliche Überlieferungen[10]) besäßen, würde sich die starke skandinavische Überfärbung, die das Ostbaltikum in der Jüngeren Eisenzeit erfuhr, allein auf Grund der zahlreichen (vorwiegend schwedischen) Wikingerfunde unzweideutig erweisen lassen. Bezeichnenderweise häufen sich die skandinavischen Funde in den Küstengebieten und dringen von dort aus längs der größeren Flüsse und Ströme ins Binnenland vor. Besonders auffällige Fundanhäufungen treten auf Ösel sowie in den Flußgebieten der livländischen Aa, der Düna, Windau, Memel, des Pregels und der Weichsel hervor. Auch das Kurenland, das Samland und die Küstengebiete des Frischen Haffes müssen mehrfach unter starkem skandinavischem Einfluß gestanden haben.

Die Wikingereinflüsse auf die baltischen Stämme blieben jedoch nicht auf gelegentliche Handelsfahrten und Kriegszüge in die Küstengebiete beschränkt. Aus der geschichtlichen Überlieferung wissen wir, daß russische Warjagen auch von Osten her (aus dem russischen Binnenlande) in die ostbaltischen Gebiete vordrangen. Warjagische Zwingburgen sind in Isborsk[11]) und Dorpat („Jurjew")[12]) in Estland,

---

[9]) Engel, C., Beiträge zur Gliederung des jüngsten heidnischen Zeitalters in Preußen. Congressus secundus, Riga 1930, S. 313 ff.
Derselbe, Zur Vorgeschichte der Kurischen Nehrung. Mannus Erg. Bd. 8, S. 97 ff.
Šturms, E., Die vorgeschichtlichen Probleme des Kurenlandes. Sitzungsbericht der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde. Riga 1934, S. 9 ff.
Derselbe, Zur Vorgeschichte der Liven. Eurasia septentrionalis antiqua X, S. 25 ff.

[10]) Zusammenstellung bei Nerman, B., Die Verbindungen zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum in der Jüngeren Eisenzeit. Stockholm 1929.
Derselbe, Swedish Wiking colonies on the Baltic. Eurasia septentrionalis antiqua IX, S. 357 ff.

[11]) Nerman, B., Archäologische Untersuchungen bei Izborsk. Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1924, S. 44 ff.

[12]) Moora, H., Á propos de la fondation de Tartu. Ebenda 1935, S. 186 ff.

in Gerzike und Kokenhusen[13]) an der Düna bezeugt. Mehrfach wird auch von Kriegszügen warjagischer Fürsten (besonders von Wolhynien aus) gegen die altpreußischen Sudauer[14]) berichtet. Und in den Küstengebieten sind bereits mehrere Plätze nachgewiesen, an denen längere Zeit hindurch Wikingerkolonien bestanden haben: so in Grobin bei Libau (der „Seeburg" der Schweden) schon im 7. und 8. Jahrhundert[15]), so in Truso (Elbing) im 8. und 9. Jahrhundert[16]), so in Wiskiauten im nördlichen Samland im 9. und 10. Jahrhundert[17]). Auch bei Mewe an der unteren Weichsel muß ein zeitweiliger Stützpunkt bestanden haben, der mehrere Wikingergräber geliefert hat[18]). Und in der altkurischen Burg Apulia, von deren Belagerung durch den Schwedenkönig Olaf der heilige Ansgar berichtet, haben die in den Pallisaden steckenden skandinavischen Pfeilspitzen den Beweis für die Richtigkeit der geschichtlichen Überlieferung erbracht[19]). Spuren skandinavischer Herrschaft scheinen sich auch in den kurischen „Burgsuchungen" und anderen frühgeschichtlichen Verwaltungseinheiten Lettlands und Litauens erhalten zu haben[20]).

Nach diesen handgreiflichen und überwältigend reichen Spuren, die die Wikinger im Ostbaltikum hinterließen, kann es nicht überraschen, daß die gesamten ostbaltischen Küstenkulturen der Jüngeren Eisenzeit aufs stärkste mit skandinavischem Kulturgut durchtränkt sind, vielfach sogar (wie die kurische und livische Kultur)

---

[13]) Arbusow, L., Frühgeschichte Lettlands. Riga 1933.

[14]) So besonders in der Nestor- und Hypatius-Chronik.

[15]) Nerman, B., Funde und Ausgrabungen in Grobina 1929. Congressus secundus, Riga 1931, S. 195 ff.
Derselbe, Swedish Wiking colonies on the Baltic. Eurasia septentrionalis antiqua IX, S. 357 ff.
Derselbe, Fynden från Grobin i Lettland. Stockholm 1930 (Statens historiska Museum, Katalog Nr. 4).

[16]) Ehrlich, Br., Die altpreußische Wikingerstadt Truso. Germanenerbe II (1937), S. 80 ff.
Derselbe, Der preußisch-wikingische Handelsort Truso. Elbinger Jahrbuch Heft 14, Teil I (1937).
Neugebauer, W., Die Bedeutung des wikingischen Gräberfeldes in Elbing für die Wikingerbewegung im Ostseegebiet. Ebenda.
Derselbe, Das wikingische Gräberfeld in Elbing. Altpreußen III, S. 2 ff.

[17]) Kurze Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse in:
Engel, C., Aus ostpreußischer Vorzeit. Königsberg 1935, S. 108 ff.
Gaerte, W., Die Wikinger in Ostpreußen. Königsberg 1932.

[18]) La Baume, W., Die Wikinger in Ostdeutschland. Volk und Rasse I, S. 20 ff., 91 ff.
Derselbe, Wikingergräber im nördlichen Pomerellen. Nachrichtenblatt f. d. Vorzeit III (1927), Heft 6.

[19]) Eine vollständige Darstellung der Ergebnisse ist noch nicht veröffentlicht. Vorläufige Übersicht in Proceedings of the first international congress of prehistoric and protohistoric Sciences. London 1934, S. 302 ff.: Nagevicius, V., Die Ausgrabung des Walles der vorgeschichtlichen Befestigung Apuole.

[20]) Dopkewitsch, H., Die Burgsuchungen in Kurland und Livland vom 13. bis 16. Jahrhundert. Mitteilungen aus der livländischen Geschichte 25 (Riga 1933).

geradezu skandinavische Färbung angenommen haben[21]). Lediglich einige binnenländische Stämme (wie die Lettgaller und Galinder) vermochten sich dem skandinavischen Einfluß in weitergehendem Maße zu entziehen. Doch standen auch sie bereits im Begriffe, den von Osten her unter warjagischer Führung vordringenden Slawen zu erliegen.

Die geschichtliche Überlieferung wie die Bodenfunde lassen keinen Zweifel darüber, daß um 1200 Ostpreußen und das ganze Ostbaltikum in Gefahr schwebten, slawisiert zu werden (vgl. Karte 1). Überall schieben sich — teils in kriegerischem Vordringen, teils in Form stiller Unterwanderung — die Slawen nach der Küste zu vor. Mit ihnen marschiert das byzantinisch-griechische (russische-orthodoxe) Christentum (vgl. Abb. 1). Schon sind an der Düna auf den Burgen Gerzike und Kokenhusen russische Kapellen errichtet, wahrscheinlich auch in Jurjew (Dorpat) und Isborsk; schon schieben sich die Slawen, wie die Gräberfunde erweisen[22]), in breiter Front beiderseits des Peipussees nach Estland, nach Lettgallen und vor allem ins Wilnagebiet vor; auch die preußischen Stämme im südlichen Ostpreußen (Sudauer und besonders Galinder) sind durch die unablässigen slawischen Angriffe bereits stark geschwächt: da erst bewahrt die in diesem Augenblicke einsetzende „deutsche Aufsegelung" Altlivlands (seit 1185 bzw. 1201) und die Inbesitznahme Preußens durch den Deutschritterorden (seit 1231) das Land vor der endgültigen Slawisierung; setzt zugleich dem sich langsam vorschiebenden östlichen Christentum erfolgreich das westliche in Gestalt der römisch-christlichen Mission entgegen. Die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Stunde pflegt heute nicht beachtet oder absichtlich verkannt zu werden. Und doch kann kein Zweifel darüber aufkommen, daß es sowohl Letten wie Esten ausschließlich der deutschen Aufsegelung zu verdanken haben, wenn sie vor der Slawisierung bewahrt blieben, und damit heute zum west- und mitteleuropäischen Kulturkreis, nicht aber zum bolschewistischen Osteuropa gehören.

Aber kehren wir nach dieser Abschweifung zu unseren Betrachtungen über die Bevölkerungsgeschichte des ostbaltischen Raumes zurück! Wie wir gesehen hatten (vgl. Karte 1), lassen sich die frühgeschichtlichen Stammesgebiete der ostbaltischen Völker zwanglos mit entsprechenden vorgeschichtlichen Kulturgruppen gleichsetzen, deren Schicksal es nun schrittweise in die älteren Zeiträume zurückzuverfolgen gilt.

---

[21]) Zusammenstellung bei Nerman in den Anm. 10 genannten Schriften. Vgl. ferner Engel, C., Führer durch die vorgeschichtliche Sammlung des Dom-Museums. Riga 1933, S. 24 ff. und Karte VI sowie Arbusow, L., Frühgeschichte Lettlands, Riga 1933, S. 39 ff.

[22]) Balodis, F., L'ancienne frontière slavo-latvienne. Conférence des historiens des états de l'Europe orientale. II. partie. Varsovie 1928.

Moora, H., Wotische Altertümer aus Estland. Eurasia septentrionalis antiqua IV, S. 272 ff.

Derselbe, Die Vorzeit Estlands. Tartu 1932, S. 57 f.

Karte 3 Gegenüber der Völker- und Kulturenverteilung in der Jüngeren (vgl. Karte 1) sind während der Mittleren Eisenzeit (400 bis 800 n. Ztr.) im baltischen Kerngebiet kaum wesentliche Veränderungen zu erkennen. Die gleichen Kulturgruppen sind in fast genau den gleichen Verbreitungsgebieten festzustellen. Nur an den Grenzen des baltischen Siedlungsraumes sind geringe Verschiebungen zu bemerken, während in den Nachbargebieten teilweise erhebliche Veränderungen stattgefunden haben. Gering sind die Unterschiede an der Nordgrenze des baltischen Siedlungsraumes. Vor allem fehlen an der unteren Düna und livländischen Aa die Liven, die nach Ausweis der Bodenfunde erst im 9. Jahrhundert — wahrscheinlich von Nordkurland her — in diese Gebiete eingewandert sind. Sie haben sich als Oberschicht über die hier in der Mittleren Eisenzeit ansässigen lettischen Stämme gelegt[23]) und sind erst in der Ordenszeit allmählich in diesen aufgegangen.

Sodann fehlen im ganzen Raume die Slawen, deren Auftreten in den Grenzgebieten nicht vor dem Beginn der Jüngeren Eisenzeit nachzuweisen ist. An ihrer Stelle ist in den westlichen Nachbargebieten (Pommern, Westpreußen, dem westlichen Ostpreußen und Polen) eine zwar dünne, aber unzweideutig germanische Restbevölkerung nachzuweisen, deren Hinterlassenschaft freilich von Jahrhundert zu Jahrhundert spärlicher wird: während sie im 5. und 6. Jahrhundert noch an Hand einer größeren Anzahl von Bodendenkmälern nachzuweisen ist, ist sie im 7. und 8. Jahrhundert auf wenige Einzelfunde zusammengeschrumpft. Mit dem Nachlassen der germanischen Besiedlung im westlichen Ostpreußen setzt der Vormarsch der Preußen von der Alle-Passarge-Linie zur unteren Weichsel, insbesondere auf den schon damals hochbedeutenden Handelsplatz Elbing (Truso) ein[24]).

Karte 4 Erheblicher werden die Veränderungen, wenn wir in den nächstfolgenden Zeitraum der Älteren Eisenzeit (0—400 n. Ztr.) hinabsteigen. Während seiner Dauer lassen sich im Raume zwischen unterer Weichsel und Finnischem Meerbusen drei scharf gegeneinander abgegrenzte Kulturkreise feststellen[25]): ein ostgermanischer im Weichselgebiet und im westlichen Ostpreußen; ein baltischer in Innerostpreußen, Litauen und Südlettland, der in zwei deutlich geschiedene Unterkreise (einen west- und einen ostbaltischen) zerfällt; schließlich der finnisch-ugrische Kreis der „Steinsetzungen" in Nordlettland, Estland und den Küstengebieten Finnlands.

Der ostgermanische Kreis im Weichselgebiet und im westlichen Ostpreußen ist gegenüber der Mittleren Eisenzeit mit einer Fülle von Funden vertreten,

---

[23]) Vgl. die Anm. [9]) genannten Schriften von Šturms.

[24]) Engel — La Baume, Völker und Kulturen der Frühzeit im Preußenlande. Königsberg 1937, S. 181 und Atlaskarten 10 und 11.

[25]) Engel, C., Die kaiserzeitlichen Kulturgruppen zwischen Weichsel und finnischem Meerbusen. Prussia 30 I, S. 261 ff.

die die dichte germanische Besiedlung dieser Gebiet erweisen. Immerhin läßt sich auf Grund der langsam abnehmenden Funddichte die am Ende des 2. Jahrhunderts einsetzende Abwanderung der ostgermanischen Stämme feststellen. In der Mittleren Eisenzeit ist von ihnen nur eine dünne Restbevölkerung zurückgeblieben (vgl. Karte 3)[26]. Die einzelnen Untergruppen des ostgermanischen Kreises lassen sich in Übereinstimmung der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeugnisse mit den Stämmen der Rugier (in Pommern), der Burgunden (in der östlichen Mark, im westlichen Posen und im nordwestlichen Schlesien), der Wandalen (im übrigen Schlesien und in Polen) sowie der Goten und Gepiden (im Weichselmündungsgebiet und im westlichen Ostpreußen) gleichsetzen[27].

Von besonderer Bedeutung für Ostpreußen und das Ostbaltikum werden in diesem Zeitraum die Goten, die vom Weichselmündungsgebiet aus lebhafte Beziehungen mit allen Nachbarkulturen aufnehmen, und nicht nur den unmittelbar benachbarten Altpreußen, sondern allen ostbaltischen Kulturen den Stempel ihrer Wesensart aufdrücken, zugleich ihre Handelsbeziehungen bis zur estnischen Nord- und zur finnischen Südwestküste ausdehnen: kurz, mit ihrer weitreichenden Schiffahrt das ganze Ostseebecken beherrschen. So kann man in der Älteren Eisenzeit für das östliche Ostseegebiet in der Tat mit Engel[28]) von einer „gotischen Hanse" sprechen, wenngleich dieser Begriff nur für die beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zutrifft, für die folgenden dagegen — wie noch zu zeigen sein wird — zu eng ist. Jedenfalls erfolgte durch die gotische Kultur schon sieben Jahrhunderte vor der skandinavischen eine starke germanische Überfärbung der ostbaltischen Kulturen. Und der geschichtlich eine so große Rolle spielende Begriff des „dominium maris Baltici"[29]) hat sein bedeutsames Vorspiel schon in vorgeschichtlicher Zeit; wie auch die „deutsche Hanse" in einer „wikingischen" und einer „gotischen Hanse" bis tief in die Vorzeit zurückgehende Vorläuferinnen besitzt.

Besonders stark von gotischen Einflüssen betroffen wurde der westbaltische Kreis, als dessen Träger die Vorfahren der Altpreußen, die „Ästier" des Tacitus,

[26]) Vgl. Engel, C., Vorgeschichte der altpreußischen Stämme I, Königsberg 1935, S. 79 ff. Engel — La Baume, Völker und Kulturen der Frühzeit im Preußenlande. Königsberg Pr. 1937, S. 164 ff. Atlaskarten 10 und 11.
Petersen, E., Fragen der germanischen Besiedlung in der Völkerwanderungszeit im Raume zwischen Oder und Weichsel. Mannus 28, S. 19 ff.

[27]) Petersen, E., Der Werdegang der Germanen im deutschen Osten. Altschlesische Blätter 8 (1933), S. 97 ff. und Ostdeutscher Naturwart 5 (1933), S. 97 ff.
Derselbe, Kurze Übersicht über Wohnsitze und Wanderungen der Ostgermanen. Altschlesische Blätter 1929, S. 23 ff.
v. Richthofen, B., Die Völkergeschichte der Vorzeit Ostdeutschlands und seiner Nachbarstaaten im ausländischen Licht. Historische Zeitschrift 154 (1936), S. 453 ff., 680 ff.

[28]) Engel, C., Altpreußen im vorgeschichtlichen Welthandel. Der ostpreußische Erzieher 1937, Heft 10, S. 277.

[29]) Vgl. Maschke, E., Das germanische Meer. Geschichte des Ostseeraumes. Berlin und Stuttgart 1935.

anzusehen sind. Dank dem lebhaften Bernsteinhandel unterhielten sie enge Beziehungen zu den benachbarten Goten, von denen der samländische Bernstein durch Vermittlung der Wandalen an das römische Weltreich weitergegeben wurde. Dem Bernsteinhandel hat auch das Samland seinen Reichtum an fremden Einfuhrwaren und seine kulturelle Vormachtstellung [30]) unter den benachbarten baltischen Kulturen zu verdanken, die es in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entscheidend beeinflußt und befruchtet hat. Schon damals hat das gotische Elbing, das spätere Truso, als Bernsteinhandelsknotenpunkt große Bedeutung gehabt und eine hohe Blüte erlebt; schon damals lassen sich im westbaltischen Kreise eine Reihe scharf gegeneinander abgegrenzter Kulturuntergruppen herausarbeiten, deren Träger die in frühgeschichtlicher Zeit genannten altpreußischen Einzelstämme (vgl. Karte 1) gewesen sein müssen. Diese Gleichsetzung hat um so überzeugendere Beweiskraft, als schon von dem alexandrinischen Geographen Ptolemaios die Galíndai und Sudinoí (die frühgeschichtlichen Galinder und Sudauer) im 2. Jahrhundert n. Ztr. östlich der unteren Weichsel als Nachbarn der Gythones (Goten) genannt werden[31]).

Der dritte große Kreis — derjenige der ostbaltischen Hügelgräberkultur[32]) — ist über Litauen und Südlettland (mit Ausnahme der Küstengebiete) verbreitet. In seiner Gesamtheit wirkt er wesentlich einheitlicher als der westbaltisch-preußische, weil bei ihm die landschaftlichen Unterschiede gegenüber den gemeinsamen Zügen zurücktreten. Doch ist auch bei ihm eine beginnende Aufgliederung in eine litauische, eine westbaltische (semgallische) und eine ostlettische (lettgallische) Gruppe festzustellen. Ein Bindeglied zwischen dem Kreis der ostbaltischen Hügelgräberkultur und demjenigen der ostpreußischen Flachgräberkultur stellt die memelländische Küstenkultur dar. Ihre Mittelstellung wird besonders durch die Tatsache betont, daß sie von Ostpreußen aus gesehen mehr ostbaltisch, vom Ostbaltikum aus jedoch mehr westbaltisch wirkt als die übrigen in beiden Gebieten bodenständigen Kulturen.

In Nordlettland ist das Gebiet der Hügelgrabkultur gegenüber der Mittleren Eisenzeit erheblich nach Süden zu zusammengeschrumpft. Hier erscheint in Mittellivland wie auch in Nordkurland (nördlich der Abau) der Kreis der Steinsetzungen, der auch ganz Estland erfüllt und von dort aus auf die Küstengebiete Finnlands übergreift. Als seine Träger sind ostseefinnische Stämme anzusprechen, insbesondere die späteren Esten und Finnen. In den ersten Jahrhunderten

---

[30]) Engel, C., Das Samland als altbaltisches Kulturzentrum. Altpreußische Beiträge. Königsberg 1933, S. 182 ff.

[31]) Steche, Th., Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolemäus. Leipzig 1937.

[32]) Moora, H., Die Eisenzeit in Lettland bis etwa 500 nach Ztw. I., II. Tartu 1929 und 1938.

Nerman, B., Zur Frage der Entstehung der estnischen Steinpflasterungsgräber. Senatne un Māksla 1938 I, S. 95 ff.

n. Ztr. haben sie noch in einem großen Teile Nordlettlands gesiedelt, sind aber in der Folgezeit (vgl. Karte 3) von den nach Norden vorstoßenden lettischen Stämmen langsam bis zur heutigen estnischen Grenze zurückgedrängt worden. Wie wir sogleich sehen werden, erstreckte sich ihr Siedlungsgebiet in den vorhergehenden Zeiträumen noch weiter nach Süden, mindestens bis an den Unterlauf der Düna[33]).

Karte 5 Wenn somit für die Ältere Eisenzeit dank einem reichen und vielseitigen Denkmälerschatz die völkischen Verhältnisse in Ostpreußen und den ostbaltischen Ländern ungewöhnlich klar liegen, so ergeben sich sofort erhebliche Schwierigkeiten, sobald wir in den Zeitraum vor Beginn unserer Zeitrechnung zurückgehen. Die älteste Metallzeit (Bronze- und Älteste Eisenzeit, 1500 v. Ztr. bis 0) stellt einen der denkmälerärmsten und daher am schwierigsten zu bewertenden Abschnitte in der Vorgeschichte der ostbaltischen Länder dar. Lediglich die alten Provinzen Ost- und Westpreußen sind derartig reich an Bodenfunden, daß in ihnen die Beurteilung der völkischen Verhältnisse keine wesentlichen Schwierigkeiten bereitet. Die Absteckung der Grenze zwischen frühostgermanischer und westbaltischer Kultur ist hier bereits in recht genauer Weise möglich[34]).

Wenn es aber schon im Weichselgebiete nicht mehr angängig ist, die feine Gliederung der nordischen (Monteliusschen) Bronzezeitstufen durchzuführen, wenn bereits hier — infolge der Abgelegenheit von den großen Kulturzentren — mehrere Stilstufen in eine zusammenfallen[35]), so gilt dies in noch verstärktem Maße für das Ostbaltikum, in dem eine bodenständige Bronzekultur überhaupt nicht mehr nachzuweisen ist[36]). Zwar soll damit nicht in Abrede gestellt werden, daß Bronze im Lande selbst gegossen würde. Im Vergleich mit den westlichen Nachbargebieten dauert hier jedoch eine nur oberflächlich mit Metallgeräten überfärbte Stein-Bronzezeit bis an die Wende unserer Zeitrechnung fort. Es erscheint daher vom heutigen Forschungsstande aus zweckmäßig, innerhalb der ältesten Metallzeit des Ostbaltikums vorläufig nur zwei Abschnitte zu unterscheiden, deren erster (1500 bis 1000 v. Ztr.) etwa der Älteren nordischen Bronzezeit, deren zweiter der Jüngeren Bronze- und Ältesten Eisenzeit des Nordens (1000 v. Ztr. bis 0) entsprechen.

Eine weitere Erschwerung bildet die Tatsache, daß die Hauptmasse der ältermetallzeitlichen Bronzen des Ostbaltikums Einzelfunde sind, die nicht aus plan-

---

33) Balodis, F., Die baltisch-finnisch-ugrische Grenze in Lettland in vorgeschichtlicher Zeit. Mémoires de la société Finno-Ougrienne XLVII, S. 24 ff.

34) Vgl. Engel, C., Vorgeschichte der altpreußischen Stämme I, Königsberg 1935, S. 268 ff.
Heym, W., Beiträge zur Feststellung neuer germanischer Völkergruppen an der unteren Weichsel. Elbinger Jahrbuch, Heft 14, Teil II (1937).

35) Engel, C., Vorgeschichte der altpreußischen Stämme I, Königsberg 1935, S. 287 ff.
La Baume, W., und Kersten, K., Die ältere Bronzezeit in Nordostdeutschland. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 12 (1936), S. 60 ff.

36) Vgl. Tallgren, A. M., Zur ältesten Eisenzeit des Ostbaltikums. Congressus secundus Riga 1930, S. 167 ff.

mäßig untersuchten Gräbern oder Siedlungen stammen[37]). Wo überhaupt im Ostbaltikum bisher Grabfunde dieses Zeitalters nachgewiesen sind, scheinen sie — mit wenigen Ausnahmen — von einer fremdstämmigen, genauer einer skandinavischen Oberschicht zu stammen. Das gilt insbesondere für die „Teufelsböte" Kurlands (Abb. 2), wahrscheinlich aber auch für die „Steinkistensteinhügelgräber" Livlands, Estlands und Finnlands[38]). Sie sind offensichtlich einer Schicht von „bronzezeitlichen Warjagen"[39]) zuzuschreiben, die sich über die landesansässige Urbevölkerung gelegt hat, allmählich jedoch in ihr aufgegangen ist[40]). Sicher den Urbewohnern zuzuschreiben sind neben einfachen, meist beigabenlosen Erdgräbern die „primitiven Siedlungen"[41]) und gewisse Burgberge vom „Gorodischtsche-Typus"[42]), mit deren erfolgreicher Erforschung begonnen ist[43]). Jedoch gestatten die bisher gezeitigten Ergebnisse noch keine eindeutige Bewertung dieser Anlagen[44]). So sind wir für die älteste Metallzeit des Ostbaltikums darauf angewiesen, die Abgrenzung der Kulturkreise auf Grund kennzeichnender bodenständiger Bronzeformen vorzunehmen, wie dies schon Kossinna bei der Herausarbeitung der bronzezeitlichen Kulturkreise Deutschlands getan hatte.

Dabei ergibt sich zunächst für den jüngeren Abschnitt der Ältesten Metallzeit (1000 v. Ztr. bis 0), daß bestimmte Bronzegeräte von baltischer

---

[37]) Šturms, E., Die ältere Bronzezeit im Ostbaltikum. Berlin 1936.
Derselbe, Die bronzezeitlichen Funde in Lettland. Congressus secundus Riga 1930, S. 103 ff.
Derselbe, Die Kulturbeziehungen Estlands in der Bronze- und frühen Eisenzeit. Sitzungsbericht der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1932, S. 245 ff.

[38]) Vgl. Nordman, C. A., Germanen und Finnen in der Vorgeschichte Finnlands. Mannus 29, S. 477 ff.

[39]) Nerman, B., Die Verbindungen zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum in der Bronzezeit und der ältesten Eisenzeit. Acta archaeologica IV, S. 237 ff.

[40]) Ob auch die eigentümlichen Hügelgräber mit Massenbestattung, die bei Kirchholm (Salaspils) an der unteren Düna untersucht worden sind, auf fremdstämmige Einwanderer zurückzuführen sind, wird sich erst bei weiterem Fortschreiten der Forschung entscheiden lassen.
Vgl. Šturms, E., Pirmās bronzas laikmeta kapenes Latvijā (Die ersten bronzezeitlichen Gräber in Lettland). Senatne un māksla, Riga 1936 I, S. 70 ff.

[41]) Ginters, V., Beiträge zur vorrömischen Eisenzeit Lettlands. Congressus secundus Riga 1930, S. 149 ff.
Šturms, E., Dvietes un Lubanas kaula senlietas (Knochenaltertümer aus Dviete und Lubahn). Senatne un Māksla 1938 I, S. 71 ff.

[42]) Tallgren, E., Gorodišče in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, IV, S. 396 f.

[43]) Vgl. Die Burgbergforschung in Lettland 1933—1937. Riga 1937.
Moora, H., Muinas Eesti näituse juht (Führer durch die estnische Vorzeit-Ausstellung). Tallinn 1936.

[44]) Man vergegenwärtige sich nur, welch schwierige völkische Fragen allein im Zusammenhang mit der Ausgrabung des Klangukalns bei Dolen an der unteren Düna erwachsen. Vgl. Šnore, R., Izrazumi Doles pag. Klangu pilskalnā (Ausgrabungen auf dem Klangukalns, Gem. Dolen) in Senatne un māksla, Riga 1936, I, S. 57 ff.

Eigenform (Tüllenbeile mit gewölbtem Kopf wie Abb. 3 und gewisse Lanzenspitzen) im Gesamtgebiet zwischen Passarge (Fluß im westlichen Ostpreußen) und unterer Düna vorkommen, während sie in Nordkurland, Livland und Estland so gut wie ganz fehlen. Da sie am häufigsten in Ostpreußen im Gebiete der westbaltischen Hügelgräberkultur (die zweifellos den Vorfahren der Altpreußen zuzuschreiben ist) auftreten, so dürfen wir auch die angrenzenden Nachbargebiete Litauens und Süd- (bes. West-)Lettlands als von baltischen Völkern bewohnt ansehen. Mit großer Wahrscheinlichkeit sind demnach diejenigen Gebiete, die baltische Bronzen führen, jedoch nicht zum Siedlungsraume der ostpreußischen Hügelgräberkultur gehören, den Vorfahren der Litauer und Letten zuzuschreiben.

Die an das baltische Siedlungsgebiet nördlich angrenzenden Räume (Livland und Estland) haben fast ausschließlich eingeführte, in erster Linie skandinavische Bronzeformen oder solchen nachgebildete Stücke geliefert, die wohl von der oben erwähnten skandinavischen Einwandererschicht stammen dürften. Die hier zu vermutende finnisch-ugrische Urbevölkerung, deren Anwesenheit bisher erst durch wenige Siedlungsfunde erschlossen ist[45], scheint also in diesem Zeitraum noch keine selbständige Bronzekultur besessen zu haben: sie hat eine solche erst durch die Vermittlung der Goten (vgl. Karte 4) erhalten.

Karte 6 Klarer umrissen tritt uns der altbaltische Raum wieder im älteren Abschnitt der Ältesten Metallzeit (1500—1000 v. Ztr.) entgegen. Auch während seiner Dauer herrscht im Ostbaltikum eine ausgeprägte Denkmälerarmut. Insbesondere sind aus ihm stammende Gräber nur in ganz vereinzelten Ausnahmefällen bekannt geworden[46]. Doch gibt die Verbreitung des ostbaltischen Bronzerandbeils (Abb. 4) die damalige Ausdehnung des altbaltischen Siedlungsgebietes deutlich zu erkennen. Es ist dabei von besonderer Wichtigkeit, daß sich dieser Raum — abgesehen von geringen Verschiebungen in den Grenzgebieten — im wesentlichen mit den späteren Siedlungsgebieten der baltischen Völker (vgl. Karten 1—5) deckt. So dürfen wir durch das Vorkommen des ostbaltischen Randbeils dasjenige Gebiet als gekennzeichnet ansehen, in dem wir die Ursitze jener baltischen Völkergruppe zu suchen haben, in der sich stammliche Unterschiede noch nicht ausgebildet hatten. Darüber hinaus deckt sich mit dem Verbreitungsgebiete des ostbaltischen Randbeils fast völlig jenes der baltischen Schlangenkopfhacke (Abb. 5)[47], die dem Endabschnitt der Steinzeit oder der Übergangszeit von der Stein- zur Bronzezeit zuzuschreiben sein wird[48].

---

[45]) z. B. in der befestigten bronzezeitlichen Siedlung Asva auf Ösel: vgl. Indreko, R., Pronksiaja asulalaid Asvas (Die bronzezeitliche Siedlung von Asva) in „Üliõpilasleht" Nr. 11, Tartu 1934.

[46]) Vgl. Engel, C., Vorgeschichte der altpreußischen Stämme, I, Königsberg 1935, S. 200 ff.

[47]) Gaerte, W., Die ostbaltische Erdhacke mit Schlangenkopf. Prussia 30 I, S. 241 ff.

[48]) Die genaue Zeitstellung der baltischen Schlangenkopfhacke ist noch nicht geklärt. Bei dem langen Fortleben steinzeitlicher Formen ist es durchaus denkbar, daß sie erst in den Anfangsabschnitt der nordischen Bronzezeit gehört.

Somit läßt sich ein altbaltischer Formen- und Kulturkreis vom Beginn der geschichtlichen Zeit bis an die Wende vom Stein- zum Metallzeitalter (also bis an den Beginn des 2. Jahrtausends v. Ztr.) zurückverfolgen.

Die Bodenfunde sprechen demnach eindeutig dafür, daß die baltische Völkergruppe seit dem Ende der Steinzeit im Raume zwischen unterer Weichsel und unterer Düna ansässig gewesen und in Lettland und Litauen in einzigartiger Siedlungsstetigkeit bis auf den heutigen Tag seßhaft geblieben ist. Anfangs scheint sich das altbaltische Siedlungsgebiet sogar noch über die untere Weichsel nach Westen zu erstreckt zu haben (Karte 6).

Karte 7

Über das Ende der Steinzeit hinaus läßt sich ein eigentümlich baltischer Kulturkreis nicht weiter in ältere Zeiträume zurückverfolgen. In Ostpreußen und dem Ostbaltikum überschneiden sich in der Jüngeren Steinzeit (3000 bis 1500 v. Ztr.) mehrere, über zum Teil riesige Gebiete verbreitete Kulturkreise, als deren Träger alteuropäische Urvölker anzusehen sind. Während der Norden und die Mitte Osteuropas vom nordeurasischen Kreise der Kammkeramik eingenommen werden, finden wir im Süden die Kultur der bemalten Keramik, die nach einem bedeutsamen Fundplatze in Südrußland auch Tripolje-Kultur genannt wird.

Träger der Tripolje-Kultur ist eine ackerbautreibende Bevölkerung, die in den fruchtbaren Schwarzerdegebieten Südrußlands und des unteren Donaugebietes einen beachtlichen Wohlstand entwickelt hat[49]. Ihre Kultur läßt sich nicht mit einem geschichtlichen Völkernamen belegen, da sie später in derjenigen fremder Zuwanderer aufgegangen ist. Doch dürfte sie als Unterschicht bei der Ausbildung der thrakophrygischen, vielleicht auch anderer indogermanischer Kulturen mitgewirkt haben. Der Tripolje-Kultur verwandte Erscheinungen lassen sich bis tief nach Innerasien (China) hinein verfolgen[50]. An der Ausbildung der baltischen Völkergruppe hat sie keinen Anteil genommen.

Um so wichtiger für die Frage nach der Ausbildung der altbaltischen Kulturen ist dagegen der nordeurasische Kreis, dessen Kultur nach der ihm eigentümlichen kammverzierten Tonware vielfach kurzweg als „Kammkeramik" (Abb. 6) bezeichnet wird. In den großen Urwald- und Sumpfgebieten des nördlichen und mittleren Osteuropas sowie an den Küsten Skandinaviens haben seine Träger lange Zeit hindurch eine urtümliche Jäger- und Fischerkultur bewahrt, bis sie — wenig-

[49]) Vgl. z. B. v. Stern, E., Südrußland (Neolithikum) in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte XIII, S. 34 ff.
Ebert, M., Südrußland im Altertum, Bonn und Leipzig 1921, S. 28 ff.
Himmer, M., Étude sur la civilisation prémycénienne dans le bassin de la Mer noire. Światowit XIV, S. 26 ff. (mit weiterer Literatur).

[50]) Vgl. z. B. die Karte V bei Reche, O., Rasse und Heimat der Indogermanen. München 1936, S. 199.

stens teilweise — von den Trägern des nordischen Kreises überschichtet wurden und von ihnen eine höhere Kultur- und Wirtschaftsform empfingen. Innerhalb des kammkeramischen Kreises lassen sich eine ganze Reihe von landschaftlichen Untergruppen unterscheiden, von denen für unsere Betrachtungen eine baltische und eine ostpolnisch-mittelrussische Gruppe besonders wichtig sind[51].

Der ursprünglich auf ein kleines Kerngebiet in Nord- und Mitteldeutschland sowie Skandinavien beschränkte nordische Kreis überflutet gegen Ende der Steinzeit in mehreren weiträumigen Ausbreitungswellen Osteuropa und prägt einem großen Teil der dort ansässigen Bevölkerung nordische Wesensart auf[52]. Zwei Hauptwellen lassen sich dabei unterscheiden: während die Ausbreitung der nordischen Riesensteingrabkultur im wesentlichen die Ostgrenze des Rotbuchengebietes (vgl. Karte 9) nicht überschreitet, dringt die schnurkeramische Streitaxtkultur (Abb. 7, 8) in den letzten Jahrhunderten des 3. Jahrtausends weit darüber hinaus in alle leidlich bewohnbaren Räume Osteuropas, ja sogar bis tief nach Innerasien hinein vor[53].

Die endsteinzeitliche Überwanderung des Ostens durch die Riesensteingrab - und Streitaxtleute (Abb. 9, 10) hat man schon seit längerer Zeit mit der Indogermanisierung Osteuropas in Zusammenhang gebracht und diese Ansicht mit guten Gründen belegt[54]: gibt es doch in der Tat in allen vorgeschicht-

---

[51]) Ayräpää, A., Die relative Chronologie der steinzeitlichen Keramik in Finnland. Acta Archaelogica I. S. 165 ff., 205 ff.

Gandert, O. F., Forschungen zur Geschichte des Haushundes. Die Steinzeitrassen in Nordosteuropa (Mannusbibl. Nr. 46), Leipzig 1930, S. 4 ff.

v. Richthofen, B., Die Irdenware des nordeurasischen Kulturkreises der Jüngeren Steinzeit in Schlesien. Altschlesien V (Seger-Festschrift) S. 67 ff.

[52]) Kossinna, G., Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen. Mannus I, S. 17 ff., II, S. 59 ff.

Derselbe, Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. Mannus XIII, S. 13 ff., 193 ff., 239 ff.

Derselbe, Die Indogermanen (Mannus-Bibl. Nr. 26). Leipzig 1921.

Zusammenfassende Darstellungen der neuesten Ergebnisse geben — mit besonderer Berücksichtigung des Ostraums:

Seger, H., Vorgeschichtsforschung und Indogermanenproblem. Hirt-Festschrift I, Heidelberg 1935, S. 1 ff.

Antoniewicz, W., Das Problem der Wanderungen der Indogermanen über die polnischen und ukrainischen Gebiete. Ebenda S. 203 ff.

[53]) Ayräpää, A., Über die Streitaxtkulturen in Rußland. Eurasia septentrionalis antiqua VIII, S. 1 ff.

Forssander, J.-E., Die schwedische Bootaxtkultur und ihre kontinental-europäische Voraussetzung. Lund 1933.

[54]) Gute zusammenfassende Übersichten bieten die Anm. 52 genannten Arbeiten von H. Seger und Wl. Antoniewicz.

Ferner Schulz, W., Indogermanen und Germanen. Leipzig 1936.

lichen Zeitaltern Europas keinen anderen Vorgang, der in auch nur annähernd ähnlicher Weise der von der Sprachwissenschaft angenommenen Ausbreitung des indogermanischen Urvolkes entsprechen würde. Auf Einzelheiten muß hier verzichtet werden. Wenn wir aber eine bevölkerungsgeschichtliche Ausdeutung der sich am Ende der Steinzeit in Osteuropa abspielenden Vorgänge versuchen wollen, so ergeben sich zwanglos folgende Gesichtspunkte:

1. Im ursprünglichen Verbreitungsgebiete der kammkeramischen Kulturen haben sich die nordischen Einwanderer nicht überall durchzusetzen vermocht: nördlich der Düna: in Livland, Estland und in den Küstengebieten Finnlands sind sie allmählich in der kammkeramischen Urbevölkerung aufgegangen, ohne ihre Wesensart behaupten zu können. Es sind das diejenigen Gebiete, die später von ostseefinnischen Stämmen bewohnt werden.
2. In Südlettland, Litauen und Ostpreußen erwuchs aus der Überschichtung einer „baltischen" Sondergruppe der Kammkeramik[55]) durch die Streitaxtleute die altbaltische Kultur, deren Verbreitungsgebiet am Ende der Steinzeit durch die baltische Schlangenkopfhacke (Abb. 5), in der Älteren Bronzezeit durch das ostbaltische Randbeil (Abb. 4, Karte 6) erstmalig schärfer umrissen wird[56]).
3. Ihr südlich benachbart entstand im südlichen Weiß- und nördlichen Südrußland aus einer anderen Gruppe der Kammkeramik und der sie überlagernden Streitaxtkultur — hauptsächlich im Gebiet der Rokitno-Sümpfe und der nördlichen Ukraine — die altslawische Kultur.
4. In Südrußland und dem unteren Donaugebiet bildeten sich aus den Trägern der bemalten Keramik (Tripolje-Kultur) und den sie überlagernden Nordleuten der Riesensteingrab- und Streitaxtkultur die Thrako-Phryger, deren Hinterlassenschaft uns vermutlich in der südrussischen Ocker- und Katakombengräber-Kultur erstmalig entgegentritt[49]).
5. In Ostdeutschland, Böhmen, Mähren und dem angrenzenden Polen erwuchsen aus der Vermischung der donauländischen Bandkeramik, der Riesensteingrab-

[55]) Jażdżewski, K., Contributions à la connaissance de la civilisation finnoise primitive en Pologne occidentale. Przegląd archeologiczne III, S. 189 ff.

Šturms, E., Ein steinzeitlicher Wohnplatz am Zebrus-See in Kurzeme. Congressus secundus Riga 1930, S. 411 ff.

Engel, C., Vorgeschichte der altpreußischen Stämme I, S. 158 ff.

[56]) Das Verhältnis dieser durch die Schlangenkopfhacke gekennzeichneten „altbaltischen Kultur" zu der ihr östlich benachbarten Fatjanowo-Kultur Mittelrußlands ist noch nicht endgültig geklärt. Vgl. dazu Äyräpää, A., in der Anm. 53 genannten Arbeit; ferner Šturms, E., Latvijas akmens laikmeta materiāli I (Materialien zum Steinzeitalter Lettlands). In Latviešu aizvestures materiāli II, Riga 1936, S. 3 ff. (behandelt die Bootaxtkultur in Lettland).

und Streitaxtkultur unter Mitwirkung der westischen Glockenbecherkultur die Urillyrer, d. h. die Träger der Aunjetitzer und Lausitzer Kultur[57]).

Für den Ursprung der Baltischen Völkergruppe ergibt sich damit, daß sie aus einer Überschichtung der „baltischen" Kammkeramik durch die schnurkeramische Streitaxtkultur hervorgegangen sein muß. Dabei hat die Streitaxtkultur gewissermaßen den väterlichen, fortschrittlichen, die Kammkeramik dagegen den mütterlichen, beharrenden Anteil gestellt. Daß bei dieser Verschmelzung die schnurkeramische Streitaxtkultur die wesentlichen, die indogermanische Sprache und Kultur bestimmenden Züge geliefert hat, kann um so weniger zweifelhaft sein, als die Träger der Kammkeramik wirtschaftlich und kulturell auf einer noch recht urtümlichen, wenig entwickelten Stufe verharrten. Aus dieser Tatsache ist es wohl auch zu erklären, daß die baltischen (wie übrigens auch die slawischen) Sprachen verhältnismäßig wenig von ihnen beeinflußt wurden und daher recht altertümliche und wenig abgewandelte Züge des Urindogermanischen bewahren konnten.

In den westpreußischen Haffküstensiedlungen und auf der Kurischen Nehrung läßt sich der Vorgang der Verschmelzung beider Kulturen bereits recht anschaulich verfolgen[58]). Aus Litauen und Lettland ist Schnurkeramik (Abb. 7) bisher nur in sehr vereinzelten Funden bekannt geworden[59]). Doch kann auf Grund der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der finnischen und ostpreußischen Schnurkeramik[60]) kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß auch die übrigen ostbaltischen

---

[57]) Vgl. v. Richthofen, B., Ist die „Bandkeramik" der Jüngeren Steinzeit illyrisch und die Lausitzer Kultur germanisch? Mannus 27, S. 8 ff.
Derselbe, Die Bedeutung der Lausitzer Kultur für die Vorgeschichte der Donauländer und das Illyriertum ihrer Volkszugehörigkeit. Mannus 27, S. 69 ff.
Neuerdings hat C. Schuchardt in „Die Illyrier und ihre Indogermanisierung" (Abhandlung der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1937, Phil.-hist. Klasse Nr. 4) einen Weg beschritten, der wenigstens insofern eine Brücke von seinen bisherigen Anschauungen zu den völlig abweichenden der übrigen ostdeutschen Vorgeschichtsforscher schlägt, als er die Bandkeramik für vorillyrisch (bzw. als das „Substrat" der späteren Illyrer) erklärt.

[58]) Engel, Altpreußische Stämme I, S. 173 f.
Ehrlich, Br., Succase. Elbinger Jahrbuch, Heft 12/13, S. 43 ff.

[59]) In Lettland ist sie bisher nur auf wenigen Fundplätzen in Kurland nachgewiesen. Auf Grund dieser Funde hat Fr. Balodis seine Steinzeitgrenze auf der Kartenbeilage zu der Arbeit „Ethnische Probleme und die archäologischen Untersuchungen der letzten Jahre in Lettland" (vgl. Anm. 5) gezogen. Doch ist zu berücksichtigen, daß Bootäxte und deren Abkömmlinge über ganz Lettland verbreitet sind. Vgl. dazu die Anm. 56 genannte Arbeit von Šturms.

[60]) Vgl. Ayräpää in der in Anm. 53 genannten Arbeit sowie in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte III, S. 324 (Finnland A: Steinzeit) und in Suomen Muinasmuistoyhdistyken Aikakauskirja XXXII N: 01 (Helsinki 1922) S. 131 ff.
Auch aus Estland liegen neuerdings mehrere Funde von Tongefäßen vor, die der ostpreußischen Haffküstentonware eng verwandt sind: vgl. H. Moora u. a., Eesti Ajalugu I, Tartu 1935, S. 37, Abb. 15; ferner R. Indreko, Ein Hockergrab in Ardu, Ksp. Kose im Liber saecularis der Gel. Estn. Ges. (Tartu 1938), S. 185 ff.
Es ist demnach der Schluß berechtigt, daß das bisherige Fehlen von schnurverzierter Tonware in Litauen sowie Ost- und Nordlettland nur auf einer Forschungslücke beruht.

a b

Abb. 1. **Emaillierte Bronzekreuzanhänger aus jüngereisenzeitlichen Gräbern von Freudenberg** (a) **und Uexküll** (b) **in Livland.** Das gleicharmige Kreuz ist bezeichnend für das östliche (griechisch-orthodoxe) Christentum. Aus dem ehemals deutschen Dom-Museum in Riga.

Abb. 2. **Modell eines jungbronzezeitlichen „Teufelsbootes" aus Nordkurland.** Eine kleine Gruppe derartiger „Schiffssetzungen" aus Stein befand sich früher in Nordkurland. Sie bezeichnen die Gräber einer kleinen Auswandererkolonie aus Gotland, die sich — unweit der Nordspitze Kurlands — im Kreise Talsen niederließ. Modell Dörings im Kurländischen Provinzial-Museum Mitau.

Abb. 3
Tüllenbeil mit gewölbtem Kopf, eine kennzeichnend baltische Bronzeform der frühen Eisenzeit. Aus einem Hügelgrabe bei Birkenhof, Kr. Fischhausen (Samland). Nach F. Tischler. Vgl. die Verbreitung auf Karte 5!

Abb. 4
Ostbaltisches Randbeil, die kennzeichnendste baltische Bronze-Eigenform der Älteren Bronzezeit. Altona, Kr. Friedrichstadt (Ostkurland). Aus dem ehemals deutschen Dom-Museum in Riga. Vergl. die Verbreitung auf Karte 6!

Abb. 5
Baltische Schlangenkopfhacke, die älteste baltische Eigenform aus dem Endabschnitt der Jungsteinzeit. Popen, Kurland. Aus dem Kurländischen Provinzial-Museum in Mitau. Vergl. die Verbreitung auf Karte 6!

Abb. 6
Kammkeramisches Gefäß von einem jungsteinzeitlichen Wohnplatz in Sääninki, Savolax (Finnland). Finnisches Nationalmuseum in Helsingfors.

a

c

d

b

e

f

Abb. 7. **Denkmäler der nordischen Riesensteingrabkultur und der schnurkeramischen Streitaxtkultur aus Südosteuropa.** a) Kugelflasche, b) Kugelflaschenbegleittopf mit Schnurverzierung aus dem Gouv. Charkow, c) Streitaxt aus dem Gouv. Voronez, d) Hammerkopfnadel aus Taurien, e), f) schnurkeramische Amphoren aus Böhmen (e) und dem Gouv. Kiew (f). Nach Stocky und Äyräpää aus Hirt-Festschrift (1935) I (Seger).

Thüringen Jütland Schweden Schleswig-Holstein Finnland Ostrußland

Abb. 8. **Verschiedene Axtformen der schnurkeramischen Streitaxtkultur.** Aus Engel-Reinerth, Lichtbilder zur Vor- und Frühgeschichte Deutschlands (Theodor Benzingers Lichtbildreihen).

Abb. 9. **Die Ausbreitung der nordischen Riesensteingrabkultur.** Aus Engel-Reinerth, Lichtbilder zur Vor- und Frühgeschichte Deutschlands (Theodor Benzingers Lichtbildreihen).

Abb. 10. **Die Ausbreitung der schnurkeramischen Streitaxtkultur.** Aus Engel-Reinerth, Lichtbilder zur Vor- und Frühgeschichte Deutschlands (Theodor Benzingers Lichtbildreihen).

Küstengebiete von der gleichen, heute im Fundstoff noch nicht genügend erfaßten Welle der Schnurkeramik überflutet worden sind. Zudem erscheinen in ihnen allen zahlreiche Streitäxte (Abb. 8), die dieser Kultur zuzuschreiben sind.

Fragen wir schließlich nach der völkischen Wesensart der die baltische und slawische Unterschicht bildenden Träger der Kammkeramik, so ist eine eindeutige Antwort darauf heute kaum zu geben. Gewiß machen es eine Reihe von Umständen wahrscheinlich, daß sie in Nordosteuropa mehr oder weniger den Urfinno-Ugriern gleichzusetzen sein werden[61]). Andererseits ist aber bei der riesigen Ausdehnung ihres Verbreitungsgebietes auch damit zu rechnen, daß ihr noch andere, mehr oder weniger verwandte Völker zugerechnet werden müssen[62]). Doch kann über diese Fragen erst eine genauere Erforschung der nordasiatischen Kammkeramik Aufschluß bringen. Als Träger der „baltischen" Kammkeramik kommen in erster Linie wohl tatsächlich die Vorfahren ostseefinnischer Stämme in Betracht. Und sowohl für die baltischen wie für die slawischen Sprachen wird vom sprachgeschichtlichen Standpunkt aus ein finnisch-ugrisches „Substrat" durchaus für möglich gehalten[63]).

2. Die vorgeschichtliche Ostgrenze der baltischen Völker

Bei der Lösung der Frage nach Urheimat und vorgeschichtlicher Entwicklung der baltischen Völkergruppe haben wir bisher ausschließlich die gut erforschten Gebiete Ostpreußens und der baltischen Staaten in den Kreis unserer Betrachtungen gezogen. Diese Beschränkung auf die östlichen Küstenländer des Ostseeraumes erklärt sich aus der schon eingangs geschilderten Tatsache, daß die Ostgrenze der baltischen Staaten und Polens eine bisher unüberbrückbare Forschungsgrenze gebildet haben. Nun war freilich von vornherein damit zu rechnen, daß sich die Verbreitung der vorgeschichtlichen Kulturen nicht an die heutigen Staatsgrenzen gehalten hat. Für die Jüngere Eisenzeit (9.—12. Jahrhundert) steht allerdings fest, daß die Grenze zwischen den Slawen einerseits, den baltischen Völkern und den Esten andererseits verhältnismäßig genau der heutigen Ostgrenze der baltischen Staaten bzw. Polnisch-Litauens (des Wilna-Gebietes) entsprochen hat (vgl. Karte 1). Wie schon erwähnt, sind jüngereisenzeitliche Slawengräber sowohl am Ostrande Estlands (im Petschur-Gebiet und am Peipus) und Lettgallens wie auch des

---

[61]) Vgl. Tallgren, A. M., Finno-Ugrier A in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte III, S. 354 ff. Dazu Moora, H., in Die Vorzeit Estlands, Tartu 1932, und in Eesti Ajaluga I, Tartu 1935.

[62]) Vgl. Moora in den Anm. 61 genannten Schriften. Hinsichtlich der Lappen erscheint es heute fraglich, ob sie wirklich erst nachträglich die finnische Sprache angenommen haben oder nicht vielmehr den Urfinno-Ugriern zuzuzählen sind, d. h .die urfinnisch-ugrische Sprache in besonders altertümlicher Form bewahrt haben.

[63]) Pokorny, J., Substratfrage und Urheimat der Indogermanen II. Die Substratfrage im Balto-Slawischen. Mitt. der Anthropol. Ges. Wien, Bd. 46, S. 71 ff.

Wilna-Gebietes festgestellt worden[64]. Während der Älteren und Mittleren Eisenzeit reichen dagegen kennzeichnend baltische Funde bis an die Ostgrenzen Lettlands und des Wilna-Gebietes, vereinzelt sogar darüber hinaus in das unmittelbar benachbarte russische Grenzland. Wie aber die völkischen Verhältnisse in den weiter östlich gelegenen Gebieten beschaffen waren, ob und wieweit baltische Funde nach Weißrußland hineingereicht haben, war bisher völlig unbekannt.

Karte 8 Daß aber der baltische Siedlungsraum sich zu irgendeiner Zeit erheblich weiter nach Osten erstreckt haben müsse, war ebenso aus gewissen geschichtlichen Überlieferungen wie aus den in Weißrußland festgestellten altbaltischen Orts- und Flußnamen zu entnehmen. Zuerst hat Sobolewski[65] auf den in der frühgeschichtlichen Überlieferung (der Nestor-Chronik) erscheinenden baltischen Stamm der Goljádj hingewiesen, dessen Auftreten südwestlich von Moskau für eine altbaltische Besiedlung Mittelrußlands zu sprechen schien[66]. Sodann hat der litauische Sprachforscher K. Buga[67] auf Grund seiner Ortsnamenforschungen versucht, die ehemalige Verbreitung der baltischen Völkergruppe zu bestimmen. Die von ihm für das Jahr 500 n. Ztr. gezeichnete Karte hat freilich nicht allgemein Anklang gefunden: einmal wegen der für eine so späte Zeit kaum denkbaren finnisch-ugrischen Besiedlung der Küstengebiete, sodann wegen der von ihm angenommenen Ost-West-Verschiebung der einzelnen litulettischen Stämme, die mit den Ergebnissen der Vorgeschichtsforschung nicht in Einklang steht; lassen sich doch mit Hilfe der Kulturgruppenforschung die Stämme der Kuren, Semgaller, Lettgaller und neuerdings auch der Litauer als siedlungsstetig in den Gebieten ihrer frühgeschichtlichen Wohnräume bis an die Wende unserer Zeitrechnung zurückverfolgen (vgl. die Karten 1, 3 und 4).

Neuerdings hat Vasmer die Frage nach der ehemaligen Ostgrenze der baltischen Völker wieder aufgenommen und ist durch die Ermittlung zahlreicher altbaltischer Orts- und Flußnamen in Mittelrußland zu der Auffassung gelangt, daß baltische Stämme in einer vorerst nicht näher zu bestimmenden Zeit einmal bis in die Gegend von Moskau gereicht haben müßten[68]. Schließlich ist es Engel gelungen, auf Grund des in älteren und jüngeren russischen Veröffentlichungen vorliegenden

---

[64] Vgl. die Anm. 22 genannten Schriften. Zahlreiche slawische Funde der Jüngeren Eisenzeit aus Ostlitauen liegen in den Museen Wilna und Grodno.

[65] Где жила Литва? in Известия Императ. Акад. Наук1911, p. 1051 ff.

[66] Brückners Vermutung, daß die Goljadj bei Moskau von warjagischen Fürsten verpflanzte Galinder aus Ostpreußen seien, ist wohl kaum noch aufrecht zu erhalten. Vgl. Gerullis, G., Baltische Völker in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte I, S. 335 ff.

[67] Buga, K., Die Vorgeschichte der aistischen (baltischen) Stämme im Lichte der Ortsnamenforschung. Streitberg-Festgabe, Leipzig 1924, S. 22 ff.

[68] In seinen sehr wichtigen Beiträgen zur historischen Völkerkunde Osteuropas I—IV, Berlin 1932—36 (Sitzungsber. d. Preuß. Akadem. d. Wissensch.), deren I. Teil (1932) der „Ostgrenze der baltischen Stämme" gewidmet ist.

Fundstoffes diese Anschauung auch vom vorgeschichtlichen Standpunkt aus zu bestätigen[69]. Die in den „Materialien für die Vorgeschichte Rußlands"[70] veröffentlichten älter- und mitteleisenzeitlichen Funde aus den Flußgebieten der Oka und oberen Wolga tragen zwar vorwiegend germanische Wesenszüge, lassen aber einen unzweifelhaft baltischen Formeneinschlag nicht verkennen. Ja, bis in die Jüngere Eisenzeit hinein, in der diese Gebiete bereits von slawischen Einwanderern in Besitz genommen waren, läßt sich ein gewisses Nachklingen ostbaltischer, d. h. litulettischer Formen beobachten.

Noch überraschender ist jedoch das Auftreten von Grabfunden vorwiegend preußischer (insbesondere sudauischer) Wesensart im mittleren Weißrußland in der Gegend um Smolensk und Mohilew. In den Veröffentlichungen der Weißrussischen Akademie in Minsk[71] sind zwei Urnengräberfelder vom Oberlauf des Dnjepr beschrieben, die preußisch-sudauische Familiengräber mit so kennzeichnend preußischen Gefäßen enthielten, daß über ihre westbaltische, d. h. altpreußische Wesensart kein Zweifel aufkommen kann. Daß aus diesen Gebieten bisher nur vereinzelte Funde baltischer Wesensart vorliegen, kann ihre Beweiskräftigkeit nicht erschüttern: einmal sind es die einzigen Funde ihrer Art, die aus den betreffenden Zeiträumen (der Älteren und Mittleren Eisenzeit) überhaupt aus Weißrußland bekanntgeworden sind; sodann ist zu berücksichtigen, daß die vorgeschichtliche Erforschung Weißrußlands sich bisher fast ausschließlich auf über der Erde zutage tretende Denkmäler (wie Burgberge, Hügelgräber, Scherben- und Flintplätze auf Binnendünen) beschränkt hat, während die baltischen Gräber ohne oberflächliche Kennzeichnung durchweg unter der Erde zu liegen scheinen. Übrigens enthalten — wie im oberen Oka- und Wolga-Gebiet — auch hier die slawischen Hügelgräber der Jüngeren Eisenzeit einen unverkennbar baltischen Formeneinschlag.

Es ist demnach anzunehmen, daß während der Älteren und Mittleren Eisenzeit (zum mindesten vom 3.—6. Jahrhundert) das nördliche Weiß- und das angrenzende Mittelrußland von baltischen Stämmen bewohnt gewesen sind, die dann gegen Ende der Mittleren oder zu Beginn der Jüngeren Eisenzeit von slawischen Einwanderern überschichtet und aufgesogen wurden. Letzte Reste dieser altbaltischen Bevölkerung haben sich in Gestalt der oben erwähnten Goljadj bis zum Beginn der geschichtlichen Zeit (9.—10. Jahrhundert) in der Gegend von Moskau erhalten. Sie stellen offenbar den letzten verstreuten Ausläufer eines ehemals langen, aber schmalen baltischen Siedlungsgürtels dar, der sich von der Küste bis tief nach

[69] Engel, C., Die Ostausbreitung der baltischen Völker in vorgeschichtlicher Zeit. Germanenerbe 1937, S. 355 ff.
Derselbe, Die baltische Besiedlung Weiß- und Mittelrußlands in vorgeschichtlicher Zeit. Liber saecularis der Gelehrt. Estn. Ges. (Tartu 1938) S. 904 ff.

[70] Древности бассейновь рыкь Оки и Камы. С.-Петербургь 1901.

[71] Беларуская Академия наук инстытут гісторыі. Працы сэкцыі археолёгіі. Том I–III. Менск 1928, 1930, 1932.

Mittelrußland hinein erstreckte und der im Norden vorwiegend ostbaltische (litulettische), im Süden dagegen mehr westbaltische (preußische) Züge aufwies (vgl. Karte 10). Die sprachgeschichtlichen Ergebnisse Vasmers werden demnach durch die vorgeschichtlichen Befunde in glänzender Weise bestätigt.

3. Landschaftsräume und vorgeschichtliche Völkerverbreitung in Osteuropa

Trägt man die älter- und mitteleisenzeitlichen baltischen Funde zusammen mit den altbaltischen Orts- und Flußnamen auf einer Karte ein, so wird man über die eigentümliche Form des altbaltischen Siedlungsgebietes überrascht sein: es bildet einen ungewöhnlich langen, aber erstaunlich schmalen, handtuchartigen Streifen, der von der Küste bis tief ins Innere hinein keilförmig vorspringt (vgl. Karte 10). Wenn die Grenzen dieses Verbreitungsbildes auch nur annähernd richtig sind — und es besteht vorläufig kein Grund, daran zu zweifeln —, so sieht man sich veranlaßt, nach einer besonderen Ursache für diese merkwürdige Gestalt des baltischen Siedlungsraumes zu suchen. Die Frage nach einer natürlichen Begründung dieses Verbreitungsbildes wird um so dringlicher, wenn man erwägt, daß die streifenförmige Ausdehnung des altbaltischen Siedlungsgebietes in Osteuropa keineswegs vereinzelt dasteht, daß in Südrußland der skytisch-sarmatische, später gotische Raum einen ähnlichen Ost-West-Streifen bildet, daß schließlich zwischen baltischem und südrussischem Raume in einem ähnlich schmalen Ost-West-Gürtel die bisher noch nicht einwandfrei ermittelte Urheimat der Slawen zu suchen sein dürfte (vgl. Karten 9, 10).

Betrachtet man den osteuropäischen Raum als Ganzes, so scheint er eine landschaftlich geschlossene Einheit darzustellen, die nirgends durch trennende Gebirgszüge in natürliche Abschnitte gegliedert ist. Auch das reich verzweigte Flußnetz vermag keine den Verkehr oder den Ausbreitungsdrang der Völker hemmenden Grenzen zu schaffen. Anders als in Mittel- und Westeuropa, wo Gebirgsketten, Hügel- und Flachländer in bunter Folge abwechseln und eine natürliche Aufgliederung des Lebensraumes vornehmen, liegen die Dinge in dem riesigen, ungegliederten Flachland des Ostens. Hier ist Raum ohne Grenzen. Und viele Züge der osteuropäischen Vorgeschichte und Geschichte können nur aus dieser Eigenart heraus verstanden werden; nicht minder die Wesensart des osteuropäischen Menschen selbst, des „russischen" Menschen und der „russischen" Seele.

Wo aber der Boden versagt, da gliedert das Klima den Raum; gliedert ihn in bestimmte Vegetationsgürtel, die von ausschlaggebender Bedeutung für die Wirtschafts- und Kulturentfaltung des Menschen geworden sind. Von Norden nach Süden aufeinanderfolgend sind drei Hauptvegetationsgürtel zu unterscheiden[72]:

[72]) Übersichtskarten über die Vegetationszonen Osteuropas findet man in jedem größeren Handatlas; häufig sind sie jedoch stark und z. T. nach verschiedenartigen Gesichtspunkten derart verallgemeinert, daß die wesentlichen Strukturverhältnisse nicht immer klar hervortreten.

1. das Gebiet der Anökumene im Norden, in dem Tundren mit Moos- und Flechtenbewuchs sowie kümmerlichen Zwergsträuchern das Landschaftsbild bestimmen;
2. der mittlere Waldgürtel;
3. die fruchtbaren Steppen- und Schwarzerdegebiete im Süden, die durch ihre Sommerdürre von Natur aus baumlos oder doch fast baumlos sind.

Der mittlere Waldgürtel zerfällt wiederum in drei schmale, nordsüdlich aufeinanderfolgende Zonen: das Gebiet der düsteren, einförmigen Nadelwälder im Norden und Osten; die Mischwaldzone in der Mitte; schließlich das Gebiet des reinen Laubwaldes im Süden, das teils stark versumpft ist, teils in Form der Waldsteppe in die baumlosen Steppengebiete übergeht. Im unerschlossenen Sibirien heben sich diese verschiedenen Waldgürtel heute noch wesentlich klarer gegeneinander ab als im europäischen Rußland, wo sie durch die fortschreitende Kultivierung bereits stärker verwischt sind. Immerhin lassen sie sich auch hier noch mit so wünschenswerter Deutlichkeit herausarbeiten, daß ihre Bedeutung für die Verbreitung der vorgeschichtlichen Kulturen klar hervortritt.

Indem wir die **Bedeutung der Lebensräume für die Kultur- und Stammesentwicklung** anerkennen, brauchen wir durchaus nicht in den Materialismus der sowjetrussischen Vorgeschichtsforschung zu verfallen. Auch für uns sind ja Mensch und Lebensraum in dem Begriffe „**Blut und Boden**" auf das engste gekoppelt; und in einem viel tieferen Sinne gekoppelt als in jener seichten, **nur** wirtschaftlichen Betrachtungsweise. Im übrigen ist auch der Einfluß des Lebensraumes auf den Menschen entsprechend seiner verschiedenartigen Kulturentwicklung von unterschiedlicher Stärke. Anfangs — auf den niedrigsten Stufen der Wirtschafts- und Kulturentwicklung — bestimmen die Räume in hohem Maße die Wesensart der Kulturen und ihre Verbreitung; je weiter aber der Mensch in seiner Entwicklung fortschreitet, desto mehr macht er sich unabhängig von dem entscheidenden Einfluß des Lebensraumes, bis er schließlich diesen selbst zu gestalten beginnt. Der Übergang zu Ackerbau und Planwirtschaft spielt dabei eine wesentliche, jedoch nicht die einzige Rolle.

In den ältesten Zeiten wirkt sich die feinere Untergliederung der osteuropäischen Waldzone auf die Verbreitung der Kulturen zunächst noch nicht in erkennbarer Weise aus. Wir können nur zwei große Wirtschaftsräume unterscheiden: den südlichen Steppengürtel, der schon frühzeitig das klassische Gebiet fortschrittlicher Ackerbaukulturen (der Tripolje-Kultur) darstellt, während die mittlere Waldzone und das nördliche Gebiet der Tundren von umherschweifenden Jäger- und Sammlervölkern mit einer über weite Flächen hin recht einheitlichen Kultur (der nordeurasischen Kammkeramik) bewohnt werden (vgl. Karte 7).

Karte 9 In den jüngeren Zeitaltern aber tritt die unterschiedliche Ausprägung der verschiedenen Waldgürtel auch in der Verbreitung der metallzeitlichen Kulturen deutlich hervor:

1. Während die kargen nördlichen Gebiete der *Tundren* die Rückzugsgebiete der nomadisierenden *Lappen* darstellen, bildet die Zone der *reinen Nadelwälder* den naturgegebenen Lebensraum der *finnisch-ugrischen Völker*, die erst spät und nicht überall gleichzeitig zur Bauernwirtschaft übergehen. Nur in den günstiger gestalteten, immer fortschrittlichen Randgebieten (wie den ostbaltischen Küstenländern) haben sie die Planwirtschaft frühzeitig von den Trägern der schnurkeramischen Streitaxtkultur übernommen. Im kontinentalen Osten schiebt sich der Nadelwaldgürtel und mit ihm das finnisch-ugrische Siedlungsgebiet erheblich weiter nach Süden zu vor als im Westen; es grenzt hier — zwischen Wolga und Ural — teilweise unmittelbar an die Steppe.
2. In der Mitte schiebt sich die *Mischwaldzone* in einem schmalen Keil von der Ostseeküste bis in die Gegend des Wolgaknies bei Kasan vor. In überraschender und sicher nicht zufälliger Weise entspricht dieser schmale, aber weit nach Osten zu sich vorschiebende Mischwaldgürtel der oben ermittelten Ostausbreitung der *baltischen Völker*.
3. Im äußersten Süden schließlich, in den fruchtbaren Schwarzerdegebieten der *südrussischen Steppe*, haben sich seit den ältesten Zeiten immer wieder kulturell hochstehende Völker mit reichen und vielseitig entwickelten Kulturen in der Herrschaft abgelöst: auf die Träger der *Tripolje-Kultur* folgen die thrako-phrygischen *Kimmerier*, die von den *Skythen* verdrängt werden, denen wiederum die *Sarmaten* und schließlich die *Goten* folgen.
4. Liegt es da nicht nahe, in dem noch freibleibenden Streifen zwischen Mischwaldzone und Steppe, d. h. in dem versumpften oder in die Steppe übergehenden *Laubwaldgürtel* den ursprünglichen, naturgegebenen Siedlungsraum der *Slawen* zu suchen? Und dies um so mehr, als ja auch die Sprachforschung von ganz anderen Gesichtspunkten her zu der Auffassung gelangt ist, daß die Urheimat der Slawen im Gebiet der Rokitno-Sümpfe und der nördlichen Ukraine zu suchen sei[73]). Mit Hilfe der vorgeschichtlichen Kulturgruppenforschung ist es bisher noch nicht möglich gewesen, die urslawische Kultur sicher zu erfassen und ihr Verbreitungsgebiet klar zu umreißen. Da aber gerade im Gebiete des reinen Laubwaldgürtels bisher weder baltische noch skythische oder finnisch-ugrische Funde

---

[73]) Eine knappe, aber vortreffliche Übersicht aller wesentlichen sprachlichen Gesichtspunkte bei *Vasmer*, Die Urheimat der Slawen in W. *Volz*, Der ostdeutsche Volksboden, Breslau 1926, S. 118 ff.

aus der ältesten Metallzeit gemacht worden sind, scheint sich in ihm der urslawische Siedlungsraum wenigstens negativ, d. h. durch das bisherige Fehlen einer eigenständigen Kultur, bereits abzuzeichnen.

Mehr als diese großlinigen Andeutungen lassen sich über die eigenartigen Übereinstimmungen von Lebensräumen und vorgeschichtlicher Kulturenverbreitung in Osteuropa vorläufig nicht geben[74]). Es wird Aufgabe künftiger Forschung sein, sie im einzelnen genauer zu klären. Solange freilich der Bolschewismus in Rußland herrscht, werden wir, fürchte ich, lange darauf warten können. Denn einer bolschewistisch gesinnten Vorgeschichtsforschung muß natürlich die Koppelung der Begriffe „Volkstum und Kultur" oder gar „Blut und Boden" grundsätzlich fremd bleiben. Sie wird nicht nur geflissentlich übersehen, sondern sogar bewußt abgelehnt. Die unterschiedliche Form der Produktionsverhältnisse bildet in der Sowjetwissenschaft, also auch in der russischen Vorgeschichtsforschung, das einzige und grundlegende Strukturprinzip der jeweiligen menschlichen Gesellschaft[75]). Wie sich das in der Gegenwart auswirkt, mag man bei Solonewitsch nachlesen, dessen erschütternde Tatsachenberichte aus Sowjetrußland[76]) jeder Deutsche kennen sollte.

4. Die slawische Landnahme in Nordosteuropa

Schon bei unseren Betrachtungen über die völkischen Verhältnisse in den Grenzlandschaften des Ostbaltikums (vgl. Karten 1, 2) sowie über die ehemalige Ostausbreitung der baltischen Völker (vgl. Karte 10) hatten wir gesehen, daß die Slawen erst spät (an der Wende von der Mittleren zur Jüngeren Eisenzeit) in Nordosteuropa erscheinen. Immerhin war das ursprünglich baltische Gebiet in Weiß- und Mittelrußland (vgl. Karte 10) schon in der Jüngeren Eisenzeit (9.—12. Jahrhundert) von slawischen Einwanderern überschichtet und bis auf geringe baltische Reste (wie die Goljadj bei Moskau) slawisiert worden. Das zeigen nicht nur die aus diesen Gebieten zahlreich vorliegenden jüngereisenzeitlichen Funde

---

[74]) Eine Ergänzung dieser Fragengruppe bieten die Ausführungen über die Raumgrenze zwischen Mittel- und Osteuropa und ihre Bedeutung für die Verbreitung vorgeschichtlicher Kulturen unten S. 95 f.

[75]) Eine gute Darstellung der wissenschaftlichen Grundsätze und Arbeitsverfahren der Sowjetforschung gibt
Hančar, F., Urgeschichte Kaukasiens von den Anfängen seiner Besiedlung bis in die Zeit seiner frühen Metallurgie. Wien und Leipzig 1937. Seiner objektiven Haltung in der Bewertung der Sowjetwissenschaft vermögen wir allerdings keinesfalls zuzustimmen. Wer dem Bolschewismus einmal — und sei es auch nur von ferne her — ins ungeschminkte Antlitz gesehen hat, dem wird jede „bourgeoise" Objektivität vergehen. Er wird in ihm das schlimmste Übel sehen, das es um jeden Preis und gleichgültig mit welchen Mitteln auszurotten gilt, wo und in welcher Form es uns auch immer entgegentritt: selbst in einer anscheinend so harmlosen wie der sowjetistischen Vorgeschichtsforschung. Vgl. dazu die unter Anm. 1 a und 1 b genannten Schriften.

[76]) Solonewitsch, Die Verlorenen. Eine Chronik namenlosen Leidens. 2 Bände. Essen 1937.

slawischer Wesensart[77]); auch aus der ältesten geschichtlichen Überlieferung geht es mit aller Deutlichkeit hervor[78]). Damit erwächst von selbst die Frage, ob es möglich ist, die slawische Landnahme in Nordosteuropa auf Grund der Bodenfunde genauer herauszuarbeiten: eine Frage, die deshalb für uns von besonderem Interesse ist, weil sie offensichtlich mit der slawischen Einwanderung nach Ostdeutschland irgendwie in näherem Zusammenhange stehen dürfte.

Seit langem gehört die Frage nach dem ersten Auftreten der Slawen in Ostdeutschland zu den schwierigsten und am wenigsten geklärten Problemen der deutschen Vorgeschichtsforschung. Gab es doch unter den zahlreich in Ostdeutschland gehobenen slawischen Bodendenkmälern bis vor kurzem keine, die man hätte mit Sicherheit in die Zeit v o r das 9. Jahrhundert setzen können. Und obwohl gerade die letzten Jahre zahlreiche neue Funde und Forschungen zur Slawenfrage in Ostdeutschland gebracht haben, war doch der Zeitpunkt der slawischen Einwanderung nicht sicher zu bestimmen. Die spärlichen, von einer spätgermanischen Restbevölkerung stammenden Funde (vgl. Karte 3) endeten im 6. Jahrhundert. Die sich darüber legende urtümliche Steinknochenkultur der Slawen (vgl. Karte 11) war vor dem 9. Jahrhundert zeitlich nicht sicher zu erfassen. Über fast drei Jahrhunderte hinweg klaffte also in Ostdeutschland ein fundleerer Zeitraum zwischen der spätgermanischen und der altslawischen Besiedlung. Schon öfter hat man daran gedacht, daß das Einsickern slawischer Stämme in die verödeten ostgermanischen Gebiete schon erheblich früher eingesetzt haben könnte; doch ließ sich das an Hand des Fundstoffes vorläufig nicht erweisen. Erst im letzten Jahre haben Ausgrabungen auf schlesischen Burgwällen gezeigt, daß die frühslawische Tonware unmittelbar an die spätgermanische anknüpft; haben zudem Begleitfunde das erste Auftreten der Slawen in Schlesien schon für das 7. Jahrhundert wahrscheinlich gemacht[79]). Gleichzeitig haben E n g e l und W e r n e r darauf hingewiesen, daß der plötzliche Abbruch der bis dahin so lebhaften Handelsbeziehungen Ostpreußens mit dem Westen und Süden im 7. Jahrhundert wahrscheinlich mit der Slaweneinwanderung nach Ostdeutschland zusammenhängen dürfte[80]).

Völlig entsprechend liegen die Verhältnisse in Osteuropa. Beim Einsetzen der geschichtlichen Überlieferung (852) ist die slawische Landnahme im wesentlichen schon vollzogen[78]). Mit Beginn der Jüngeren Eisenzeit erscheinen auch die ersten

---

77) Besonders in den Anm. 70 und 71 genannten Werken.

78) Vgl. die Karte zu T r a u t m a n n, R., Die altrussische Nestorchronik, Leipzig 1931, die auch z. T. als Grundlage für die Eintragung der osteuropäischen Völkernamen auf unserer Karte 12 diente.

79) Vgl. die Beiträge von E. P e t e r s e n, K. L a n g e n h e i m und M. J a h n in Altschlesien VII, S. 59 ff., 76 ff., 93 ff.

80) E n g e l, C., Altpreußen im vorgeschichtlichen Welthandel. Der Ostpreußische Erzieher 1937, S. 277.
W e r n e r, F., Archäologische Zeugnisse für merowingischen Handel in Ostpreußen. Germania 17, S. 277 ff.

zeitlich gesicherten slawischen Hügelgräber an den Ostgrenzen der baltischen Staaten: ihr Auftreten im Wilnagebiet sowie an den Ostgrenzen Lettgallens und Estlands ist schon mehrfach erwähnt worden[81]) (vgl. Karte 1). Bevölkerungspolitisch ist dabei die Tatsache von Interesse, daß die Wurzeln des heute in den baltischen Staaten so akut gewordenen slawischen Bevölkerungsproblems[82]) bis in die Jüngere Eisenzeit zurückgehen.

Neuerdings läßt sich — genau wie in Ostdeutschland — auch in Nordosteuropa der Zeitpunkt der slawischen Einwanderung sehr viel genauer bestimmen. Vor allem in den slawischen Hügelgräbern Weißrußlands, aber auch in denjenigen Mittelrußlands läßt sich das Nachleben eines starken baltischen Formenschatzes bis tief in die Jüngere Eisenzeit hinein verfolgen[77]). Zuweilen tritt der baltische Formenanteil an den Beigaben derartig stark hervor, daß man geradezu von „baltisch-slawischen" Hügelgräbern sprechen möchte. Die Mehrzahl dieser Hügelgräber gehört erst der Jüngeren Eisenzeit an. Da aber einige, und zwar die ältesten unter ihnen, baltische Eigenformen der Mittleren Eisenzeit (unter anderem Armringe des 6.—7. Jahrhunderts) führen, so ergibt sich, daß auch in Weißrußland die slawische Einwanderung ungefähr zur gleichen Zeit eingesetzt haben dürfte wie in Ostdeutschland: nämlich im 7. Jahrhundert.

---

[81]) Vgl. die Anm. 22 genannten Schriften.

[82]) In allen baltischen Staaten ist in den entweder ganz slawischen oder doch stark slawisch durchsetzten östlichen Randgebieten ein erheblicher Bevölkerungsüberschuß vorhanden, während die Staatsvölker (insbesondere Letten und Esten) entweder keinen oder einen nur sehr geringen Bevölkerungsüberschuß aufzuweisen haben. Dadurch vollzieht sich z. B. in Lettland eine ständige stille Unterwanderung und Durchdringung des Landes mit Lettgallern aus Ostlettland, die vielfach russisch sprechen und sich zumeist zum römisch-katholischen (teilweise auch zum russisch-orthodoxen) Glauben bekennen. Auf diese Weise wächst der prozentuale Anteil der Katholiken in Lettland von Jahr zu Jahr. Eine ähnliche stille Unterwanderung ganz Lettlands durch die Lettgaller erfolgte schon einmal nach der Besitznahme des Landes durch die Deutschen im 13. und 14. Jahrhundert. Sie dürfte — neben der Einführung der „hochlettischen" Schriftsprache — erheblich zur „Lettisierung" und damit zur völkischen Vereinheitlichung der vorher das Land bewohnenden Einzelstämme (wie der Semgaller, Selen, Kuren und auch der finnisch-ugrischen Liven, vgl. Karte 1) beigetragen haben.

Noch schwieriger liegen die Dinge in Estland, wo der Bevölkerungsüberschuß der die östlichen Grenzgebiete bewohnenden russisch sprechenden Bevölkerung (an der Narwe nördlich und im Petschur-Gebiet südlich des Peipussees) so groß ist, daß man fast ausrechnen kann, wann bei prozentual gleichbleibender Vermehrung das Staatsvolk der Esten gegenüber seinen russischen Minderheiten selbst in der Minderheit sein wird. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so kraß, liegen die Verhältnisse in Ostlitauen und Ostfinnland (Karelien).

Die „slawische Fruchtbarkeit" macht sich also in den östlichen Randgebieten der baltischen Staaten in ähnlicher Weise geltend wie an der deutschen Ostgrenze. Daß der starke Bevölkerungszuwachs in den baltischen Ostgebieten (insbesondere in Lettgallen und Ostestland) wenigstens zum Teil mit der anspruchslosen Lebenshaltung und dem geringen Kulturstand der dort ansässigen Bevölkerung zusammenhängt, ist kaum zu bezweifeln.

Karte 11 Die slawische Wanderung erschließt sich damit als ein einheitlicher Vorgang, der sich auf einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum zusammendrängt. Denn um die gleiche Zeit erscheinen die Slawen nicht nur in Osteuropa und Ostdeutschland, sondern auch in den Donauländern und auf dem Balkan. Und damit stehen wir unmittelbar vor der Frage nach den Triebkräften und der Wesensart der slawischen Landnahme überhaupt.

Für jeden, der sich den Vorgang der slawischen Wanderungen lebendig veranschaulicht, gehört er zu den rätselhaftesten Erscheinungen der vorgeschichtlichen wie der geschichtlichen Zeit. Aus welchen Ursachen heraus ist die gewaltige Ausbreitung dieses kleinen slawischen Urvolkes zu verstehen, das — noch im Mittelalter auf einer wenig entwickelten Stein-Knochen-Kultur verharrend — sich plötzlich aufmacht und in kürzester Frist ganz Ost- und halb Mitteleuropa erobert? Woher empfing dieses in seinen heimischen Urwäldern und Sümpfen in dumpfer Lethargie dahinlebende Volk plötzlich den Willen und den Antrieb zu dieser Riesenaufgabe? Woher nahm es die Kraft, sie zu vollenden?

Gewiß: die weiten, fruchtbaren Gefilde des größtenteils entvölkerten Ostgermaniens mögen eine magische Anziehungskraft ausgeübt haben: hier war kampf- und mühelos günstigster Siedlungsraum zu gewinnen. Die Slawen brauchten nur zu nehmen, was offen ausgebreitet und von niemanden ernsthaft streitig gemacht vor ihnen lag. Die spärliche germanische Restbevölkerung, die weit verstreut im Lande saß, wurde widerstandslos von den friedlich ins Land sickernden slawischen Neusiedlern aufgesogen. Ganz anders aber vollzog sich die slawische Landnahme in Ost- und Südeuropa. Hier war überall eine mehr oder weniger dichte Bevölkerung ansässig, die erst auf kriegerischem Wege unterworfen werden mußte. Woher nahmen die Slawen die Kraft und die Fähigkeit dazu?

Eine nicht minder schwierige und noch immer offene Frage bildet die Rassengeschichte der Slawen. Die in Ostdeutschland gefundenen altslawischen Skelette sind vorwiegend nordrassisch: die Schädel häufig so langköpfig und schmalgesichtig, daß sie von den germanischen Reihengräberschädeln der Völkerwanderungszeit nicht zu unterscheiden sind[83]). Die spätere slawische Bevölkerung in Ostdeutschland, Polen und Osteuropa ist jedoch rassisch keineswegs einheitlich, sondern stark mit ostbaltischen und dunklen Formen durchsetzt[84]). Worauf dieser Wandel zurückzuführen ist, ist vorläufig noch ungeklärt.

---

[83]) Vgl. Günther, Hans F. K., Rassenkunde des deutschen Volkes. 6. Aufl. München 1924, S. 340 ff.
Reche, O., Rasse und Heimat der Indogermanen. München 1936, S. 34 ff. (mit weiteren Literaturangaben).
v. Eickstedt, E., Zur Altslawenfrage. Zeitschrift für Rassenkunde, Jahrgang 1935, Bd. 1, Heft 1/3.

[84]) Derselbe, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. Stuttgart 1934, S. 474 ff.
Czekanowski, J., Anthropologie von Polen. Petermanns Mitteilungen LXXV (1929), S. 113 ff.
Derselbe, Zarys antropologji polski. Lwów 1930.

Seit langem hat man die großen Slawenwanderungen mit dem Awareneinfall in Verbindung gebracht, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts wilde mongolische Reitervölker aus Asien nach Europa führte, die dann im mittleren Donauraum, insbesondere im heutigen Ungarn, ein Reich gründeten, das erst nach zweihundertjähriger Dauer (591—796) von den aus Osten nachdrängenden Ungarn zerstört wurde. In ähnlicher Weise wie die germanische Völkerwanderung durch den Hunnensturm (375), so sollte die Ausbreitung der Slawen im 6. Jahrhundert durch den Awareneinfall verursacht worden sein[85]. Gewiß läßt sich feststellen, daß eine Reihe von slawischen Vorstößen (bes. im Donauraum und auf dem Balkan) unter awarischer Führung erfolgt sind. Aber ebensowenig wie der Hunneneinfall als Hauptursache der germanischen Völkerwanderung angesehen werden kann, ebensowenig kann der Awarensturm als einziger Grund für die Slawenwanderung glaubhaft gemacht werden. Namentlich für die slawische Landnahme in Ostdeutschland, Polen und Osteuropa kann er kaum in Betracht kommen. Schon Bollnow[86], Engel[87] und Petersen[88] haben daher — und zwar mit ganz verschiedener Begründung und völlig unabhängig voneinander — die Vermutung ausgesprochen, daß die slawische Wanderung in den nördlichen Gebieten unter der Führung einer germanischen Oberschicht erfolgt sei, die teils aus der Zeit der Gotenherrschaft in Südrußland (3. und 4. Jahrhundert n. Ztr.) bei ihnen zurückgeblieben sein mag, teils auch aus jener germanischen Restbevölkerung stammen könnte, die die Slawen bei ihrem Einsickern nach Ostdeutschland und Polen dort vorfanden. Engel hat dabei auf den Bericht in der Gotengeschichte des Jordanes[89] verwiesen, nach dem ein Teil der Goten bei ihrer Wanderung von der Ostseeküste zum Schwarzen Meer in den Sumpfgebieten Mittelrußlands — also der slawischen Urheimat — zurückgeblieben sein soll[87]. Weiterhin ist damit zu rechnen, daß sich zur Zeit des südrussischen Gotenreiches eine Schicht gotischer Barone über die Urslawen gelegt hat. Ja, durch die zahlreichen Funde gotischer Wesensart in jenen Gebieten, in denen wir die Heimat der Urslawen zu suchen haben — also im Laubwaldgürtel zwischen Mittel- und Südrußland (vergl. Karte 10)[90] — wird diese Vermutung heute schon fast zur Gewißheit erhoben. Und es kann daher kaum noch einen Zweifel darüber

[85] Frenzel, W., Vorgeschichte der Lausitzen. Langensalza 1932, S. 43 ff.

[86] Die völkerwanderungszeitlichen Funde in Pommern und das Problem der Slaweneinwanderung. Pommersche Monatsblätter. 49 (1935), S. 65 ff.

[87] Indogermanische und germanische Landnahme im vorgeschichtlichen Ostdeutschland. Vergangenheit und Gegenwart XXVI (1936), S. 371 ff.

[88] Die künftigen Aufgaben der schlesischen Vorgeschichtsforschung. Schlesische Heimat 1936, Heft 1, S. 69.
Vgl. zu dieser Frage auch die vortrefflich über das neueste Schrifttum unterrichtende Arbeit von K. Langenheim, Die neueren slawischen und wikingischen Bodenfunde in Ostdeutschland. Jomsburg I, S. 198 ff.

[89] Jordanes, Gotengeschichte, Kap. 2.

[90] Матэриалы по археологіи Россіи, z. B. Том 25, С.-Петербургъ 1901.
Tallgren, A. M., Euroopa muinasaeg (Europas Vorzeit), Tartu 1927, S. 161 ff.
Derselbe, Zur osteuropäischen Archäologie. Helsinki 1928, S. 32 ff.

geben, daß die so rätselhafte slawische Ausbreitung unter dem Antrieb und der Leitung einer gotischen Führerschicht geschah, die volkstumsmäßig — wie es bei einer dünnen Oberschicht häufig geschieht — slawisiert war, blutmäßig aber das alte Rassenerbe und die rassisch bedingten Führereigenschaften noch lange Zeit hindurch bewahrte. Wir besitzen zahllose Beispiele für entsprechende Vorgänge (namentlich im Anschluß an die germanische Völkerwanderung) aus geschichtlicher Zeit: ich erinnere nur an die germanischen Adelsschichten, die — obwohl längst verwelscht — lange Zeit hindurch die Geschicke Italiens, Frankreichs und Spaniens gelenkt haben[91]. Aber wir haben ja in Osteuropa selbst als bestes Beispiel das Warjagenreich, das in allen wesentlichen Gesichtspunkten eine vollkommene Entsprechung, fast möchte man sagen eine Wiederholung des Gotenreiches in Osteuropa darstellt. Wie in ihm die nordgermanische Führerschicht allmählich slawisierte und dennoch jahrhundertelang die Geschicke Rußlands lenkte, ja den Grundstock zu seiner Größe legte, das können wir zum Glück noch im Lichte geschichtlicher Überlieferung verfolgen[92].

Die sich in letzter Zeit erheblich mehrenden Funde spätgotischer Wesensart aus Schlesien und Südpolen scheinen auf eine westliche Rückzugsbewegung der Goten aus Südrußland zu deuten, die aus der geschichtlichen Überlieferung bisher nicht näher erschließbar war, in den Bodenfunden des 4. und 5. Jahrhunderts n. Ztr. jedoch immer deutlicher hervorzutreten beginnt. Vielleicht zeichnet sich in ihr jene gotische Oberschicht ab, in deren Gefolge die Slawen allmählich nach Ostdeutschland einsickerten.

Aus der germanischen Oberschicht der Altslawen erklärt sich aber zwanglos auch die nordrassische Wesensart der in Ostdeutschland und Polen gefundenen altslawischen Skelette; aus ihr erklären sich die zahlreichen germanischen Lehnwörter im Altslawischen[93]; aus ihr schließlich erklärt sich auch die Tatsache, daß einige der südslawischen Häuptlinge Namen tragen, die auf germanische Grundformen zurückgehen[94].

---

[91] Vgl. Günther, H. F. K., Herkunft und Rassengeschichte der Germanen. München 1935.

[92] In der Nestor-Chronik. Vgl. Anm. 115.

[93] Vgl. Hirt, H., Zu den germanischen Lehnwörtern im Slawischen und Baltischen. P. B. B. XXIII (1898).

Stender-Petersen, A., Slawisch-germanische Lehnwörterkunde. Göteborg 1927. Derselbe, Zur Problematik des Vokalismus der slawisch-germanischen Lehnwörter. Hirt-Festschrift II, Heidelberg 1936, S. 555 ff. (mit weiteren Literaturangaben, unter denen bes. die Arbeiten von Vasmer zu nennen).

Diels, P., Slawen (B. Sprache) in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte XII, S. 273 ff., bes. S. 280 f.

Kiparsky, V., Die gemeinslawischen Lehnwörter aus dem Germanischen. Annales acad. Scient. Fenn. XXXII, 2. Helsingfors 1934.

[94] Laut frdl. mündlicher Mitteilung von Prof. Vasmer.

5. Die germanische Gestaltung Osteuropas

Die Aktivierung der Slawen durch die Goten des Ermanarikreiches und die Gründung des russischen Reiches durch die Warjagen führt uns zum letzten Abschnitt unserer Betrachtungen: zu der immer wiederholten nordisch-indogermanischen und germanischen Überflutung und Gestaltung Osteuropas.

Karte 7 Schon in der Jüngeren Steinzeit (im 3. Jahrtausend v. Ztr.) erfolgte die erste Durchdringung des osteuropäischen Raumes durch nordisch-indogermanische Einwanderer, von der schon oben (S. 78) die Rede war, und deren erste Erkenntnis wir Gustaf Kossinna verdanken.

Namentlich die räumlich begrenztere Ausbreitung der nordischen Riesensteingrabkultur (Abb. 9) ist von ihm in grundlegender Weise herausgearbeitet worden[95]. Wesentlich weiträumiger vollzog sich die Überflutung des Ostens durch die Träger der schnurkeramischen Streitaxtkultur, die seine endgültige Indogermanisierung vollzogen (Abb. 10). Sie waren es auch, die den bisher auf der Jäger- und Sammlerstufe verharrenden Bewohnern des osteuropäischen Waldgürtels die Kenntnis von Ackerbau und Viehzucht vermittelten und so die Wirtschafts- und Kulturformen dieser Gebiete grundlegend reformierten; dank ihrer Tatkraft den osteuropäischen Raum auf eine wesentlich höhere Kulturstufe emporhoben.

Die Kenntnis von der Bedeutung und den Ausmaßen der nordisch-indogermanischen Wanderung am Ende der Steinzeit ist heute bereits wesentlichen Teilen unseres Volkes vertraut geworden[96]; obwohl zu bemerken ist, daß wir das Ausbreitungsgebiet der schnurkeramischen Streitaxtkultur auf unseren landläufigen Karten (Abb. 10) durchweg zu eng zeichnen; tatsächlich ist es nicht auf Europa und Vorderasien beschränkt geblieben, sondern hat sich über den Ural hinaus tief nach Innerasien bis an die Grenzen Chinas und der Mongolei erstreckt[97].

Hingegen ist unser Blickfeld bezüglich der germanischen Leistung in Osteuropa bisher ganz auf die uns näher liegenden Gebiete, insbesondere auf Ostdeutschland und Polen, beschränkt geblieben. Allenfalls das schon im Frühschein geschichtlicher Überlieferung liegende Warjagenreich in Rußland hat mehrfach im deutschen

---

[95] Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten. V. Nordindogermanen in Osteuropa. Mannus II, S. 59 ff.
Ferner Mannus XIII, S. 13 ff., 193 ff., 239 ff.

[96] Ich verweise insbesondere auf die knappe und klare Zusammenfassung bei W. Schulz, Indogermanen und Germanen. Leipzig und Berlin 1936.

[97] Vgl. z. B. Ailio, Fragen der russischen Steinzeit. Zeitschr. d. Finn. Altert.-Ges. 29,1 (1922) sowie die entsprechenden Schlagwörter in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte. In der Ausbreitung der Streitaxtkultur nach Innerasien hätten wir dann wohl die Einwanderung asiatischer Indogermanenvölker (Tocharer, Skythen, Indoskythen) aus Europa zu sehen.

Schrifttum die ihm gebührende Beachtung gefunden[98]. Wesentliche Teile der germanischen Leistung sind dadurch in Deutschland bisher völlig unbekannt geblieben. Demgegenüber muß heute unser Gesichtsfeld erheblich erweitert, muß unser Blick auf die fünfmalige nachdrückliche Durchdringung des Ostraumes durch die Germanen gelenkt werden.

Karte 9 Schon in der Jüngeren Bronzezeit (1000—750 v. Ztr.), als auch in Deutschland die erste Ausweitung des altgermanischen Lebensraumes einsetzte, sind „bronzezeitliche Warjagen" über die Ostsee gefahren, haben an den Küsten West- und Südfinnlands Kolonien begründet[99], haben sich als Oberschicht in Estland, Livland und Nordkurland niedergelassen (vgl. oben S. 75). Wie aber Nerman kürzlich gezeigt hat, haben sie sich mit der Inbesitznahme der Küstengebiete nicht begnügt, sondern sind schon damals tief bis ins Innere Rußlands, bis in die Gegend des Wolgaknies von Kasan vorgestoßen. Die von ihnen angebahnten Handelsbeziehungen zwischen Skandinavien und Mittelrußland treten im vorgeschichtlichen Fundstoff deutlich hervor[100]. Naturgemäß ist diese dünne germanische Oberschicht bald im Blute der landesansässigen Urbevölkerung aufgegangen.

Nachhaltiger wirkte sich die große Landnahme der Germanen in der Frühen Eisenzeit (750—300 v. Ztr.) auch auf Osteuropa aus. Dank den sorgfältigen Untersuchungen schlesischer Vorgeschichtsforscher[101] ist dieser Vorgang heute in

---

[98] Ich verweise hier nur auf
Strasser, K. T., Wikinger und Normannen. Hamburg — Berlin — Leipzig 1928 und auf
Paulsen, P., Der Stand der Forschung über die Kultur der Wikingerzeit. 22. Ber. der Röm. Germ. Komm., Frankfurt a. M. 1932.
Für die Wikingerfunde in Osteuropa ist noch immer
Arne, T., La Suède et l'Orient, Upsala 1914, grundlegend.

[99] Tallgren, A. M., Finnland (B. Bronzezeit) in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte III, S. 332.
Nordman, C. A., Germanen und Finnen in der Vorgeschichte Finnlands. Mannus 29, S. 477 ff.

[100] Nerman, B., Die Verbindungen zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum in der Bronzezeit und der ältesten Eisenzeit. Acta Archaeologica IV (1933), S. 237 ff. Die ersten Hinweise verdanken wir A. M. Tallgren in Finska Fornminnesföreningens Tidskrift XXV, S. 169ff., und in Finks Tidskrift 1916, S. 362 ff.

[101] Aus den zahlreichen, diesen Fragen gewidmeten Schriften der Breslauer Schule nenne ich nur:
Seger, H., Völker und Völkerwanderungen im vorgeschichtlichen Ostdeutschland. In Volz, Der ostdeutsche Volksboden, Breslau 1926, S. 67 ff.
Jahn, M., Völkerwanderungen vor der Völkerwanderungszeit in Schlesien. Mannus, VI. Erg.-Bd., S. 271 ff.
Petersen, E., Der Werdegang der Germanen im deutschen Osten. Altschlesische Blätter 8 (1933), S. 97 ff.
Derselbe, Kurze Übersicht über Wohnsitze und Wanderungen der Ostgermanen. Altschlesische Blätter 1929, S. 23 ff.

allen wesentlichen Zügen geklärt. Durch die riesige Ausbreitung der früh-ostgermanischen Gesichtsurnenkultur werden ganz Ostdeutschland und ein großer Teil von Polen für fast ein Jahrtausend germanischer Siedlungsboden. Auch hier verdanken wir Kossinna die ersten bahnbrechenden Erkenntnisse[102]. Das eigenartige Verbreitungsbild eines sich ständig nach Südosten zu verschmälernden Streifens wird durch das ständige Vordringen in dieser Richtung hervorgerufen. In fast genauer Entsprechung wiederholt die frühostgermanische Kultur das Ausbreitungsbild der Riesensteingrabkultur nach Südrußland (Abb. 9). Die wandernden Scharen schieben sich am Osthange der Karpaten entlang nach Südosten, bis sie die weiten, offenen Gefilde der Steppe erreichen und dort ausschwärmen. Daß sie nach Osten zu zunächst nicht weiter in die osteuropäische Waldzone vordringen, dürfte in bestimmten raumpolitischen Verhältnissen begründet sein. Wir sehen in dieser Erscheinung einen weiteren Beitrag zu der schon oben (S. 84 ff.) behandelten Frage über „Landschaftsräume und vorgeschichtliche Völkerverbreitung in Osteuropa", auf den wir noch kurz eingehen müssen.

Während der osteuropäische Raum im Norden durch das Eismeer, im Osten durch den Ural, im Süden durch den Kaukasus und das Schwarze Meer in klarer Weise gegen die Nachbarräume abgeschlossen ist, bleibt seine Begrenzung nach Westen, nach Mitteleuropa zu, offen. Und so ist es kein Zufall, daß sich hier ein breiter Streifen einschiebt, in dem Mittel- und Osteuropa unmerklich ineinander überfließen. Es kann nicht überraschen, daß dieser Grenzstreifen durch alle vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeitalter hindurch immer wieder mit ständiger Spannung und unsichtbarer Dynamik erfüllt ist. Sein westlicher Ausläufer ist unsere ewig blutende Ostgrenze: die Naht- und Kontaktzone zwischen Mittel- und Osteuropa.

Derselbe, Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen. Berlin 1928 (Vorgeschichtl. Forschungen II, 2).
Derselbe, Die Burgunden in Schlesien und ihre Schicksale. Volk und Rasse VII, 1932, S. 86 ff.
Bohnsack, D., Die Burgunden in Ostdeutschland und Polen während des letzten Jahrhunderts vor Chr. Leipzig 1938.
Eine in Vorbereitung befindliche Schrift von Schindler wird ausführlich die gotisch-gepidische Weichselmündungskultur behandeln.
Tackenberg, K., Zu den Wanderungen der Ostgermanen. Mannus 22, S. 268 ff.
Derselbe, Die Wandalen in Niederschlesien (Vorgesch. Forschung I, 2). Berlin 1925.
Eine Zusammenfassung des neuesten Forschungsstandes über die Vorgeschichte der Einzelstämme wird das von H. Reinerth herausgegebene Sammelwerk „Vorgeschichte der deutschen Stämme" bringen.
Vgl. ferner die zusammenfassenden Übersichten von
La Baume, W., Urgeschichte der Ostgermanen, Danzig 1934, und
Engel, C., Indogermanische und germanische Landnahme im vorgeschichtlichen Ostdeutschland. Vergangenheit und Gegenwart 26 (1936), S. 371 ff.

[102]) Zu meiner Ostgermanenkarte. Mannus 16, S. 160 ff.
Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Mannusbibl. Nr. 6), Leipzig 1926/27.

Und doch hat die Natur auch hier eine im wesentlichen klimabedingte Linie gezogen. Beim flüchtigen Durchfahren unsichtbar, kommt sie nur dem zum Bewußtsein, der sie immer wieder zu den verschiedensten Jahreszeiten überqueren muß. Im Pflanzenkleide wird sie am deutlichsten gekennzeichnet durch die Ostgrenze der urwüchsigen Rotbuchenbestände[103]). Westlich von ihr liegt der freundliche, aufgeschlossene, bunt bewegte und leicht erschließbare mitteleuropäische Raum, der noch die Segnungen eines häufig wechselnden und daher spannungsreichen ozeanischen Klimas genießt; östlich von ihr erstreckt sich das grenzenlose Unland des Ostens mit seinem kontinentalen Klima, das zwar starke Gegensätze aufweist, jedoch viel weniger spannungsreich ist als das mitteleuropäisch-ozeanische.

Obwohl diese Raumgrenze äußerlich kaum in Erscheinung tritt, ist sie doch nur selten von nordischen Völkern durchstoßen worden: in vorgeschichtlicher Zeit allein durch die schnurkeramische Streitaxtkultur (Abb. 10) und die „bronzezeitlichen Warjagen" (Karte 9). In allen anderen Fällen fluten die indogermanischen (Abb. 9) und später germanischen Völkerwellen (vgl. Karten 9, 10) zwischen ihr und dem Karpatenkamm nach dem Südosten, bis sich vor ihnen das Tor des grenzenlosen, des gelobten Landes auftut: der Gürtel der pontischen Steppen. Schicksalhaft wiederholt sich so in immer wiederkehrender Folge der Südostzug nordischer Völkerschwärme: wie früher bei der Riesensteingrabkultur (Abb. 9) und später bei den Goten (vgl. Karte 10) so auch jetzt bei der großen Südostausbreitung der frühostgermanischen Gesichtsurnenkultur (Karte 9).

Die langsame Verschiebung ihres Schwergewichts von Nordwesten nach dem Südosten läßt sich aus den Funden unzweideutig ablesen: die ältesten Funde liegen im Weichselmündungsgebiet, die jüngsten in Schlesien, Galizien und Südrußland. Je weiter wir nach Südosten schreiten, desto jünger werden die frühostgermanischen Denkmäler; während andererseits spätere Funde in den nordwestlichen Gebieten (besonders in unseren alten Provinzen Westpreußen und Posen) fehlen oder doch nur ganz vereinzelt erscheinen. Unzweifelhaft veranschaulichen diese Verhältnisse die langsame Abwanderung der frühostgermanischen Gesichtsurnenkultur aus ihrem nordostdeutschen Heimatlande nach Südrußland. Wenn hier die Funde auch noch dünn gesät sind — sie beschränken sich hauptsächlich auf die Gebiete um Kiew und Poltawa[101]) — so kann das bei der unzureichenden Erforschung des russischen Raumes und der geringen Auffälligkeit der frühostgermanischen Urnengräber vorläufig nicht überraschen. Auf Grund der geschichtlichen Überlieferung und der Verbreitung der vorgeschichtlichen Funde kann heute kaum noch ein Zweifel darüber bestehen, daß uns die Verlagerung der frühostgermanischen Gesichtsurnenkultur nach dem Südosten den Wanderzug der Bastarnen und Skiren veranschaulicht, die um 240 v. Ztr. die pontischen Küstenstädte belagern und mehrfach

---

[103]) Auf ihre Bedeutung hat zuerst Engel hingewiesen, z. B. in der Anm. 101 genannten Arbeit. Vgl. ferner des gleichen Verfassers Ausführungen in: Preußenland; eine geopolitisch-bevölkerungsgeschichtliche Skizze. Die Sonne, Jg. 13 (1936), S. 434 ff.

im Pontusgebiet Unruhe stiften, um sich schließlich im unteren Donauraume endgültig niederzulassen. Als erste Germanenstämme[104]) treten sie mit den Völkern der Antike in unmittelbare Berührung. Durch ihre wiederholten Kämpfe mit den Römern und das von diesen errichtete Siegesdenkmal von Adamklissi (in der Dobrudscha) mit den ältesten uns erhaltenen Germanendarstellungen[105]) sind sie allgemein bekanntgeworden. Übrigens vertritt E. Petersen neuerdings die Auffassung, daß die Bastarnen ostgermanischer, die Skiren dagegen westgermanischer Herkunft seien[106]). Ihr Auftreten in Südrußland und dem Donaumündungsgebiet mutet wie ein Vorspiel des späteren Gotenreiches in diesen Gebieten (vgl. Karte 10) an.

Die von den Bastarnen und Skiren in Ostdeutschland und Polen geräumten Gebiete wurden bald wieder durch nordische Germanenstämme aufgefüllt, die gegen Ende des 2. Jahrtausends aus Jütland (Wandalen), Bornholm (Burgunder) und Südskandinavien (Rugier und später — wohl um oder kurz nach der Zeitwende — Goten) zuwanderten. Auch hier verdanken wir die Herausarbeitung der wesentlichsten Gesichtspunkte und die Aufhellung der Beziehungen zwischen den Mutterländern und den Kolonialgebieten in der Hauptsache der schlesischen Vorgeschichtsforschung[101]). Von dieser dritten germanischen Wanderwelle (der „spätlatènezeitlichen"[107]) sind nur der Kimbern- und Teutonenzug sowie Ariovists Vorstoß nach Gallien ins Blickfeld der Antike und damit in die

[104]) Der immer wieder (insbesondere von polnischen Forschern) aufgewärmte Versuch, die germanische Stammeszugehörigkeit der Bastarnen in Zweifel zu ziehen, ist völlig abwegig und nur daraus zu erklären, daß den betreffenden Verfassern das germanische Stammestum der Bastarnen und Skiren aus politischen Gründen unbequem ist. Es steht eindeutig fest, daß die antiken Schriftsteller die Bastarnen nur solange für Kelten bzw. Galater gehalten haben, als sie noch nicht gelernt hatten, Germanen und Kelten zu unterscheiden und die Bezeichnung „Kelten" oder „Galater" kurzerhand auf alle Nordvölker ausdehnten, die den ihnen bekannten Kelten rassisch ähnlich waren. Alle späteren antiken Gewährsmänner (bes. Plinius und Tacitus) stellen die Bastarnen eindeutig und ohne den geringsten Zweifel an ihrer Volkszugehörigkeit zu den Germanen, Tacitus bezeugt sogar ihre germanische Sprache. Das hatte schon 1837 Kaspar Zeuß in seinem verdienstvollen Werke „Die Deutschen und die Nachbarstämme" (Manuldruck Heidelberg 1925), S. 128 ff. erkannt. Vgl. dazu jetzt
Much, R., Die Germania des Tacitus, Heidelberg 1937, S. 414.

[105]) Eingehende Darstellung in Kossinna, G., Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. 4. Aufl. Leipzig 1925, S. 206 ff.

[106]) Germanen in Schlesien. Breslau-Deutsch Lissa 1937, S. 11 und Anm. 10.
Derselbe, Werstgermanische Einflüsse in der vorrömischen Eisenzeit Ostdeutschlands und ihre Bedeutung. Blätter für Deutsche Vorgeschichte 6 (1929), S. 10 ff.
Eine ausführliche Begründung seiner Auffassung wird Petersen in dem von H. Reinerth herausgegebene Sammelwerk „Vorgeschichte der Deutschen Stämme" geben.

[107]) Als erste ist die jungbronzezeitliche, als zweite die früheisenzeitliche Ausbreitung der Germanen gerechnet. Vgl. die zusammenfassende Übersicht bei C. Engel in Vergangenheit und Gegenwart 26 (1936), S. 371 ff.

geschichtliche Überlieferung getreten; die Wanderzüge der übrigen germanischen Stämme sind ausschließlich mit Hilfe der vorgeschichtlichen Bodenfunde erschlossen worden.

Karte 10 Sowohl die bronzezeitlichen Warjagenzüge nach Osteuropa wie der früheisenzeitliche Wanderzug der Bastarnen und Skiren zum Schwarzen Meer sind im wesentlichen Auftakte. Die erste Erfüllung bringt dann das Gotenreich in Südrußland (3. und 4. Jahrhundert n. Ztr.), von dessen Ausmaßen und dessen kultureller Bedeutung für Osteuropa wir uns bisher eine viel zu bescheidene Vorstellung gemacht haben. Es muß sogar festgestellt werden, daß ausländische Forscher[108]) die überragende Stellung der gotischen Kulturleistung in Osteuropa viel nachdrücklicher gewürdigt haben als diejenigen der germanischen Länder, die sich fast immer auf eine Behandlung der ihnen näherliegenden gotischen Denkmäler im Donauraum, in Italien, Frankreich und Spanien beschränkt haben. Obwohl gelegentlich die gotische Vormachtstellung in Osteuropa erwähnt worden ist[109]); obwohl man immer wieder auf die große Bedeutung der südrussisch-gotischen Kunst für die gesamtgermanische Kunstentwicklung hingewiesen hat[110]), hat man sich doch niemals bemüht, eine umfassende Vorstellung von der politischen und kulturellen Bedeutung des Gotenreiches in Osteuropa zu gewinnen. Das liegt in der Hauptsache darin begründet, daß man sich bisher fast ausschließlich mit der Wiedergabe der geschichtlichen Nachrichten über das südrussische Gotenreich begnügt hat. Diese beschränken sich aber nicht nur in ganz einseitiger Weise auf eine ermüdende Aufzählung einzelner Kampfhandlungen, sondern betrachten die Goten im Pontus-Gebiet ausschließlich vom Blickfeld des römischen Weltreiches, d. h. von Südwesten her; sie erwähnen die Goten nur dann, wenn sie irgendwie in den Interessenkreis der Römer treten. Die andere, wesentliche Seite der gotischen Auswirkung nach dem Norden und Osten hin blieb der antiken Geschichtsschreibung nicht nur unbekannt, sondern interessierte sie auch gar nicht. Eine klare Vorstellung von ihr ist daher beim Versagen der geschichtlichen Überlieferung nur mit Hilfe der Bodenfunde zu gewinnen.

---

[108]) z. B. A. M. Tallgren in den Anm. 90 genannten Schriften.

[109]) z. B. bei L. Schmidt, Die Ostgermanen, 2. Aufl. München 1934.
Vgl. auch die Aufzählung der von den Goten beherrschten osteuropäischen Völker in der Gotengeschichte des Jordanes.

[110]) Zusammenfassende Würdigung z. B. in
Kühn, H., Die vorgeschichtliche Kunst unserer Vorzeit, Leipzig (1936),
van Scheltema, F. A., Die Kunst unserer Vorzeit, Leipzig 1936, und in
Kossinna, G., Germanische Kultur im 1. Jahrtausend nach Christus (Mannusbücherei Nr. 50), Leipzig 1932. Vgl. ferner
Salin, B., Die altgermanische Tierornamentik, Stockholm 1904, und
Aberg, N., Till belysande av det gotiska kulturinslaget i Mellaneuropa och Skandinavien. Fornvännen 1936, S. 264 ff.

Obwohl Osteuropa vorgeschichtlich nur sehr unzureichend und einseitig erschlossen ist[111]), zeigen schon heute die aus fast ganz Osteuropa gehobenen Funde gotischer Wesensart, daß das sogenannte Gotenreich in Südrußland in Wirklichkeit das erste germanische Weltreich auf osteuropäischem Boden gewesen ist: ein Weltreich, dessen politischer und kultureller Einfluß von den skandinavischen Bergen und Finnland im Norden bis zum Pontos und Kaukasus im Süden, vom Ural im Osten bis über die Oder im Westen gereicht hat; ja, vereinzelte gotische Funde liegen sogar über den Ural nach Osten vorgeschoben im angrenzenden Asien.

Die nachhaltige und ungewöhnlich starke Überfärbung der finnisch-ugrischen, baltischen und slawischen Kulturen mit kennzeichnend gotischen Formen tritt in den Bodenaltertümern mit eindringlicher Deutlichkeit hervor. Sie liefert zugleich die handgreiflichen Entsprechungen zu den zahlreichen germanischen Lehnwörtern im Baltischen, Slawischen und Finno-Ugrischen, die zwar nicht ausschließlich, aber größtenteils aus der Gotenzeit stammen dürften[112]). Auf Grund der vorgeschichtlichen Bodenfunde kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Goten mehrere Jahrhunderte lang den größten Teil Osteuropas politisch und kulturell beherrscht haben, daß sie den dort ansässigen, noch immer auf einer recht niedrigen Entwicklungsstufe verharrenden Völkern zum ersten Male die Segnungen einer höheren, ihnen bis dahin völlig fremden Kultur vermittelt haben, daß sie also Kulturschöpfer, Gestalter und Kulturträger in einer für den Ostraum bisher ganz unbekannten Weise gewesen sind. So ist es nicht übertrieben, wenn wir feststellen, daß nach den nordischen Streitaxtleuten der Jungsteinzeit die Goten zum zweiten Male ganz Osteuropa umgestaltet und in kürzester Frist auf eine wesentlich höhere Kulturstufe gebracht haben. Wenn wir mit westeuropäischen Maßstäben messen, haben sie den trägen und beharrenden Ostraum (von Südrußland abgesehen) in knapp zwei Jahrhunderten kulturell um über ein Jahrtausend vorwärtsgerissen.

Wie aus der schon oben (S. 83) erwähnten starken gotischen Überfärbung Mittelrußlands zu schließen ist, haben die Goten im osteuropäischen Raume auch ganz neue Handelswege erschlossen. Wenn bis dahin die Weichsel- und die Oderstraße die wichtigsten Handelswege zwischen dem Baltischen Meere und dem Süden gebildet hatten, so wird jetzt von den Goten in Südrußland eine neue Verbindung über Mittelrußland geschaffen, und der Haupthandel des Ostbaltikums mit dem Süden verläuft von nun ab über die Memel-Dnjepr-Straße, zum Teil vielleicht sogar noch weiter östlich, worauf die starke gotische Überfärbung des Oka- und Wolga-Gebietes schließen läßt. Ein besonders anschauliches Beispiel für diese

---

111) Da eine planmäßige Denkmalspflege in den endlosen Gebieten noch immer fehlt, sind bisher in ganz einseitiger Weise vorwiegend nur solche Denkmäler erforscht, die (wie Kurgane, Gorodischtschen oder Scherbenplätze) auffällig im Gelände hervortreten.

112) Vgl. die Stichworte Baltische Völker, Finno-Ugrier, Slawen in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte.

Umstellung bietet — neben zahlreichen anderen Beobachtungen — die eigenartige Verbreitung des emaillierten Schmuckes in Osteuropa[113]).

Karten 12a u. b Auch nach der Zertrümmerung des Ostgotenreiches durch die Hunnen (375) und nach der Abwanderung der Goten aus Südrußland reißen ihre Beziehungen zu Osteuropa keineswegs ab, wie zahlreiche gotische Funde aus späteren Jahrhunderten erweisen. Über 400 Jahre noch zehrt Osteuropa vom kulturellen Erbe der Goten, das in der Folgezeit talent- und ideenlos in immer den gleichen Formen wiederholt und verwässert wird, bis dann im 9. Jahrhundert eine neue germanische Überflutung Osteuropas in Gestalt der skandinavischen Wikingerbewegung (9.—11. Jahrhundert) einsetzt, die noch einmal den ganzen Ostraum durchdringt und mit nordischem Blute und Geiste durchtränkt; die — staatenbildend und kulturschöpferisch zugleich — die gotische Mission wiederholt und erneuert, um schließlich zur endgültigen Konstituierung des russischen Großreiches unter nordischer Herrschaft zu führen. Auch hierbei muß festgestellt werden, daß die gewöhnlich vorgelegten Karten der Wikingerzüge[114]) fast durchweg der Ausdehnung des Warjagenreiches und seiner wirklichen Bedeutung nicht gerecht werden; wie wir leider in weitesten Kreisen — selbst unserer Lehrerschaft — wenn überhaupt, dann doch nur eine sehr schemenhafte und unzureichende Vorstellung von den Ausmaßen und der Leistung der Warjagen im Ostraume finden.

Wie wenig wir uns im allgemeinen der germanischen Großtaten in Osteuropa bewußt sind, ist leicht festzustellen, wenn man die entsprechenden Karten (für die Völkerwanderungs- und Wikingerzeit) und Darstellungen in einem unserer landläufigen Lehrbücher oder Geschichtsatlanten heranzieht, die ungefähr dasjenige Bild wiedergeben, das von den germanischen Leistungen in Osteuropa nicht nur im Kopfe der sogenannten Gebildeten, sondern selbst vieler Fachforscher besteht. Ich will damit nicht eine Anklage erheben gegen das, was bisher vorgetragen wurde — habe ich doch selbst einleitend die Entschuldigungen dafür vorgebracht —: ich will vielmehr nur darauf hinweisen, daß es auf Grund der neuen Erkenntnisse unsere Aufgabe und unsere Pflicht sein muß, die germanische Leistung in Osteuropa als eine historische Verpflichtung unserem Volksbewußtsein einzuhämmern und einzuprägen, und zwar mit einer höchst realen und praktischen Absicht.

Schauen wir noch einmal zurück, so können wir feststellen, daß der osteuropäische Raum in fünffacher Folge von nordischen Einwanderern überflutet und immer wieder von neuem aktiviert worden ist. Als erste nordische Welle durchdringt die

[113]) Vgl. die Karte bei Moora, H., Zur Frage nach der Herkunft des ostbaltischen emailverzierten Schmuckes. Finska Fornminnes Föreningens Tidskrift 40, S. 75 ff.
Derselbe, Die Eisenzeit in Lettland II, Tartu 1938.

[114]) z. B. in Strasser, F. T., Wikinger und Normannen (Hamburg, Berlin, Leipzig 1928) oder in Meyers Konversationslexikon (Allbuch).

indogermanische Wanderung um 2000 v. Ztr. ganz Osteuropa und bringt weiten Gebieten (insbesondere dem Norden und der Mitte des osteuropäischen Raumes) die ersten Segnungen einer höheren Kultur (Abb. 9, 10). Tausend Jahre später dringen die ersten Urgermanen ins Land, gründen Kolonien in Finnland, Estland und Livland, dringen zum erstenmal vor bis zur mittleren Wolga, bis ins Herz Rußlands (Karte 9). Nach wieder fünfhundert Jahren stehen Bastarnen und Skiren vor den Toren der pontischen Küstenstädte, gründen als nordische Oberschicht das erste germanische Reich in Südrußland und an der unteren Donau: so um 240 v. Ztr. (Karte 9). Beides sind Auftakte, Vorbereitungszeiten, Vorspiele. Und wieder vergehen fünfhundert Jahre, bis die erste Erfüllung einsetzt, reift in Gestalt des glanzvollen Ermanerich-Reichs, wie wir es nach der letzten Phase seiner geschichtlichen Entwicklung zu nennen pflegen. Wir haben bisher von einem Gotenreich in Südrußland, von einer gotisch-germanischen Überfärbung des Ostbaltikums, von einer gotischen Hanse im Ostseeraum gesprochen. Alle diese Begriffe — das glaube ich gezeigt zu haben — sind viel zu eng: auch der Begriff eines „dominiums maris Baltici": sie alle streifen nur den Rand, treffen nicht den Kern. In Wirklichkeit handelt es sich um das erste germanische Weltreich, das den ganzen Osten Europas umspannt und aktiviert, um ein Reich, das von den skandinavischen Alpen und dem Eismeer bis zum Pontus und Kaukasus reicht, das im Osten an den Ural grenzt, ihn in seinen Auswirkungen gelegentlich sogar überschreitet (Karte 10); ein Reich, das nicht nur diesen gigantischen Raum umspannt und beherrscht, sondern ihn auch aufs eindringlichste mit seiner Wesensart und seiner hohen Kultur durchtränkt, und zwar so nachhaltig durchtränkt, daß die Völker des Ostens nach dem Zusammenbruch dieses Reiches noch jahrhundertelang an dem Erbe der gotischen Kultur zehren, so lange bis — wiederum 500 Jahre später — eine neue germanische Welle ins Land schlägt. Aber wir sehen die Leistung dieses Reiches auch nachwirken in den großen Slawenwanderungen unter gotischer Führung (Karte 11). Und damit rückt die slawische Landnahme in die ganz großen bevölkerungsgeschichtlichen Zusammenhänge Osteuropas hinein. Auch sie ist nur e i n Beispiel der gewaltigen Aktivierung, die dieses dahindämmernde, unselbständige Halbasien aus germanischem Tatwillen empfangen hat. Denn dieses dürfen wir wohl ohne Übertreibung sagen: nach der indogermanischen Landnahme in Osteuropa hat die gotische Aktivierung den Osten zum zweiten Male wieder an Europa angegliedert. Es ist nun wahrscheinlich, daß die fünfte große Aktivierung Osteuropas durch die Wikinger, daß das Warjagenreich in Rußland noch unmittelbar an die Erinnerung an das strahlende Gotenreich in Osteuropa angeknüpft hat. Dafür sprechen u. a. mancherlei Züge gotischer Überlieferung in den nordischen Quellen, die nicht dem Nibelungenliede zu entstammen scheinen, dafür die unzweifelhafte Verknüpfung gotischer und russischer Warjagenzüge in der nordischen Sage. Auch die späteren Wikingerwege über Nowgorod, den Ilmensee und längs der Düna sind aller Wahrscheinlichkeit nach schon in gotischer Zeit nach Skan-

dinavien eröffnet worden; und über sie mögen schon damals manche Gegenstände südrussisch-gotischer Prägung nach dem Norden gelangt sein.

Wie jedoch in Kürze Ernst Petersen zeigen wird, schiebt sich zwischen das gotische und wikingisch-warjagische Zeitalter der Slawen im 6. und 7. Jahrhundert n. Ztr. noch eine weitere Periode starken germanischen Kultureinflusses ein, in der — diesmal von Westen her — die fränkisch-merowingische Kultur das westslawische Gebiet in Ostdeutschland und dem benachbarten Polen nachhaltig beeinflußt hat[114]). Erst als Karl I. bewußt die deutschen Waffenlieferungen an die Slawen unterbindet, treten an Stelle der westgermanischen die nordgermanischen Einflüsse auf das Slawenland, die in den Warjagenzügen nach Ostland ihren Gipfel und ihre nachhaltigste Auswirkung erleben.

Genug, noch einmal wird in dieser Warjagenzeit die gesamte Kultur Osteuropas germanisch, und zwar diesmal nordgermanisch durchtränkt.

Auf zwei Dinge möchte ich in diesem Zusammenhang nur ganz kurz hinweisen: Dinge, die bisher bei uns in Deutschland leider viel zu wenig bekannt und beachtet worden sind. Das eine ist die Tatsache, daß die gesamte frühmittelalterliche Staatenbildung Osteuropas in germanischer Hand lag: nicht nur diejenige des russischen Reiches; auch die wolhynischen, polnischen, schlesischen und wahrscheinlich auch die livischen, kurischen, lettischen und litauischen Führerschichten sind zum großen Teil warjagischer Herkunft gewesen[114b]). Das zweite ist die Tatsache, daß diese Frühzeit des Warjagenreiches in Rußland schon im hellen Frühschein geschichtlicher Überlieferung liegt und uns darum so ungeheuer lebendig und wirklichkeitsnah entgegentritt.

In jener bei uns in Deutschland leider viel zu wenig bekannten und gelesenen Nestorchronik, von der wir Trautmann eine vortreffliche Bearbeitung und Übersetzung verdanken[115]), liegt ein großes, gigantisches Gemälde nordischen Wirkens in Osteuropa vor: ein herbes und farbenprächtiges Heldenepos von der nordischen Gestaltung eines fremden Raumes, wie wir sie uns großartiger und erfolgreicher gar nicht denken können. Nestorchronik und Igorlied[116]) stehen in ihrer Art den nordischen Sagas und Königsgeschichten würdig zur Seite. Harte, herbe, nordische

---

114a) Nach mündlicher Mitteilung von Ernst Petersen, der mir in liebenswürdiger Weise schon vor der Veröffentlichung seiner Arbeit Einblick in das Manuskript gewährte. Der von ihm vorgelegte Fundstoff an fränkischen Waffen, Schmucksachen u. a. wird mit überraschender Schlagkraft die Stärke und Bedeutung des fränkisch-merowingischen Kultureinflusses im slawischen Ostdeutschland und angrenzenden Polen erweisen.

114b) Eine ungemein aufschlußreiche Untersuchung, die ein ungeahntes und überwältigendes Beweismaterial nach dieser Richtung hin (insbesondere vom sprachwissenschaftlichen, sagengeschichtlichen und genealogischen Standpunkt aus) ergeben hat, verdanken wir Jänichen, H., Die Wikinger im Weichsel- und Odergebiet. Leipzig 1938.

115) Trautmann, R., Die altrussische Nestorchronik. Leipzig 1931.

116) Meyer, K. H., Das Igor-Lied. Berlin 1933.

Gestalten, die Gestalter dieses Ostens, treten in ihnen vor uns hin: überschäumend großartige, imponierende Herrenmenschen, die groß sind in ihren Taten, groß in ihrer Liebe, groß in ihrem Haß und groß auch in ihrem Frevel.

Und so rundet sich uns gerade aus dieser frühgeschichtlichen Überlieferung, die Rückschlüsse auch auf das verwandte gotische Zeitalter Osteuropas gestattet, die Vorgeschichte dieses Raumes zu einem gigantischen Bilde germanischer Willens-, Staats- und Kulturleistung in Osteuropa: einer Kolonisationstat, die nicht, wie wir bisher glaubten, auf Ostdeutschland und Polen beschränkt gewesen ist, sondern darüber hinaus in immer wiederholten Wellen ganz Rußland bis zum Ural und darüber hinaus aktiviert, wirtschaftlich, kulturell und politisch gestaltet hat. Bisher sahen wir immer einseitig nur die germanischen Leistungen in Ostdeutschland und Polen. Diejenigen in Rußland aber sind viel gewaltiger; ja sie sind großartiger selbst als die Leistungen der germanischen Stämme in Süd- und Westeuropa: weil die Germanen im Ostraum nicht wie dort bereits Gestaltetes vorfanden, sondern hier alles aus eigener Kraft und eigenem Können selbst gestalten mußten.

Das von den Warjagen gestaltete russische Reich hat über ein Jahrtausend lang mit seiner nordischen, freilich bald slawisierten Oberschicht bestanden. Erst im Weltkrieg hat es das Schicksal manch anderer indogermanischer und germanischer Reiche im Süden und Osten geteilt. Die immer stärker zusammengeschmolzene, immer mehr entnordete Oberschicht brach zusammen; und der wild aufflammende Haß des Untermenschen hat sie in einer grauenhaften Bartholomäusnacht mit erschütternder Gründlichkeit hinweggefegt.

Kulturlos, verkommen, mit drohendem Natterngesicht liegt heute der Osten Europas da, bleckt seine Zähne gegen den Westen und gegen den Norden. Vier Jahrtausende nordischer Gestaltung sind in Schutt und Trümmer gesunken.

Prof. Dr. Erich Maschke (Jena):

Die Wiedergewinnung des deutschen Ostens

Es gibt Völker östlich unserer Volks- und Staatsgrenzen, die nicht begreifen, was uns Geschichte und Gegenwart des deutschen Ostens sind. Sie meinen, einen „Drang nach Osten" als eine mittelbare oder auch unmittelbare Drohung zu erkennen, wenn wir uns heute das Gesamtbild einer der größten geschichtlichen Leistungen unseres Volkes zurückrufen und neu formen. In dem Referat von Dr. Kohte kam ja auch diese Beunruhigung gegenüber dem, was uns heute der Osten als geschichtliches und gegenwärtiges Kraftbild geworden ist, deutlich zum Ausdruck. Die Beunruhigung des Ostens und der einzelnen Ostvölker über diese geistigen und seelischen Vorgänge bei uns ist tatsächlich vorhanden. Das gilt nicht nur gegenüber der politischen Dynamik, die heute bei uns das Leben beherrscht, und die alle draußen spüren; es gibt dort diese Angst vor dem „Drang nach Osten" genau so auch gegenüber dem neuen Geschichtsbilde, das wir heute vom Osten und der deutschen Wiederbesiedelung des Ostens gestalten.

Die Völker östlich unserer Ostgrenzen, vor allem ihre Wissenschaftler, verstehen meistens nicht oder wollen auch nicht verstehen, daß ein Herausheben unseres völkischen Schicksals, wie es im Osten sich bildete und seinerseits den Osten gestaltete, zunächst einmal durchaus eine Angelegenheit von uns selbst ist, deren Sinn ganz im Umkreis unseres Lebens beruht. In der Bejahung des deutschen Ostens, wie er in der Gegenwart ist und wertvoller und kraftvoller in der Zukunft sein soll, und in der hervorragenden Wertung der Geschichte des deutschen Ostens und ihres Kernstücks, des Siedlungswerkes des deutschen Volkes in Mittelalter und Neuzeit, auf dem alten Heimatboden seiner germanischen Vorfahren, in diesem Hineinnehmen des deutschen Ostens in unser neues Geschichtsbild vollziehen wir in einer Einzelfrage durchaus wesentlich die Überwindung des westlichen Liberalismus in unserer Geschichtsauffassung überhaupt. Ohne daß wir den Leistungen der deutschen Stämme im Westen irgend welchen Abbruch zu tun brauchen, geben wir doch der deutschen Leistung im Osten den Rang zurück, den sie zu Recht einnimmt. Die geschichtliche Stellung der Deutschen im Osten aber ist überhaupt aus keiner liberalen Geschichtsauffassung heraus zu begreifen, sondern einzig und allein aus einer gebundenen Lebens- und Geschichtsanschauung, die ihre Wertmaßstäbe des völkischen Daseins in sich selbst trägt.

Darum sehen wir gerade im Osten den Bereich, in dem sich die Kräfte der Gemeinschaft und die schöpferische Beziehung des deutschen Menschen zum Boden großartig entfalten. Für uns ist der „Drang nach Osten" nicht die Geschichte rechtloser Eroberung und ungehemmter Machtpolitik, deren Wiederbelebung durch die erinnernde Nachzeichnung der Historie nun ein neues Geschlecht machthungriger

Eroberer heraufführen könnte. Vielmehr sehen wir in jenen Vorgängen, die das deutsche Volk seit karolingischer Zeit über seine damaligen Grenzen nach Osten hinausführten, ein Zeugnis seiner schöpferischen Gemeinschaftskräfte in der Geschichte und eine Bestätigung dafür, daß diese Kräfte auch in uns lebendig und stark genug sind, um den Liberalismus des Westens zu überwinden und an seine Stelle gültigere Bindungen und eine festgefügte Ordnung zu setzen.

So ist die Wiedergewinnung und Einfügung des deutschen Ostens in unser Geschichtsbild geradezu die Probe darauf, daß wir die Geschichtsauffassung des Liberalismus überwunden haben, und die Bejahung dieser deutschen Leistung, die wir heute mit Recht und notwendigerweise so stark in den Vordergrund stellen und die wir uns selbst immer noch stärker in unser Bewußtsein hämmern müssen — diese Bejahung der geschichtlichen deutschen Leistung im Osten ist nicht eine Bedrohung anderer Völker, sondern die Bewußtmachung der ganzen Weite und des vollen Umfanges und Inhaltes unseres völkischen Schicksals in Vergangenheit und Gegenwart.

Die Erforschung der ostdeutschen Landnahme, die heute lebendiger denn je in das Bewußtsein unseres Volkes dringt, ist nun trotz dieser fruchtbaren Gegenwartsbeziehung nicht erst aus dem Impuls unserer Tage erwachsen. Sie blickt auf Jahrzehnte emsiger Arbeit und mühevoller Erschließung geschichtlicher Quellen zurück. Sie zeigt, daß die deutsche Geschichtsforschung seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs ausschließlich von den Strömungen beherrscht wurde, die den lebendigen Kräften der deutschen Vergangenheit nicht mehr gerecht wurden.

Jede Geschichtsschreibung sucht den historischen Stoff, der ihrem eigenen Wesen und ihren eigenen Maßstäben entspricht. Nur eine an Heimat, Landschaft und Volk gebundene Forschung konnte daher in den vergangenen Jahrzehnten in der Wiedergewinnung ostdeutschen Bodens den Gegenstand ihrer Arbeit sehen. Diese Forschung war, wie gesagt, da. Aber sie litt fast durchgängig darunter, daß ihre Bindungen zu eng waren, daß sie nur die Heimat in ihrem näheren Umkreis sah, und der Blick nur selten auf das Ganze eines gewaltigen und einheitlichen geschichtlichen Vorganges hinausging.

Erst das graue Heer der deutschen Soldaten des Weltkrieges hat unserem Volke dann die ganze Weite des deutschen Siedlungsraumes im Osten entdeckt. Das Erlebnis dieser Entdeckung verband sich mit den Forschungsergebnissen der Wissenschaft, und Historiker wie Karl H a m p e in seinem kleinen Büchlein „Der Zug nach dem Osten" (Aus Natur und Geisteswelt 731, 3. Auflage, Leipzig 1935) oder Dietrich S c h ä f e r, der Hanseate, dem der Osten als Überlieferung und Aufgabe unmittelbar vertraut war, in seiner Rechtfertigungsschrift der deutschen Leistung im Osten mit dem Titel „Osteuropa und wir Deutschen" (1924) versuchten, die Einzelheiten des Kolonisations-vorganges zum Gesamtbild zusammenzufassen.

Doch noch war die Zeit nicht da, um aus der Konzeption einer völkischen Geschichtsauffassung auch die Geschichte der deutschen Rückwanderung in den einst germanischen Osten neu zu schreiben. Erst die letzten Jahre haben dazu geführt, die großen Linien im Gesamtbild herauszuarbeiten, haben aber auch die Fragestellungen vertieft, gewandelt und neu bestimmt. Wie es dann immer zu sein pflegt, empfängt die Einzelforschung in dem gleichen Ausmaße neue Antriebe, in dem das Bedürfnis nach großzügiger und einheitlicher Zusammenfassung wächst. Da bedurfte es der Besinnung, um den Stand der Forschung überhaupt einmal festzulegen und zu klären, wie weit heute unser Wissen über den deutschen Osten reicht. Diese Aufgabe erfüllt der umfassende Aufsatz von Herman Aubin „Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung" im 1. Jahrgang des „Deutschen Archivs für Landes- und Volksforschung" (1937). Hier ist kritisch und wegweisend zugleich die Gesamtheit der Kräfte und Wirkungen des deutschen Volkes überschaut, die den Osten als „Ostbewegung" im weitesten Sinne beeinflußten. Wenn auch diese Arbeit nach Art, Erscheinungsort und Aufgabe nicht eine unmittelbare volkstümliche Wirkung haben kann, so haben wir doch durch sie einen guten Überblick über das, was wir exakt schon vom Osten wissen.

Wenn ich hier noch einige Hinweise auf das Schrifttum geben soll, so darf unter den Zusammenfassungen der „Geschichte der ostdeutschen Kolonisation" das Buch, das unter eben diesem Titel der greise Rudolf Kötzschke mit seinem Schüler Wolfgang Ebert verfaßte (Bibliographisches Institut, Leipzig 1937), als Zeugnis für einen stillen unermüdlichen Wissenschaftsdienst am Volke gelten, dessen Endergebnis nicht die verwirrende Fülle der Einzelergebnisse, sondern die geschlossene Darstellung eines einheitlichen geschichtlichen Vorganges auf der sicheren Grundlage einer jahrzehntelangen Forschung ist.

Gewagter im Versuch der Synthese, aber eben durch diesen auch fruchtbar und als Ganzes zweifellos gelungen sind die „Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes" von G. Paul (Verlag Lehmann, München 1935), denen nicht zufällig kürzlich ein gesondertes Heft über den deutschen Nordosten folgte.

Wenn die natürliche Dreieinheit von Rasse, Volk und Raum in unserer ganzen Geschichte gilt, so ist sie doch nirgends so unmittelbar zu fassen, wie in der großen Bewegung, die den deutschen Menschen mit allen seinen rassischen Qualitäten in den Ostraum hineinführte. Denn das ist das Bedeutsame an der deutschen Wiederbesiedelung, daß sie in einer ganz elementaren Weise Grundkräfte unseres geschichtlichen Werdens begreifen läßt und ebenso anderseits genau so elementar die Grundauffassungen unseres Geschichtsbildes bestätigt.

Aubin hat die Einheit von Zeit, Raum und Inhalt der deutschen Ostbewegung herausgearbeitet. Wir möchten ganz besonders die Forderung unterstreichen, daß das Werden des deutschen Ostens und auch seine Gegenwartsaufgaben von uns nur als gesamtdeutsche Leistung gesehen werden können. Das klingt heute sehr selbstverständlich. Aber erleben wir es nicht oft genug, daß der Reichs-

deutsche, ihm selbst nicht bewußt, in einem unbeachteten Winkel seines Herzens doch immer noch als Kleindeutscher fühlt? Können wir uns nicht gerade bei unseren geschichtlichen Betrachtungen und Vorstellungen immer wieder dabei ertappen, daß wir ungewollt kleindeutsch ausgerichtet sind? Prüfen Sie einmal die Literatur, die Zeitschriften daraufhin durch. Gewiß, wir haben den Prinzen Eugen als Feldherrn unseres Gesamtvolkes gefeiert. Wir sehen in Friedrich dem Großen und Maria Theresia zwei Ausprägungen eines völkischen und geschichtlichen Inhaltes. Wir haben das, was Schlesische Kriege und Königgrätz zwischen Norden und Süden gestellt haben, überwunden und mußten es überwinden vor den Schatten, die die Pariser Vorortverträge nach 1918 über das deutsche Gesamtvolk geworfen haben. So haben wir in wesentlichen Teilen die alten und einseitigen Geschichtsauffassungen überwunden. Aber es muß gesagt werden, daß wir gerade in der Erkenntnis der größten Tat der deutschen Volksgeschichte die wirkliche und vollständige Ausrichtung unseres Herzens auf eine gesamtdeutsche Leistung vernachlässigen, weil wir in unserer Vorstellung von der ostdeutschen Landnahme immer wieder den Südosten über dem Nordosten zurückstellen. Wir huldigen zu Recht Heinrich dem Löwen, aber wir vergessen die Babenberger. Wir nennen Lübeck, die Herrin des hanseatischen Ostseeraumes, aber müßten wir nicht im gleichen Atemzuge auch von Wien sprechen, das an seinem Orte genau so bedeutend war und im Donauraum die entsprechenden geschichtlichen Leistungen zu vollbringen hatte? Wir wissen es und werden niemals aufhören zu verkünden, daß Österreich von der Wurzel her deutsch und nichts als ein Teil von uns selbst ist. Aber dann müssen wir auch daran denken, daß diese Wurzeln im Südosten schon in karolingischen Zeiten sich in den Boden des östlichen Alpenraums einsenkten, und damals der Grund gelegt wurde zu dem, was ein Stamm wurde innerhalb der deutschen Neustämme.

Diese Einsicht in den gesamtdeutschen Zusammenhang der ostdeutschen Landnahme darf uns freilich nicht den Blick trüben für das organische Wachsen des deutschen Volkes nach dem Osten, in den ihm angemessenen Lebensraum hinein. Wir sprechen so oft davon, daß alle deutschen Stämme am Aufbau des deutschen Ostens beteiligt gewesen seien. Das ist richtig; es ist aber nur bedingt richtig, und zwar nur dann, wenn wir nicht nach dem Umfang und der Dichte ihres Anteils am Aufbau des Ostens fragen. Gewiß, Schwaben sind — abgesehen von der Beteiligung im Alpenraum — im 18. Jahrhundert die Donau abwärts gezogen und haben zahlreiche deutsche Volksinseln inmitten fremder Völker geschaffen. Moselfranken kamen im 12. und 13. Jahrhundert nach Siebenbürgen, Hessen, Schweizer, Salzburger in der Zeit der Konfessionskämpfe nach Ostpreußen. Doch wesentlich für die Entstehung der jüngeren deutschen Landschaften des Ostens sind diese Wanderungen nicht gewesen. Entscheidend war vielmehr, daß es sich wirklich um ein organisches Wachstum unseres Volkes in den Ostraum hinein handelte, der ihm zum Felde freier Entfaltung und eines neuen Lebens werden sollte. Es sind die Stämme vor allem nach dem Osten gewandert, vor denen sich dieser Osten unmittel-

bar auftat. Ich möchte geradezu sagen, wie die Triebe einer Pflanze, die so weit wächst, wie der Raum ihr die Möglichkeit dazu gibt, so sind diese deutschen nach Osten randständigen Stämme in den Osten eingerückt. So umzogen Niederfranken und Niedersachsen die weitgeschwungenen Säume der Ostsee mit ihren Siedlungen; da sie einen besonderen starken Anteil an der Ostwanderung hatten, so sicherten sie durch ihre eigene rassische Qualität auch den nordisch bestimmten Charakter der deutschen Neustämme überhaupt. Neben und mit ihnen waren es die Altstämme der Thüringer, Ostfranken, Bayern, die zu den eigentlichen Trägern der ostdeutschen Kolonisation wurden.

Die Söhne und Enkel aber der Männer, die im 11. und 12. Jahrhundert in die Marken des Ostalpenraumes oder östlich von Saale und Elbe eingerückt waren, zogen weiter nach Ungarn, Böhmen und Mähren, nach Schlesien und dem Preußenlande. Und noch in Preußen können wir beobachten, daß die Enkel der deutschen Siedler, die im 13. Jahrhundert in den westlichen Teilen des Ordenslandes, im Kulmerland angesiedelt worden waren, im 14. Jahrhundert bei der Erschließung des Oberlandes tätig waren. Die Nachkommen dieser Siedler finden wir im 15. Jahrhundert dann noch weiter im Osten des Ordenslandes, so daß selbst nach dem Stocken der Zuwanderung aus den älteren deutschen Siedlungsgebieten die deutsche Landnahme in den Ordenslanden selbst sich aus den eigenen Kräften des dort neu entstandenen deutschen Volkstums ständig fortsetzt. So und nicht anders sieht ein kraftvoller, natürlicher und wahrhaft organischer Siedelvorgang ja überhaupt aus, der aus einem Überschuß an Kräften gespeist und von einer inneren Spannung bewegt wird. Das gilt nicht nur für die größte und folgenreichste deutsche Siedlungsbewegung des Mittelalters. Das gleiche ist noch bei jungen Sprachinseln, etwa in Wolhynien, im 19. Jahrhundert beobachtet worden. Es ist das Wachsen der randständigen, unmittelbar im Osten liegenden deutschen Volksteile, das das eigentlich Organische in diese Siedelbewegung hineinbringt.

Das Bild eines negativen Wanderungsvorganges bestätigt uns das gleiche noch einmal. Man hat errechnet, wieviel Prozent von den Siedlern, welche die preußische Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen bis zum Jahre 1913 angesetzt hatte, sich dort bis 1932 gehalten hatten und trotz aller polnischen Druckmittel nicht von ihrer Scholle wegzutreiben waren. Da ist sehr interessant, daß sich von den gebürtigen Posenern, die die Ansiedlungskommission dort angesetzt hatte, noch 56,7 v. H. nach mehr als 10 Jahren Nachkriegszeit hielten, von den Deutschen, die aus Galizien kamen, etwas über 50 v. H., von den Westpreußen über 45 v. H., von den Westfalen über 41 v. H., von den Pommern, Württembergern, Brandenburgern etwa 37 bis 38 v. H., von den Sachsen 20 v. H., von den Hessen-Nassauern 17,2 v. H. Diese Zahlen zeigen, daß die härtesten und zum Teil auch die am stärksten nordisch bestimmten Stämme — bei den Westfalen zeigt es sich besonders — sich auch unter dem Druck der polnischen Liquidationspolitik am besten hielten. Es sind aber noch mehr die Posener und Westpreußen, die nicht wegzubekommen waren. Das waren

ja eben die Leute, die im Lande selbst schon vorher gesessen hatten, denen man dort Bauernland übergeben hatte, und die gewissermaßen aus einer inneren Siedelbewegung heraus dort eingesetzt waren und sich dann auch am besten hielten. Um so auffälliger aber fallen die anderen Gruppen, besonders die Sachsen und Hessen, ab, die, vielleicht durch ihre zum Teil ungünstigere rassische Zusammensetzung wie durch ihren binnendeutschen Charakter, sich als verhältnismäßig am wenigsten geeignet erwiesen, dem starken Druck eines fremden Staates und eines fremden Volkstums zu widerstehen.

Diese organischen Wachstumsgesetze der ostdeutschen Landnahme scheinen mir aber von größter grundsätzlicher Bedeutung, denn in der Geschichte des deutschen Ostens war entscheidend, daß die wachsenden Bevölkerungskräfte der ostdeutschen Grenzstämme und ihrer Landschaften nicht durch soziale oder politische Entwicklungen nach dem Binnenlande hin abgesaugt wurden; es blieb vielmehr der Spannungsreichtum im Grenzgebiet selbst erhalten, so daß er zu neuer Landnahme nach außen hin sich auswirken konnte.

Eine Wanderung, die so organisch hinausstrebte in neue Räume, konnte nicht das Werk von einzelnen sein. Wir tun mit dieser Feststellung den großen Führern der deutschen Ostbewegung, Heinrich dem Löwen, Albrecht dem Bären, den Babenbergern oder wen wir nennen wollen, gewiß kein Unrecht. Wir wollen auch nicht die Auslesewanderung übersehen, die in den Jahrhunderten nach 1400 qualifizierte Berufe, wie den Drucker, den Goldschmied, den Arzt an die Höfe und Städte des Ostens führte. Wir tun allen denen kein Unrecht, wenn wir sagen, daß entscheidend für den Aufbau der Wiedergewinnung des Ostens doch war, daß sie ein Werk der Gemeinschaft gewesen ist.

Als Träger schöpferischen Gemeinschaftslebens erscheinen zwei Orden der mittelalterlichen deutschen Kirche, die durch das ganze Gewicht ihrer geschichtlichen Leistung der deutschen Ostbewegung angehören, bezeichnenderweise nur zwei, die beide ein unmittelbares Verhältnis zu Kaiser und Reich hatten und die gerade in Zeiten der Abwehr römischer Angriffe auf das Reich sich gegen eine internationale Vermengung im Dienste der allgemeinen Kirche abgrenzten: Zisterzienser und Deutscher Orden. Die Zisterzienser verzweigten sich zwar über ganz Europa und standen in straffem Aufbau unter der Gesamtleitung des Abtes von Citeaux, aber die deutschen Klöster erkannten doch im Kaiser ihren Schutzherrn. Deutsche Zisterzienser waren es, die selbst in die Wildnis hinauszogen, die Wälder rodeten und Sümpfe entwässerten. Die sogenannten kölnischen Zisterzienserklöster in Polen hatten sich sogar gegenüber den polnischen Fürsten ausdrücklich vorbehalten, daß sie nur Deutsche in ihre Reihen aufzunehmen brauchten, und haben sich bis in die Nachreformationszeiten gegen eine völkische Überfremdung gewehrt. Es war kein Zufall, daß gerade das Gedicht eines Zisterziensers aus Leubus in Schlesien den Stolz des Deutschen über das gelungene Werk seiner arbeitsamen Hände und die Mißachtung der primitiveren slawischen Wirtschafts- und Lebensformen aus-

sprach. Die Brüder des Deutschen Ordens aber grenzten sich schon durch ihren Namen vom internationalen Charakter der Kirche ab. In ihrer Gemeinschaft galten jene völkisch gegründeten staatsbildenden Kräfte, aus denen heraus sie ihren preußischen Staat von der ersten Stunde an als einen deutschen Staat errichteten, als ob sie diesen Staat überhaupt nicht anders als so hätten bauen können, wie er wurde. Wenn die Leistung dieser beiden Orden auch groß war, so muß man doch auf der anderen Seite eindeutig die Grenzen ihrer Wirkung unterstreichen. Sie waren darin begründet, daß ihrer Einfügung in den biologischen Wachstumsprozeß unseres Volkes durch das kirchliche und klösterliche Zölibat Grenzen gezogen waren. So war es eben das, was den Aufbau des deutschen Ostens überhaupt erst möglich machte, die biologische Lebenskraft, an der sie keinen weiteren Anteil hatten.

Prämonstratenser, Johanniter und Templer haben neben Deutschorden und Zisterziensern einen beträchtlich geringeren Anteil am ostdeutschen Siedelwerk gehabt; in den beiden großen internationalen Ritterorden bedeutete der Einsatz in der ostdeutschen Kolonisation nur einen Ausschnitt aus dem ganzen Aufgabenkreis ihrer Ordenszweige „deutscher Junge".

So haben wir denn gegenüber den Orden eine andere Form politischer Gemeinschaft zu nennen, den Verbündeten des Deutschen Ordens im Ostseeraum, sein Gegenstück innerhalb der Welt des deutschen Bürgertums, die Hanse. Sie war eine Gemeinschaft deutscher Bürger in fremder Umgebung. Nichts anderes als „bewaffnete Gemeinschaft" bedeutet das Wort Hanse selbst. Sie wurde der Städtebund, in dem die deutschen Städte des Ostseeraumes und des östlichen Binnenraumes bis Breslau und Krakau unter der Führung von Lübeck sich gemeinschaftlich ihre politische Herrschaftsform schufen.

Die blutsmäßigen Bindungen der hansischen Bürgerfamilien sicherten den politischen und kolonisatorischen Zusammenhang. Durch Lübeck strömte das Blut der westfälischen Bürger hindurch und verband sich hier mit dem der lübischen Geschlechter; in allen Hansestädten des Ostseeraumes lebten Familien, die mittelbar oder unmittelbar auf Lübeck und durch dieses auf die niedersächsisch-westfälischen und niederfränkischen Städte zurückführten.

Doch es waren nicht nur die äußerlichen Formen, die uns zeigen, wie diese ganze Landnahme auf der gemeinschaftlichen Leistung beruht. In Lübeck und anderen Städten des jungen ostdeutschen Wiederbesiedlungsbodens war schon der Gründungsakt ein Werk bürgerlicher Gemeinschaft, wenn die Unternehmer gemeinsam die Gründung der Stadt durchführten und selbst in ihrer Neugründung dann zur politischen Führerschicht des Patriziats wurden. Aber auch da, wo solche Gemeinschaften nicht am Werke waren, überall blieb doch die Gründung von Dorf und Stadt eine Aufgabe, die nur gemeinschaftlich von allen Siedlern vollzogen werden konnte. Schon die planmäßige Anlage des Stadtgrundrisses mit dem Gitter der sich rechtwinklig kreuzenden Straßen, dem Marktplatz mit dem Rathaus, und ebenso die Gestaltung

der Dorfanlage und der Flurverteilung, — das alles machte eine einheitliche Gesinnung, eine gemeinsame Bereitschaft zu Einfügung und Unterordnung notwendig.

So entfalteten sich die Fähigkeiten des deutschen Menschen zu genossenschaftlicher Bindung gerade im Zuge der Rückgewinnung ostdeutschen Volksbodens zu den größten Leistungen und bleibenden Erfolgen. Die Weiträumigkeit der Landschaften, die eine neue Heimat boten, und die fremdvölkische Umgebung, die vielfach da war, waren lange Zeit doch kein Anreiz für den einzelnen, sich zu verlieren und von dem Zusammenhang mit der Gemeinschaft abzulösen. Ganz im Gegenteil, eben sie wurden der Zwang zum engeren Zusammenschluß. Er galt für Bürger und Bauern, für die Bergleute in Böhmen, Mähren und Ungarn, er galt im späteren Mittelalter für das deutsche Zunftwesen, die deutschen Handwerker, die sich etwa in bestimmten, in Polen gelegenen Städten des Eindringens nichtdeutscher Elemente durch die Forderung deutscher Abstammung und Sprache für Lehrlinge und Zunftgenossen erwehrten.

So wenig der einzelne Mensch in den Neugründungen der mittelalterlichen Landnahme für sich stand, so wenig war die einzelne Siedlung isoliert. Stadt und Dorf wurden wenigstens in der Hochblüte der Siedlungsbewegung mit ihren vollausgebildeten Rechts- und Sozialformen als organische Siedlungseinheit gesehen. So entstanden auf dem Weichbilde der Stadt Posen, die 1253 das Stadtrecht bekam, zusammen mit der Stadt auch deutsche Dörfer, die mit jener einen gemeinsamen und geschlossenen Organismus bildeten. Der Deutsche Orden hat in der Zeit, da er die Besiedelung Preußens durchführte — im ausgehenden 13. Jahrhundert und den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts — das Land mit Dörfern und Städten im deutschen Siedlungsgebiet ganz planmäßig überzogen. Wir sehen, daß er zu jeder Stadt im Umkreis ihres wirtschaftlichen Einzugsgebietes Dörfer mit entsprechender Marktnähe gründete, so daß hier ein großer organischer Zusammenhang von vornherein entstand. Bei den Stadtgründungen, auch bei denen, die für den Fernhandel keine Bedeutung hatten, wurde doch die Straßenlage beachtet, so daß etwa bei den Brandenburgischen Askaniern Straßenpolitik und Stadtgründungspolitik auf das engste zusammenhingen. Nicht anders reihten sich die Städte, die in Großpolen (der späteren Provinz Posen) in wenigen Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts entstanden, wie Perlen an den alten Straßen auf, die schon seit langem das Land durchzogen. Wer sich einmal klargemacht hat, wie in der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung Straßenzug und Marktnähe oder die organische Verbindung von Stadt und Dorf beachtet wurden, der wird zugeben müssen, daß wir hier durchaus von Landesplanung sprechen dürfen; ja mehr als das, er wird bei aller Verschiedenheit der Menschen und der Verhältnisse aus jenen Siedlungsmaßnahmen, den gewaltigsten, die unsere Volksgeschichte überhaupt gekannt hat, auch für unsere Zeit eine Reihe grundsätzlich bedeutsamer Beobachtungen ablesen können.

Unter ihnen wird — neben den wirtschaftlichen Bedingungen — die Frage der Sozialordnung im geschichtlichen Aufbau des Ostens als eine der wesentlichsten gelten müssen. Der Zug der Deutschen in die neuen Siedlungsgebiete war eben nicht der „Drang nach Osten" einer dünnen Herrenschicht. Sie beuteten nicht nach Art der romanischen Eroberer Mittel- und Südamerikas oder bestimmter moderner Völker, die den Besitz von Kolonien als ihr alleiniges Vorrecht ansehen, Menschen und Boden aus. Der Deutsche Orden hätte sich ja auch damit begnügen können, als Herrenschicht die unterworfenen Preußen zu regieren. Er tat es eben nicht, sondern erschloß das Land weithin erst durch die deutschen Siedler. Schon die Bauernkrieger, die seit dem 10. Jahrhundert in die Marken der ersten deutschen Könige aus sächsischem Geschlecht einzogen, sind als die Stützen der deutschen militärischen Herrschaft doch auch die Hüter einer neuen und größeren politischen Ordnung. In dieser Ordnung wuchsen die Marktorte empor und bildeten sich die ersten Städte.

Die Ritter und die Bürger leiteten in den meisten ostdeutschen Siedlungsgebieten, namentlich in den älteren, die Rückgewinnung deutschen Bodens ein. Mit dem Beginn des 12. Jahrhunderts setzten sich dann die Massen der deutschen Bauern in Bewegung. Erst sie sicherten blutsmäßig den deutschen Staats- und Kulturboden, so daß er zum Volksboden wurde. Was ihr Fehlen bedeutete, das sehen wir deutlich am Schicksal des baltischen Deutschtums. Seit der Wende zum 13. Jahrhundert eroberten und besiedelten deutsche Adelige und Bürger, zumeist niedersächsischer und westfälischer Herkunft, das ferne Livland. Der Bauer ist ihnen nicht mehr bis hierher gefolgt, sondern hat auf seinem Zuge nach Nordosten nicht einmal mehr die östlichen Landschaften des Preußenlandes durchdrungen. So fehlte es von Anfang an dem baltischen Deutschtum an der breiten bodenständigen Unterbauung durch ein eingesessenes Bauerntum, so daß die völkisch-sozialen Krisen des 20. Jahrhunderts jenes an der Wurzel treffen mußten. Ebenso hat sich das Bürgertum deutscher Städte, die gleich Vorposten inmitten eines fremden Volkes und einer fremden Sozialordnung lagen, wie etwa deutsche Städte in der polnischen Adelsrepublik, in seiner sozialen Einschichtigkeit nicht halten können. Anderseits aber wissen wir heute, vor allem dank den Forschungen von Kurt Lück, dessen großes Buch „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens" (1934) hier nachdrücklich genannt sei, wieviel mittelalterliches deutsches Bauerntum in Galizien und Wolhynien, im Cholmer und Lubliner Land sang- und klanglos verschollen ist, ohne daß wir mehr als dürftige Zeugnisse und Überlieferungen seines einstigen Daseins nachweisen könnten. Wenn wir auch die Ursachen dieses völkischen Unterganges Hunderter deutscher Dörfer im einzelnen noch nicht kennen, so wird man doch das sagen dürfen, daß sie keine tätige und wirksame Führungsschicht hatten, die sie vor diesem Schicksal hätte bewahren können, so wie die immer erneute Herausbildung einer solchen Führungsschicht aus einer gesunden sozialen Verbindung von Bürgertum und Bauerntum in Siebenbürgen das Deutschtum bis heute vor dem

Untergange bewahrt hat. Für das junge bäuerliche und industrielle Deutschtum, das in Mittelpolen im 19. Jahrhundert die Textilindustrie Polens vor allem in Lodz aufbaute, gelten letzten Endes die gleichen Lebensbedingungen. Auf der Vollständigkeit der sozialen Gliederung, der glücklichen Verbindung und dem gerechten Ausgleich der sozialen und völkischen Kräfte beruhte die Wachstumsfähigkeit und die Widerstandskraft der ostdeutschen Neustämme.

Denn die Wachstumsvorgänge in der ostdeutschen Landnahme werden nicht begriffen, wenn man sie mit Teilen etwa der polnischen Geschichtswissenschaft nur als einen Wandlungsvorgang der Sozial- und Rechtsformen ansieht. Trotz der Verzahnung mit anderen Völkern, die ja durch diese Siedelbewegung unvermeidlich wurde, auch trotz des Überspringens von fremden völkischen Zwischenzonen ist doch die ostdeutsche Landnahme das einheitliche Wachsen des deutschen Volkskörpers in einen Raum hinein, der alter germanischer Siedlungsboden gewesen war. Wer den Zusammenhang von Stadt und Dorf sieht, von dem wir sprachen, wer den einzelnen Wanderungszusammenhängen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf nachgeht, der sieht, daß das scheinbar so stark gegliederte und an den Grenzsäumen zerfaserte Deutschtum des Ostens doch ein einheitlich gewordener und einem einheitlichen, inneren völkischen Gesetz folgender Teil unseres Gesamtvolkes ist. Es waren ja die Menschen, an denen die Sozial- und Rechtsformen hafteten. Als im 15. Jahrhundert die Polen angefangen hatten, die Formen zu übernehmen und die Menschen nicht mehr ins Land zu rufen, so zeigte der Verfall dieser Formen — im Stadtrecht etwa — und ihre Umbildung und Fortentwicklung, daß man sie nicht beliebig verpflanzen und von ihrer völkisch-rassischen Grundlage trennen konnte.

Daher werden wir auch sagen dürfen, daß das deutsch-polnische Abkommen über die Minderheiten, das kürzlich geschlossen wurde, in seiner Grundlage auf der Einsicht in einen gültigen geschichtlichen Zusammenhang beruht. Wenn wir es für uns, für den deutschen Partner, aussprechen, so wirkt in ihm das Gesetz des inneren Lebenszusammenhanges, das den ganzen deutschen Osten unabhängig von Staatsgrenzen seit der Stunde seines Entstehens umschließt. Und dieser Lebenszusammenhang ist es, den wir heute wahren wollen, nicht als eine Aufgabe, die uns zufällig nur zu unserer Zeit und in dieser Stunde gestellt wurde, sondern als eine Pflicht, die uns Jahrhunderte übertragen haben, und die wir an weitere Jahrhunderte weitergeben müssen.

Beruhte die Siedelbewegung des deutschen Volkes auf einem Reichtum an überschüssigen Kräften, so lagen weitere Voraussetzungen doch auch in den Zuständen und dem Verhalten der Völker auf der anderen Seite, der nichtdeutschen Stämme und Völker vor der jeweiligen Staats- oder Volksgrenze. Da müssen wir sagen: eine Geschichtsschreibung, die von der Verschiedenheit der Menschen auf Grund ihrer verschiedenen rassischen Qualität weiß, muß die größere Leistung der Deutschen im Osten, die durch die Geschichte ausgewiesen ist, unterstreichen. Gewiß,

die Werke der Vergangenheit geben kein ewiges Anrecht auf die Zukunft. Wir müssen uns hüten, heute in einer starken inneren Bejahung der geschichtlichen deutschen Leistungen im Osten die Gegenwartslage nach jenen zu beurteilen oder mit ihnen gleichzusetzen. Wohl aber wird kein Volk darauf verzichten, sich gerade zu den Menschen und den Werken der Vergangenheit zu bekennen, die es zu den größten seiner Geschichte zählen darf, und kein Geschlecht wird die Taten seiner Ahnen verdunkeln, in denen es sein eigenes Wollen wiedererkennt. So haben wir eben in der Leistung, der höheren Leistung der Deutschen im Osten eine Verpflichtung zu sehen, haben aber auch das Recht, von ihr zu sprechen.

Diese Leistung spricht sich in der politischen Ordnung der deutschen Marken aus, die im Osten in karolingischer und sächsischer Zeit entstanden, und die der Verfassung der westslawischen Stämme zweifellos — der Erfolg der Geschichte zeigt es ja — überlegen war. Sie zeigt sich weiter in den Rechts- und Sozialformen, in denen die deutschen Siedler ihr Leben auf dem neuen Heimatboden gestalteten. Eben auf dieser Leistung beruhte ja der zum größten Teil *friedliche* Charakter der ostdeutschen Landnahme. Wenn polnische Fürsten des 13. Jahrhunderts aussprachen, daß sie die Deutschen „zu ihres Landes Besserung" ins Land hereinriefen, so wußten sie, daß nicht der „Drang nach Osten" eines gefährlichen Nachbarn sie bedrohte, sondern daß sie durch die Ansiedlung von Deutschen ihrem Lande deren Wert und Leistung zugute kommen lassen konnten.

Worin aber lag denn diese Leistung genau? Lag sie darin, daß die Deutschen den eisernen Pflug mitbrachten, mit dem sie auch die Böden bearbeiten konnten, an die die Slawen mit dem Holzhaken nicht herankamen? Waren sie überlegen durch eine nutzbringendere Flurverteilung, durch größere Fertigkeit im Handel? Machte nur die Beherrschung handwerklicher und industrieller Technik den deutschen Tuchmacher des 16., den Textilindustriellen und -arbeiter des 19. Jahrhunderts in Polen zu einem gerngesehenen Ankömmling? Ganz gewiß nicht! Wie polnische Historiker gezeigt haben, arbeitete man in Polen zu Beginn der ostdeutschen Wiederbesiedlung auch schon mit dem eisernen Pflug und nicht nur mit hölzernen Haken. Die eigentliche Leistung des Deutschen lag in seiner ihm eigenen Einstellung zur *Arbeit*. Diese Leistung wirkte sich aus im schöpferischen Verhältnis des deutschen Bauern zu seinem *Boden*, den er in mühevoller Arbeit neu erschloß, nicht um ihn auszubeuten, sondern um sich darauf in einem immer erneuten Dienste eine Heimat zu schaffen.

Doch über dies alles hinaus ist es zweifellos die deutsche *Sozialordnung* gewesen, die den Deutschen ihre Überlegenheit im Osten in der Geschichte gegeben hat. Es war, wie wir gesehen haben, eine Ordnung der Gemeinschaft. Sie herrschte in den hohen politischen Formen des Deutschen Ordens und der Deutschen Hanse. Sie herrschte aber auch im letzten und fernsten deutschen Dorf, das irgendwo auf ostdeutschem Siedlungsboden gegründet wurde. In den deutschen Sozialordnungen des Mittelalters und der neueren Jahrhunderte waren die Kräfte des einzelnen

zwar gebunden in den Formen der Gemeinschaft, aber sie waren nicht geknechtet, sondern steigerten sich zu freier und überlegener Arbeit und Leistung. Sie konnten im Laufe der Zeiten von innen und außen her zerstört werden, wie es der deutschen Stadt etwa in Polen erging mit dem Ergebnis, daß an die Stelle der deutschen Bürger nicht die Polen, sondern die Juden traten. Es konnte auch eine Angleichung zwischen der deutschen Leistung und der der umwohnenden Völker eintreten.

Aber wenn wir es im großen betrachten, müssen wir sagen: die deutsche Stellung im Osten war am stärksten, die Möglichkeiten und Aussichten der Deutschen im Osten am größten, wenn ihre soziale und rechtliche Ordnung ihren östlichen Nachbarn überlegen war. In dieser geschichtlichen Feststellung liegt zugleich die Erkenntnis der deutschen Möglichkeiten im Osten überhaupt. Damit ist aber auch gesagt, daß jene Beobachtung, die deutsche Landnahme sei vor allem von den Grenzstämmen ausgegangen, nicht bedeuten kann, daß nun allein im Grenzlande über dessen Schicksal entschieden wird. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß man die Ursachen für das Nachlassen und Stocken der deutschen Ostwanderung im 14. und 15. Jahrhundert nicht nur in den Altsiedelländern, sondern ebenso bei den Neustämmen selbst suchen müsse. Ebenso gewiß ist aber auch, daß die beiden größten geschichtlichen Krisen des deutschen Ostens allgemeine Krisen unseres Volkes und Reiches gewesen sind.

Die erste ist bezeichnet durch die Schlacht von Tannenberg (1410) und den zweiten Thorner Frieden von 1466 im Nordosten, durch die Hussitenstürme im Südosten und ist doch darüber hinaus ein ungeheures Versagen des Gesamtvolkes, eine Niederlage des Reiches, dessen Truppen unter Kaiser Sigismund der Hussiten nicht Herr wurden, und dessen Kaiser Maximilian dann den preußischen Ordensstaat preisgab für die Anwartschaft auf die Krone der Jagiellonen. Die zweite Notzeit begann 1918. Sie ist außerhalb unserer Staatsgrenzen noch in keiner Weise überwunden. Auch sie beruhte nicht auf einem einseitigen Versagen der Ostdeutschen, sondern kam aus einer tiefen Krise unseres Gesamtvolkes und des gesamten Staates. Aufgebaut wurde im Osten immer nur von denen, die mit den stärksten, vitalsten Kräften dem Osten am nächsten waren. Doch sind es immer Reich und Volk als Ganzes gewesen, die hier gewonnen oder verloren haben.

Im Gesamtbilde der deutschen Wiederbesiedlung des Ostens dürfen die dunklen Seiten des Nachlassens, des Verfalles und des Rückzuges nicht fehlen. Die geschichtliche Leistung, die in der Landnahmebewegung sich ausdrückt, war groß genug, daß wir uns von diesen Schatten das Gesamtbild nicht verdunkeln zu lassen brauchen. Wohl aber ist die Mahnung der Geschichte nicht zu überhören.

Wir haben das geschichtliche Bild der ostdeutschen Siedelbewegung heute befreit von einer rein akademischen Einkapselung. Wir werten sie nicht mehr oder nicht vor allem als einen wirtschaftlichen Vorgang. Wir haben sie auch befreit von einer zu engen, rein örtlichen, nicht gesamtdeutsch ausgerichteten Betrachtung. Wir sehen in der ostdeutschen Siedelbewegung nicht einen „Drang nach Osten", der nach

Ziel und Absicht gegen das Interesse anderer Völker gerichtet sein muß. Wir wünschen, daß man das auch bei diesen Völkern begriffe und nicht aus mißtrauischer Furcht oder aus deutschfeindlichen Ideologien den Sinn unserer Verehrung für eines der größten geschichtlichen Werke unseres Volkes verdrehe. Wir wollen heute für uns — ich möchte sagen: mit der Front nach innen hin — in der ostdeutschen Landnahme die große politische Gemeinschaftsleistung sehen, wie sie Orden und Hanse vollbrachten. Sie ist für uns der schöpferische Dienst am Boden, der dem deutschen Bauern auf freiem, durch eigene Arbeit erst erschlossenem Boden zu einer unausgesprochenen Selbstverständlichkeit geworden war. Für uns aber ist und bleibt darüber hinaus die Rückgewinnung des ostdeutschen Volksbodens die größte und folgenreichste Tat unserer Vergangenheit überhaupt, durch die unser Volk sich seinen Lebensraum bestimmte, und endlich: sie ist die geschichtliche Leistung, in der nicht der einzelne, sondern unser ganzes Volk selbst als Einheit und als ein geschlossener Körper der Held dieser Tat war.

Reichshauptamtsleiter Dr. Reischle, Stabsamtsführer des Reichsnährstandes:

Siedlungsfragen des Ostens

Erst der Nationalsozialismus hat volle Klarheit darüber geschaffen, was Siedlung eigentlich ist und bedeutet. Nach nationalsozialistischer Auffassung handelt es sich nicht darum, irgendwelche Menschen auf irgendein Stück Land anzusetzen, sondern darum, ein dauerndes und inniges Verhältnis zwischen dem Menschen und dem Boden zu schaffen, durch das der Mensch imstande ist, diesen Boden für sich und die Allgemeinheit seines Volkes richtig zu bearbeiten, zu benutzen, zu pflegen und durch den unabsehbaren Wechsel der Geschlechter hindurch diese Tätigkeit auszuüben. In diesem Sinne der Neubildung deutschen Bauertums wollen wir im folgenden den Begriff Siedlung verstanden wissen.

Diese Siedlung setzt einmal voraus, daß der siedelnde Mensch hierzu die nötige innere Befähigung hat. Wir wissen, daß diese Gabe nicht allen Rassen verliehen ist, sondern daß bäuerliches Siedeln im Gegensatz zu nomadischem Wandern vor allem eine Fähigkeit des Nordischen Blutes ist. Auf der anderen Seite aber muß ein solches zur Siedlung befähigtes und begabtes Volk auch Boden zur Betätigung dieser seiner bäuerlichen Begabung haben, sonst wird es über kurz oder lang trotz aller rassischen Vorzüge eben verschwinden müssen. Ist aber geeignetes Volk und geeigneter Boden vorhanden, dann wird es noch darauf ankommen, daß die Bindung des Blutes an den Boden, also die Siedlung selbst, in richtiger Form stattfindet. Die Geschichte hat gezeigt, daß die richtige Form dieses Menschenansatzes die bäuerliche Siedlung gewesen ist und noch ist. Nur sie gewährleistet die stammes- und artgemäße Erhaltung und Weiterentwicklung des Volkes. Nur sie ist die Mutter einer artgemäßen Gesittung oder Kultur im weitesten Sinne des Wortes, und nur sie ermöglicht die Selbstbehauptung eines Volkes gegenüber anderen Völkern und Rassen, die an den Grenzen sitzen. Will man sich über den Zustand eines Volkes und seine eigenartige Entwicklung ein Bild machen, so wird es gut sein, sich seine Siedlungen anzusehen. Zeigen sich im Staatsleben eines Volkes Schwierigkeiten irgendwelcher Art, so wird man meist die Ursache feststellen können, wenn man der Frage der Besiedlung und der Bodenverteilung und Bodenordnung genauer nachgeht.

Diese Betrachtungsweise gilt auch für die deutschen Ostsiedlungen, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben. Allerdings wird es nicht die deutsche Ostsiedlung im allgemeinen sein können, denn diese erstreckt sich weit über die Grenzen des Reichsgebietes hinaus. Wir finden sie in Gebieten, die uns Versailles entrissen hat, wir finden sie im Gebiet des alten österreich-ungarischen Staates, und wir finden sie verstreut in dem gewaltigen Raum Rußlands, von Wolhynien bis zum Kaukasus, bis zur Krim und zur Wolga, wohin russische Zaren die deutschen Auswanderer riefen, um schlechten und guten, aber unbebauten Boden ertragsfähig zu machen

und den Wohlstand ihres Reiches durch deutsche bäuerliche Vorbilder zu fördern. Es ist gänzlich unmöglich, diesen ganzen Komplex in der kurzen Zeit eines Vortrages zu behandeln, und deshalb muß ich mich auf die deutsche Ostsiedlung innerhalb der jetzigen Reichsgrenzen beschränken, die sich gebietsmäßig mit dem Begriff „Ostelbien" im geographischen Sinne deckt.

Für unser deutsches Volk und seine Ernährung ist das gesamte deutsche bäuerliche Land, also das ganze deutsche Bauerntum im Osten oder Westen, im Süden oder Norden an sich gleichwichtig. Dennoch hat die Ostsiedlung ein eigenes Gesicht und eine besondere Bedeutung, denn sie bildet den Wall gegen die Slawen und schließlich auch gegen das Russentum als politischen Begriff, das nach Vernichtung seiner führenden, meist nordischen Schicht unter der nunmehrigen jüdischen Fremdherrschaft immer mehr asiatischen Charakter annimmt. Damit ist der deutschen Ostsiedlung eine bestimmte nationalpolitische Aufgabe zuteil geworden, nämlich die Grenze des deutschen Volkes zu schützen und zu sichern. Die deutsche Ostsiedlung als Grenzproblem besteht in diesem Sinne erst seit dem Jahre 1919. Denn bis zum Ende des Weltkrieges war unser unmittelbarer Nachbar Rußland, und zwischen der geschlossenen, rein deutschen Ostsiedlung und der damaligen Reichsgrenze zog sich ein breiter Streifen Landes dahin, in dem deutsche und polnische Bevölkerung gemischt saß. Nunmehr aber hat sich unsere Ostpolitik als Grenzpolitik hauptsächlich mit Polen als einem jungen selbständigen Staatengebilde zu beschäftigen; denn von 4554 Kilometer Land- und Wasserzollgrenze — ohne die Seezollgrenze — kommen allein auf die deutsch-polnische Grenze 1846 Kilometer. Es ist dies die längste Grenze, die das Deutsche Reich mit irgendeinem Nachbarn gemeinsam hat.

Verschieden ist die Entwicklung der deutschen Ost- und Westsiedlung im Reiche, verschieden die durch diese bedingte Bevölkerungs- und Agrarstruktur beider Reichsteile. In einem sind sich aber Ost- und Westsiedlung gleich: beide liegen sie auf ältestem deutschem Volksboden. Aber während der Westen ununterbrochen in den Händen deutschen Bauerntums war und von deutschem Bauerntum teilweise heute unter fremder Oberhoheit oder in eigenen Kleinstaaten gepflegt und genutzt wird, brachen in den östlichen Teil unseres Reiches im frühen Mittelalter slawische Stämme ein und gaben ihm im wesentlichen ein fremdes Gesicht. Dort hat nun deutsches Bauerntum, wohl aus allen deutschen Stämmen und aus seinen besten und aktivsten Kräften kommend, in hartem, jahrhundertelangem Kampf und durch jahrhundertelange, harte Bauernarbeit vom 11. Jahrhundert ab die deutsche Siedlung wiederhergestellt, eine Besiedlung, die nunmehr genau wieder so deutsch war, wie der Westen geblieben und der Osten einmal vordem gewesen war.

Geschichtsbücher und Volkslieder, Urkunden und Weistümer belehren uns, daß es im 12. Jahrhundert für das räumlich beengte Bauerntum des Westens ein gewaltiger Anreiz gewesen sein muß, nach Ostland zu reiten und dort bäuerlich zu verwurzeln. Holländer und Flamen folgten sogar diesem Ruf nach dem Osten. Gern

nahm man dafür härteste Arbeitsleistung auf sich. Und gewaltige Ströme besten deutschen Bauerntums haben sich in jene Gebiete rechts der Elbe und Saale ergossen. Dafür waren die sozialen Bedingungen leichtere und bessere als in der alten Heimat, so daß die Lage dieser Ostsiedler als eine durchaus gehobene angesehen werden kann. Diese Ostsiedlung hat aber nun auch auf die beengte Lage der Westsiedlungen einen günstigen Einfluß ausgeübt, eine Erscheinung, die auch für unsere Zukunft im Hinblick auf die ungeheure Besitzzersplitterung im Westen und Süden Deutschlands beachtlich sein muß.

Heute ist zwischen den West- und Ostsiedlungen ein scharfer Gegensatz. Auch ein oberflächlicher Besucher Ostdeutschlands gewinnt jetzt den Eindruck, daß er im Vergleich zu dem Westen in ein dünnbevölkertes Gebiet kommt, das mehr der Standort des landwirtschaftlichen Großbetriebes als ein dichtbesiedeltes Bauernland und verhältnismäßig arm an Industrie gegenüber dem Westen zu sein scheint. Die Statistik bestätigt diesen Eindruck. Im Reichsdurchschnitt beträgt die Bevölkerung in Deutschland auf einen Quadratkilometer ungefähr 140 Menschen, in der Grenzmark aber nur 40,2, in Mecklenburg 46,5, in Pommern 56,8 und in Brandenburg 62,2. Dagegen hat das am dünnsten bevölkerte Land im Süden, Bayern, immer noch 90,6 Bewohner auf einen Quadratkilometer. Das Verhältnis von Großgrundbesitz und Bauernbesitz kann man sich aus folgenden Zahlen vorstellen, wenn auch leider die jetzige Statistik der landwirtschaftlichen Betriebsgrößen nur die Aufteilung nach Flächengrößen zur Grundlage hat. Nach der Statistik von 1933 kommen auf die Größenklasse von 100 Hektar und mehr in der Grenzmark 31,3 v. H., in Brandenburg 33,5, in Ostpreußen 35,4, in Pommern 45,4 und in Mecklenburg 54 v. H. Der Reichsdurchschnitt dagegen ist 19,9 v. H., und Thüringen, um ein Beispiel aus Mitteldeutschland zu nennen, hat nur 11,2 v. H.

Ich brauche Ihnen nun die Ursache dieses keineswegs erfreulichen Zustandes nicht weitläufig auseinanderzusetzen und Ihnen lang zu erzählen, daß bereits im ausgehenden Mittelalter sich im deutschen Osten der ritterliche Grundherr in den Gutsherrn umgewandelt hat. Statt des nunmehr durch Söldner ausgeübten Kriegsdienstes sah er in der Landwirtschaft und besonders in der Getreideproduktion seinen Beruf und bemühte sich deshalb, seinen Grund und Boden zu vergrößern und im deutschen Bauern eine billige Arbeitskraft zu gewinnen. Es gelang ihm, einer schwachen Dynastie ihre obrigkeitlichen Rechte über die Bauern abzudrängen und sich in den Besitz von Gericht, Dienstbarkeiten und Steuern zu setzen. So erwuchs die Gutsherrschaft auf der Grund- und Gerichtsherrschaft. Bis zur Zeit des Großen Kurfürsten wichen die Brandenburger Kurfürsten vor dem Anspruch ihrer sogenannten Stände ständig zurück, und so konnte das Bauernlegen und die Bauernverknechtung östlich der Elbe einsetzen. Die Verschlechterung der rechtlichen Verhältnisse der Landbevölkerung sank bis zur Leibeigenschaft mit all ihren üblen Folgen sozialer, gesittungsmäßiger, bindungsmäßiger, überhaupt kultureller Art herab.

Im 19. Jahrhundert hat dann die Verfälschung der Steinschen Bauernbefreiung im liberalistischen Sinne durch Hardenberg den Boden schließlich dem beweglichen Kapital überhaupt gleichgestellt und zur Handelsware schlechthin gemacht. Der letzte Rest des alten deutschen Bodenrechts verschwand zugunsten des römischen Rechts. Damit trat an die Stelle des Bauernlegens der privatrechtliche Erwerb von Land und Höfen durch den Großgrundbesitz, und ein weiterer Rückgang des Bauerntums fand statt. Nur mit dem Unterschied, daß im 19. Jahrhundert die landlos gewordene oder in ihrem Besitz geschmälerte Bevölkerung und die unter einem wirtschaftlichen und sozialen Druck lebenden Landarbeiter nun infolge der Freizügigkeit die gesetzliche Möglichkeit erhielten, abzuwandern, sei es nach Übersee oder in die Stadt. Und jene Ost-West-Wanderung setzte in erster Linie nach dem industriellen Westen ein, wodurch das platte Land des Ostens weitgehend entvölkert wurde. Die so entstandene Landflucht hat dem deutschen Osten in der Zeit von 1840 bis 1910 über $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner gekostet; Ostpreußen und Pommern gaben mehr als die Hälfte ihres Geburtenüberschusses an die Stadt ab, und aus Ostpreußen wanderten allein in den Jahren 1871 bis 1925 über 800 000 Menschen aus.

Es hat nun nicht an Versuchen gefehlt, der gefährlichen Entwicklung im Osten entgegenzutreten. Aus bevölkerungs- und wirtschaftspolitischen Gründen haben sich die großen preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große dem preußischen Osten zugewandt und neben dem Bauernschutz und den Siedlungsmaßnahmen auch den Beginn einer wirklichen Bauernbefreiung und eine Hebung der bäuerlichen Wirtschaft versucht. Im 19. Jahrhundert erstrebten zunächst Bismarck durch das Siedlungsgesetz des Jahres 1886 und die Rentengutsgesetzgebung vom Jahre 1890 und später dann auch noch Bülow den Schutz und die Stärkung des Deutschtums in den Provinzen Posen und Westpreußen, indem sie deutsche Bauern auf aufgeteilten großen polnischen Gütern ansetzten. Zwischen 1886 und 1890 wurden auf diese Weise immerhin 46 000 Hektar polonisierter Boden wiedergewonnen. Im ganzen wurden bis 1914 21 500 Rentengüter geschaffen mit 28 000 Siedlerfamilien.

Für uns ist dieses preußische Ansiedlungswerk wichtig, weil es die Rechtsform des Rentengutes vorsah, die Schaffung genügend großer Höfe von ungefähr 20 Hektar als richtig erkannte und auch nicht davor zurückschreckte, durch die Schaffung eines Enteignungsgesetzes im Jahre 1908 ein Steigen der Güterpreise zu unterbinden. Einen vollen Erfolg hat dieses zu spät begonnene und nicht zielbewußt durchgeführte Siedlungswerk leider nicht gehabt. Die Vertreibung von 6000 deutschen Bauernfamilien aus Polen und der Verlust wertvollen, ursprünglich deutschen Volksbodens beweist, wie furchtbar sich eine bauernfeindliche Politik nach vielen Jahren rächt.

Seit der Grenzziehung nach dem Weltkriege werden uns die verhältnismäßig wenigen Polen im Reichsgebiet im Gegensatz zur Vorkriegszeit keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr machen können. Ihre Stellung als deutsche Staatsangehörige ist durch die Aussprache der deutschen und polnischen Regierung auf Grundlage der

Gegenseitigkeit kürzlich erneut abgegrenzt worden. Hingegen ist nun die Gefahr einer Unterwanderung von polnischer Seite her aufgetaucht. In Polen zählt man 82,7 Einwohner auf den Quadratkilometer, also wesentlich mehr als im deutschen Osten. Der polnische Geburtenüberschuß übertraf 1934 mit 12,1 Geburten auf 1000 Bewohner den deutschen Geburtenüberschuß mit 7 Geburten um 5,1 Geburten. So klafft nun zwischen Polen und Westdeutschland ein Bevölkerungstief, das für jene etwas Lockendes haben kann, die glauben, den ihnen nach ihrer Meinung fehlenden Boden hier erwerben zu müssen.

Es ist eine verbreitete Ansicht, daß innerhalb des polnischen Staatsgebietes eine Wanderungsbewegung von Osten nach Westen besteht, die zweifellos bevölkerungsmäßig gesehen einen Druck auf den niedrig bevölkerten deutschen Osten ausüben kann. Nach einer allerdings noch umstrittenen Mitteilung sollen sich zur Zeit acht bis neun Millionen ländlicher Menschen ohne Beschäftigung auf dem Boden des polnischen Staatsgebietes befinden.

Über das Grenzproblem sind viele gute und schlechte Bücher geschrieben worden. Die Geschichte lehrt jedenfalls, daß die beste und sicherste Grenze in einer richtigen Siedlung besteht, das heißt in einer politisch zuverlässigen, ihrer besonderen Stellung und Aufgabe bewußten bodenverwurzelten Bauernbevölkerung, die ebenso wichtig für die Zeit des Friedens wie des Krieges ist. Die besten sogenannten geopolitischen oder naturgegebenen Grenzen und Grenzsäume werden bei einer zahlenmäßig schwachen Bevölkerung und bei einer politisch unzuverlässigen Bewohnerschaft niemals gegen eine Überflutung der Grenzen in friedlichen und kriegerischen Zeiten schützen. Wohl aber kann ein aufopferungsbereites und körperlich und geistig einwandfreies Grenzvolk auch sogenannte schlechte Grenzen mit Erfolg verteidigen. Das Grenzproblem wird immer schwerwiegender, je vollkommener die Verkehrstechnik und die Waffentechnik werden. Der Begriff „Grenzgebiet" ist heute ein anderer geworden als in früherer Zeit, und ein Grenzgebiet erstreckt sich ungemein tief in das Land hinein, so daß man jetzt durchaus berechtigt ist, fast den größten Teil der deutschen Ostsiedlungen als Grenzgebiete im erweiterten Sinne zusammenzufassen. So treten jetzt Bevölkerungs-, Ernährungs- und Grenzpolitik nebeneinander. Wie das ganze deutsche Land, muß auch der Osten in den Dienst der Bevölkerungs- und Ernährungspolitik gestellt werden, und damit wird zugleich Grenzpolitik im wahren Sinne des Wortes getrieben.

Der Nationalsozialismus weiß, daß das Bauerntum der Blutsquell des Volkes ist. Deshalb soll nicht nur jeder Bauernhof in die Lage gesetzt werden, dem Staat eine wachsende Zahl rassisch erwünschter und erbgesunder Kinder zu schenken, sondern es muß auch die Zahl der Bauernhöfe vermehrt werden. Und gerade im Osten, das zeigen die oben angeführten Zahlen, ist an sich noch genug Raum für solche Neubauerngeschlechter vorhanden.

Wir haben uns nun mit dem sehr zweckbewußt vorgebrachten Einwand auseinanderzusetzen, daß durch die Aufsiedlung des Großbesitzes die Versorgung der

Stadt mit Lebensmitteln erschwert werde. Hierzu folgendes: Es ist bekannt, daß bereits vor Beginn des Vierjahresplanes durch die 1934 eröffnete Erzeugungsschlacht das deutsche Landvolk vor die Aufgabe gestellt worden ist, die Ernährung des deutschen Volkes möglichst unabhängig vom Auslande zu machen. Damit wurde wieder die Frage aktuell, in welcher Betriebsform die Landwirtschaft dieser ihr vom Reichsbauernführer gestellten Aufgabe am besten nachkommen könnte. Der Großbetrieb glaubte dies für sich in Anspruch nehmen zu können unter Hinweis auf seine höheren Hektarerträge beim Getreidebau und damit seinen größeren Beitrag zur Ernährung der städtischen Bevölkerung. Nachgewiesen wurde dies von ihm an der zum Verkauf gebrachten Menge je Einheit der landwirtschaftlichen Nutzfläche und schließlich mit dem Hinweis auf die bessere und vollständigere Erfassung der Erzeugnisse eines Großbetriebes gegenüber einer Mehrzahl kleinerer Betriebe. Der letztere Einwand, der gewiß im Weltkrieg noch galt, ist nicht mehr stichhaltig, denn heute übt der Reichsnährstand, gestützt auf die Hofkarte, durch die Zusammenfassung der Erzeuger, Be- und Verarbeiter und Verteiler der wichtigsten Produkte in den Hauptvereinigungen und Marktverbänden eine straff marktordnende Tätigkeit aus. Auf den ersten Einwand ist zu erwidern, daß besonders in der sehr wichtigen Milch- und Fleischproduktion der böuerliche Betrieb nach Aussage der Buchführungsergebnisse weit leistungsfähiger ist als der Großgrundbesitz. Die Verkaufserlöse können zu einem Vergleich der Ertragsleistung kaum mit Erfolg herangezogen werden, da ja auf einer im Großbetrieb bearbeiteten Nutzfläche weit weniger Menschen und Familien als Selbstverbraucher leben, als wenn auf der gleichen Fläche sich bäuerliche Siedlungen befinden. Eine Sonderermittlung des Statistischen Reichsamtes ergab, daß auf dem Gebiet von 87 aufgesiedelten Gütern die Zahl der Haushaltungen um 63 v. H., die der Personen überhaupt um 66,7 v. H. und die der Kinder um 64 v. H. zugenommen hatte. Eine Umwandlung eines Großbetriebes in Siedlungsbetriebe bedeutet deshalb nicht eine Verschlechterung der Versorgungsstandes der Stadt, weil ja auf dieser Fläche nunmehr eine größere Zahl Selbstversorger arbeiten, die sonst in der Stadt als Verbraucher aufgetreten wären. Außerdem hat das Statistische Reichsamt bei einer Untersuchung über die Marktlieferungen von vier Vorkriegs- und vier älteren Nachkriegssiedlungen festgestellt, daß die Marktlieferungen dieser Siedlungen die der Vergleichsgüter übertroffen haben und zwar: bei Rindvieh und Schafen um 29,7 v. H., bei Schweinen um 85 v. H., bei Milch und Butter um 62,9 v. H. und bei Getreide um 9,4 v. H. Zwar blieben die noch nicht eingewirtschafteten Siedlungen natürlich zunächst hinter den Marktlieferungen vergleichbarer Großbetriebe im allgemeinen zurück, aber übertrafen sie immerhin bei der Marktbelieferung von Schweinen um 29,1 v. H. und bei Milch um 43,7 v. H. Eine ähnliche Untersuchung des Rostocker Professors Seraphim über die Ernteerträge, also nicht Marktlieferungen, von 500 pommerschen Neubauernwirtschaften zeigte im Vergleich zu den Ergeb-

nissen der früheren Bewirtschaftung für Weizen eine Zunahme von 3,1 v. H., bei Roggen von 4,2, bei Gerste von 5,7, bei Hafer von 3,6 und bei Kartoffeln von 7,7 v. H. je Hektar. Soweit höhere Ertragsergebnisse bei Getreide im Großbetrieb festgestellt werden, wird noch die sehr naheliegende Vermutung zu untersuchen sein — und sie wird jetzt untersucht —, daß im Osten zur Zeit der Leibeigenschaft und bei der Regulierung der gutsherrlichen Verhältnisse tatsächlich der Gutsherr sich den besten Boden vorbehalten und den Bauern und Hintersassen den geringeren Boden zugewiesen hat.

Da mit Beginn der nationalsozialistischen Agrarpolitik auch eine wirtschaftliche Beratung und Schulung auf der ganzen Linie eingesetzt hat, ist die Voraussetzung gegeben, alle Ertragsreserven der bäuerlichen Betriebe im Laufe der Zeit in Ackerbau und Viehzucht zu mobilisieren. Keine Verschlechterung der städtischen Versorgung, sondern — besonders auf dem Gebiet der Fleisch- und Milchversorgung — eine wesentliche Verbesserung würde unserer Überzeugung nach mit einer verstärkten bäuerlichen Siedlung verbunden sein, die gleichbedeutend mit einer intensiven Bodennutzung ist, abgesehen davon, daß der staatspolitische Gewinn nun wieder bodenverwurzelter Geschlechter in Zahlen überhaupt nicht ausgedrückt werden kann.

Partei und Staat sind sich einig über die Bedeutung des deutschen Ostens. Sie haben dies unter anderem nach außen hin durch die geplante Verlegung des Oberpräsidiums der Provinz Brandenburg und durch Verlegung der Gauleitung Kurmark der NSDAP. nach Frankfurt a. Oder gezeigt. Die Partei im besonderen ist bemüht, der Sache des Ostens geistig zur Sache des ganzen deutschen Volkes zu machen. Die Grenzlandreise des Reichsleiters Rosenberg ist in diesem Sinne denn auch im Osten vom Bauerntum besonders hoch gewertet worden. Wenn es den Blick des deutschen Volkes nach dem Osten zu wenden gilt, so glaubt der Reichsnährstand von sich aus auch hier einen wesentlichen Sonderbeitrag liefern zu können durch den sehr starken inneren deutschen Landjugendaustausch, der die Jungbauern des Westens nach den Provinzen des Ostens führt und umgekehrt. Es muß zur innersten Überzeugung im ganzen Reiche werden, daß die Zukunft des Ostens, die die Zukunft des ganzen deutschen Volkes ist, nur auf bäuerlicher Grundlage gesichert werden kann.

Man wird nun mit Recht nach den positiven siedlungspolitischen Erfolgen des nationalsozialistischen Staates fragen. Hierzu folgendes: Soweit die jetzige deutsche Ostsiedlung bäuerlich ist, haben alle die großen grundlegenden Agrargesetze des Nationalsozialismus auch Wirkung auf die Ostsiedlungen, auf die stehenden und auf die künftigen. Denken wir zum Beispiel an das Erbhofgesetz. Die hier durchgeführte Verwurzelung von Mensch und Boden, von Sippe und Hof hat gerade für den Osten eine ungemeine Bedeutung, denn in einem Gebiet, in dem man jahrhundertelang die Bauern legte oder ihnen die Güter auf irgendeine Weise

abkaufte oder abzwang, hatte man einem großen Teil der Landbevölkerung das im Blute liegende Gefühl für Heimat und Boden praktisch ausgetrieben. Deshalb bedeutet dieser im Gesetz zum Ausdruck gebrachte vollkommene Umschwung von der Auffassung des Bodens — im Osten noch mehr als im Westen — eine Wiedererweckung uralter Kräfte, die einst im Mittelalter die deutsche bäuerliche Ostsiedlung schufen und trugen. Denn was anders hält schließlich eine Grenzbevölkerung trotz mancher Unbequemlichkeit und Gefahr auf ihrem Posten als das Heimatgefühl, das seine gesündeste Äußerung findet, wenn nicht nur das Volk mit dem Raum schlechthin, sondern der einzelne besonders stark mit seinem ererbten Boden verbunden ist?

Das Erbhofrecht aber stellt auch an den Bauern sehr ernste Forderungen, deren Erfüllung von den mit der Grenzwacht beauftragten Siedlern noch mehr vielleicht als von einem anderen verlangt werden muß. Das Gesetz schreckt nicht davor zurück, einem Bauern, der gegen den Begriff der Ehrbarkeit verstößt, die Verwaltung und die Nutznießung, ja unter bestimmten Umständen sogar das Eigentum am Hofe zu entziehen. Auch die Verordnung über den Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken, die die Übertragung von Nichterbhofland landwirtschaftlicher Art genehmigungspflichtig macht, wird für den Osten eine segensvolle Wirkung ausüben. Man wird sie hier sogar schärfer als anderswo anwenden müssen. Denn während im allgemeinen als untere Grenze der genehmigungspflichtigen Parzellen 2 Hektar vorgesehen sind, ist in einigen Grenzkreisen des Ostens diese auf 1 Hektar herabgesetzt worden. In bestimmten Grenzzonen ist sogar jedes Rechtsgeschäft, das den Verkehr mit Grundstücken betrifft, auf Grund des Gesetzes über die Sicherung der Reichsgrenze genehmigungspflichtig. Daß schließlich bereits durchgeführte Siedlungen nicht wieder ihrem eigentlichen Zweck entzogen werden, soll ein den gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften eingeräumtes Wiederkaufsrecht verhüten, das sie den Siedlern gegenüber ausüben können, wenn diese die Siedlungen aufgeben oder nicht dauernd bewohnen und bewirtschaften. So ist der Ostsiedler selbst in seinem Besitz durch das Erbhofrecht geschützt, aber ebenso ist eine Garantie geschaffen, daß das deutsche Siedlungsland seinen deutschen Charakter bewahrt und in den Dienst einer wirklichen Grenzpolitik gestellt werden kann.

Auch das zweite nationalsozialistische Grundgesetz über die landwirtschaftliche Marktordnung hat für den Ostsiedler grundlegende Bedeutung. Auch er ist durch den gerechten Preis für seine Erzeugnisse und durch die Absatzsicherung von dem spekulativen Auf und Ab der freien Wirtschaft befreit und mit der Sicherheit ausgestattet worden, die eine erfolgreiche bäuerliche Wirtschaftsführung als unbedingte Voraussetzung haben muß.

Darüber hinaus noch hat gerade die Marktordnung eine besondere Bedeutung für den Osten; denn dieser stand vielfach unter der Ungunst einer schlechten Markt- und Verkehrslage. Die Schwierigkeit für die östliche Landwirtschaft bestand in vergangener Zeit in dem Zwang, gerade in der Zeit guter Ernten, besonders

billig verkaufen zu müssen oder auf ihren Erzeugnissen sitzenzubleiben. Jetzt sind klare und bestimmte Absatz- und Preisgebiete auch für den Osten geschaffen worden. Im Gegensatz zu dem billigen Verkauf stand oft der teure Einkauf, vor allem der Futter- und Düngemittel für den Bauern. Jetzt ist auch auf diesem Gebiete Besserung eingetreten, und durch eine richtig angewandte Tarif- und Ausgleichspolitik können auch frachtmäßig ungünstig gelegene Höfe ihren Ölkuchen und Mais usw. in einer ihren Leistungen entsprechenden Menge zu angemessenem Preise erhalten. Schließlich möchte ich noch auf die Milchproduktion hinweisen. Die Ausgleichsabgabe, die von der Trinkmilch erhoben wird und den Werkmilcherzeugern zugute kommt, sowie die Regelung des Verkehrs mit Milcherzeugnissen überhaupt, die der Werkmilch, der aus der Molkerei gehenden Milch, einen erhöhten Absatz und einen besseren Preis sichern, hat für den Osten, aus dem ein großer Teil der Werkmilch anfällt, eine ganz besondere Bedeutung.

Die Vermehrung und Stärkung der deutschen Ostsiedlung deckt sich zum größten Teil mit der Neubildung deutschen Bauerntums. Neubildung deutschen Bauerntums soll sich, so sagte der Erlaß des Reichs- und Preußischen Ministers für Ernährung und Landwirtschaft vom 1. Juni 1935, vornehmlich auf den Raum östlich der Elbe erstrecken. Tatsächlich liegen 80 v. H. aller Neubauernhöfe im Osten, und von den 1,4 Millionen Hektar Land, das in der Zeit von 1919 bis 1936 für Siedlungszwecke bereitgestellt worden ist, liegt ebenfalls der größte Teil, nämlich rund 1 Million Hektar, im Osten.

Zielbewußt knüpft man an die Grundsätze an, die auf der mittelalterlichen Ostkolonisation beruhen, um so allmählich die Schäden zu beheben, die eine falsch geleitete Entwicklung mit sich gebracht hat. Siedlung bedeutet für uns, ich wiederhole das am Anfang Gesagte, die dauernde Verbindung besten Blutes mit dem Boden. Wenn man in der Geschichte zurückblickt auf die Kolonisationstätigkeit der deutschen Menschen diesseits und jenseits der heutigen Grenzen und man dabei feststellen kann, wie selbst unfruchtbare Böden zu Kornkammern umgewandelt wurden, so kommt uns unwillkürlich das Wort eines alten griechischen Dichters in die Erinnerung, daß es nichts Gewaltigeres als den Menschen gibt, und wir setzen hinzu: den erbmäßig bedingten Leistungsmenschen. Deshalb wird man bei uns nicht wie in vergangenen Zeiten lediglich an eine Landzuteilung überhaupt denken, sondern darauf das Hauptgewicht legen, daß nur solche Menschen angesetzt werden, die den Boden pflegen und nützen können, nicht für sich, sondern für die Allgemeinheit.

Damit tritt nun für die nationalsozialistische Siedlungspolitik die Auswahl des Siedlers entscheidend in den Vordergrund. Durch den Erlaß des Reichs- und Preußischen Ministers für Ernährung und Landwirtschaft vom 12. Februar 1935 ist jetzt der Reichsnährstand (und zwar die Reichshauptabteilung I) mit dieser Aufgabe betraut worden. Nur erbgesunde, rassisch erwünschte und beruflich bewährte Bewerber kommen heute in Betracht, und die ebenso selbstverständliche

Forderung einer einwandfreien nationalsozialistischen Einstellung hat gerade für die Ostsiedlung als Grenzsiedlung ihre besondere Bedeutung. Heute sind die Bewerber aus ländlichen Kreisen, Bauernsöhne, landwirtschaftliche Angestellte und Landarbeiter, in die erste Linie gerückt. Daß man an die Heranziehung der letzteren besonders denkt, zeigt uns, daß unsere Siedlungspolitik ein Unrecht wiedergutmachen will, das vergangene Jahrhunderte begangen haben. Wir wollen den Landarbeiter, jenen Bauern ohne Land, als den Nachkommen früherer bäuerlicher Besitzer, wieder zum alten väterlichen Boden zurückführen. Die Auswahl erstreckt sich nicht nur auf den Mann, sondern im gleichen Umfange auch auf die Frau, der eine ganz besondere Aufgabe durch die Führung der Hauswirtschaft und die Erziehung der Kinder zukommt. Grundsätzlich finden nur verheiratete Bewerber und von diesen besonders kinderreiche Familien bei der Siedlung Berücksichtigung.

Es ist nun kein Zufall, daß die Zahl der Nichtlandwirte unter den Neubauern von 40 v. H. im Jahre 1923 auf etwa 10 v. H. im Jahre 1934 zurückgegangen ist. Wie scharf die Kontrolle überhaupt ist, beweist der Umstand, daß zum Beispiel 1934 von 15 948 Siedlungsbewerbern nur 11 094 den Neubauernschein überhaupt erhalten haben. Man muß gerade die strenge Durchprüfung des Siedlermaterials als eine positive Leistung unserer Siedlungspolitik im Auge behalten, da die zahlenmäßige Ansiedlung in den Jahren von 1933 bis 1936, in denen 17 058 Stellen mit 73 614 Personen geschaffen worden sind, zweifellos erst ein Anfang genannt werden kann. Es bedeutet aber für die Beurteilung der kommenden Entwicklung ein günstiges Vorzeichen, wenn die sachbearbeitende Dienststelle erklären kann, daß die Zahl der Bewerber in die hohen Zehntausende geht und man von einem echten und gesunden Landhunger der ländlichen Bevölkerung auch heute noch sprechen kann. Nach den Feststellungen der Statistik stammt die Mehrzahl der Siedler aus den Ostgebieten selbst, 1934 waren es zum Beispiel 83,7 v. H. Man hat es also vorläufig weniger mit einer wieder einsetzenden West-Ostbewegung zu tun, sondern erlebt den Vorgang, daß ein in seiner Heimat wurzellos gemachtes und in seinem ursprünglichen Eigentum geschädigtes Bauernvolk langsam aber sicher auf dem Marsche ist, einer nun wirklich gesunden Reaktion zur Durchführung zu verhelfen, und, statt wie bisher auszuwandern oder abzuwandern, in der angestammten Ostheimat bleibt.

Ein zweiter grundsätzlicher Unterschied gegen die frühere Zeit ist das erfolgreiche Bestreben, den neuen Siedlerstellen einen Umfang zu geben, der eine dauernde Verwurzelung der bäuerlichen Familien nun auch wirklich sichert. Wir setzen also statt vieler von Anfang an lebensunfähiger und dahinsiechender Stellen lieber eine geringere Zahl, dafür aber auf unabsehbare Zeit gesund bestehender Wirtschaften an. Gegenüber dem Durchschnitt von 10,5 Hektar für eine mittlere Stelle von früher stehen im Jahre 1936 18,2 Hektar. Zu der Neusiedlung kommt noch die Anliegersiedlung, durch welche die in der Nähe der Siedlungsgüter gelegenen kleinen Altbetriebe mit zu knapper Landfläche die Größe einer sogenannten

Ackernahrung erhalten. Die Zahl dieser Anliegersiedlungen betrug zum Beispiel für die Jahre 1933 bis 1936 46 072, eine Zahl, die man eigentlich den neu geschaffenen Stellen zuzählen muß. Neusiedlung und Anliegersiedlung stellen wohl zwei verschiedene Wege dar, haben aber die gleiche Zielsetzung, nämlich selbständige und gesunde Bauernwirtschaften zu schaffen.

Wenn ich mich nun der Landbeschaffung zuwende, so muß ich darauf verzichten, ins einzelne zu gehen, und muß mich mit einem kurzen Überblick begnügen.

Die Durchführung der Siedlungsgestaltung liegt heute in den Händen von 37 gemeinnützigen Siedlungsunternehmungen, nachdem die nationalsozialistische Regierung auch auf diesem Gebiete ordnend, sichtend und vereinfachend durchgegriffen hat. Den Siedlungsgesellschaften sind nun verschiedene Möglichkeiten der Landbeschaffung gegeben, die aus der Zeit vor der Machtübernahme herrühren. Ganz neue Wege hat bis jetzt der nationalsozialistische Staat nicht beschritten. Am wirkungsvollsten sind noch immer die Bestimmungen des Reichssiedlungsgesetzes vom Jahre 1919, und zwar mit der Ergänzung vom 4. Januar 1935, durch die die Siedlungsgesellschaften neben der Möglichkeit, Siedlungsland in freiem Ankauf zu erwerben, folgende Rechte haben:

1. bei Grundstücken und Grundstücksteilen von 1 Hektar aufwärts ein Vorkaufsrecht auszuüben,
2. Moor- und Ödland zu enteignen,
3. von den Landlieferungsverbänden das nötige Siedlungsland anzufordern.

Diese Landlieferungsverbände sind durch den zwangsmäßigen Zusammenschluß der Großgrundbesitzer zusammengekommen, und zwar in Provinzen, in denen der Großgrundbesitz von über 100 Hektar mehr als 10 v. H. der landwirtschaftlichen gesamten Nutzfläche im Jahre 1907 besaß. Nach dem Reichssiedlungsgesetz hat er aber ein Drittel der landwirtschaftlichen Nutzfläche zu Siedlungszwecken zur Verfügung zu stellen. Damit die Landlieferungsverbände dieser Pflicht nachkommen können, stehen ihnen folgende Möglichkeiten offen:

1. Sie können größere Güter im freien Ankauf erwerben;
2. beim Verkauf solcher Güter das Vorkaufsrecht ausüben;
3. solche Güter enteignen.

Die zweite Möglichkeit, Siedlungsland zu erhalten, hängt mit der Entschuldungsaktion zusammen. Auf Grund des Schuldenregelungsgesetzes vom 1. Juni 1933, besonders auf Grund der Osthilfeverordnung vom 17. November 1932, kann auf Antrag des Schuldners zur Besiedelung geeignetes Land zwecks Ablösung der Schulden abgetreten werden.

Drittens kommt für die Landbeschaffung zur Zeit noch die Auflage zur Landabgabe für die Neubildung deutschen Bauerntums im Erbhofbildungsverfahren in Betracht.

Schließlich ist noch die Bereitstellung staatlichen Bodens aus dem Domänenbesitz zu erwähnen.

In den Jahren 1919 bis 1936 sind nun im ganzen Reich 1 700 822 Hektar Land zu Siedlungszwecken erworben worden, darunter vom Großgrundbesitz 83,8 v. H. 101 089 Hektar betrug am 1. Januar 1937 der noch verfügbare Vorrat.

Ich will mich nun nicht mit statistischen Angaben aufhalten, wie sich die Landlieferung auf die einzelnen Provinzen verteilt. Es würde sich das gleiche Bild ergeben, das wir bei Betrachtung der Siedler gewannen, nämlich, daß auch, von seiten der Landbeschaffung aus gesehen, bei der Besiedlung der Osten weitaus in erster Linie steht.

Die weitere Beschaffung von Siedlungsland auf Grund der bisherigen Gesetzgebung sieht nicht allzu rosig aus. Erschöpft ist einmal die Quelle der Osthilfe, und von der allgemeinen Schuldenregelung sind für die Siedlung keine großen Ergebnisse mehr zu erwarten. Die Landlieferungsverbände haben bis 1935 53,4 v. H. ihres Lieferungssolls erfüllt, und nicht jeder Boden — besonders nicht der sehr schwere — ist für die klein- und mittelbäuerliche Siedlung geeignet. Höfe aber mit einem Umfang von 25 bis 30 Hektar, wie sie aus betriebswirtschaftlichen Gründen der schwere Boden verlangt, erfordern von den Siedlern ein zu beträchtliches Kapital und setzen zur Bewirtschaftung eine sehr große Erfahrung voraus. Auch von den 2 Millionen Hektar Moorboden und Ödland dürfte nicht alles Land für die bäuerliche Siedlung geeignet sein. Für die allernächste Zukunft ist noch gesorgt; dann allerdings wird eine neue planvolle Lieferung von Land durchgeführt und weitere Reserven irgendwie mobilisiert werden müssen.

Ich wende mich nun kurz zur Preisgestaltung. Hierbei ist mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß jetzt die Siedlungsunternehmungen nach kaufmännischen Gesichtspunkten arbeiten, das heißt, daß sie sich selbst tragen müssen. Betrachtet man die Art und Weise, auf welche die Siedlungsgesellschaften das nötige Land erwerben, so steht zweifellos der freihändige Ankauf im Vordergrund, denn auch bei Ausübung des Vorkaufsrechtes handelt es sich um die Einschaltung in einen freihändigen Verkauf.

Es ist nun kein Geheimnis, daß im ganzen Reich, also auch im Osten, die Preise für die landwirtschaftlichen Grundstücke stark angezogen haben. Während der Durchschnittspreis der erworbenen Siedlungsfläche je Hektar 1933 669 RM. betrug, mußten im Jahre 1935 bereits 905 RM. dafür aufgewandt werden. Dies ist einmal die Folge der Bodenverknappung durch den großen Bedarf der öffentlichen Hand für Autobahnen, militärische und andere nationalpolitische Zwecke, ferner der notwendigen Herausnahme des Erbhoflandes aus dem freien Grundstücksmarkt. Dazu kommt eine selbst von den berufsmäßigen Meckerern nicht zu bestreitende Tatsache, daß sich seit 1933 die gesamte deutsche Landwirtschaft wirtschaftlich im Aufschwung befindet. Dies muß sich aber nun leider im freien Teil des Marktes auf die Bodenpreise auswirken. Hier zeigt sich übrigens die ungeheure Bedeutung

des Erbhofgesetzes. Wäre auch der erbhofgebundene Teil des deutschen Bodens in die Bodenpreisbewegung mit hineingeraten, so wäre an eine erfolgreiche Durchführung der Marktordnung zu festen Preisen überhaupt nicht mehr zu denken gewesen. Wohl können nun die Siedlungsbehörden auf Antrag der Vorkaufsberechtigten einen unangemessen hohen Preis des Bodens auf die angemessene Höhe herabsetzen, aber eine allzu große Wirkung ist hiervon nicht zu erwarten. Ebenso kann neuerdings auf Grund der Grundstücksverkehrsbekanntmachung (in der Fassung vom 26. Januar 1937) die Genehmigung eines Kaufes versagt werden, wenn der Gegenwert in einem groben Mißverhältnis zum Wert, das heißt zum Ertragswert des Grundstückes steht. Vom Standpunkt der Siedlung aus ist die Grundstücksverkehrsbekanntmachung insofern zu begrüßen, als sie auf die Bodenpreise und damit zum mindesten mittelbar auf den Landerwerb durch die Siedlungsgesellschaften einen immerhin günstigen Einfluß ausübt, insbesondere wenn eine enge Zusammenarbeit und gegenseitige Unterstützung zwischen den Genehmigungsbehörden und Siedlungsgesellschaften stattfindet. Ebenso wird dadurch, daß nach der erwähnten Bekanntmachung Nichtlandwirten die Genehmigung zum Erwerb landwirtschaftlicher Grundstücke als dem öffentlichen Interesse entgegenstehend versagt werden kann, eine Einschränkung der Bewerberzahl erreicht und damit der allgemeinen Bodenpreissteigerung entgegengewirkt.

Alle diese Maßnahmen werden aber der allmählich aufsteigenden Tendenz der deutschen Bodenpreise kaum einen nachhaltigen Widerstand entgegensetzen können. Schon jetzt stellt sich zufolge der durch die Bodenpreise bewirkten hohen Gestehungskosten der Preis für die aus dem aufgeteilten Gut entstehenden Siedlungen so hoch, daß die Ausführung der Siedlungsprojekte auf Schwierigkeiten stößt. Da nämlich mit Rücksicht auf die Lebensfähigkeit der Siedlung die von dem Neubauern aufzubringende Rente von der Siedlungsbehörde im Verein mit dem Reichsnährstand nur bis zu einer tragbaren Höhe zugewiesen wird, wirkt sich der hohe Preis der einzelnen Siedlung im vollen Umfang auf die Höhe der Anzahlung aus. Dadurch erwächst die Gefahr, daß sich für die geschaffenen Siedlungen keine Bewerber oder nur jene mit viel Geld finden. Deshalb sind die Siedlungsunternehmen von der Geldseite her genötigt, von manchem für die Neubildung deutschen Bauerntums geeigneten Siedlungsvorhaben Abstand zu nehmen. Auch die hier im beschränkten Umfange vom Reiche gewährten verlorenen Zuschüsse können diesem Mangel nicht in jedem Falle abhelfen.

Wenn also in Zukunft der Siedlung im Hinblick auf ihre gewaltige Bedeutung für Volk und Staat ein befriedigender Erfolg beschieden sein soll, so ist es notwendig, entweder radikal den Grund und Boden dem freien Markt zu entziehen, oder aber:

1. wenigstens die Landbeschaffung für Siedlungszwecke von den Zufälligkeiten des Gütermarktes zu trennen,

2. durch genügend hohe Zuschüsse den Preis der Siedlungen in einem Rahmen zu halten, der möglichst einem jeden Inhaber eines Neubauernscheines den Erwerb einer Siedlung auch erschwinglich macht,
3. mit Hilfe der obengenannten Zuschüsse die Anzahlung wegfallen zu lassen; die Laufzeit der den Siedlern gewährten Kredite dadurch erheblich zu verringern, daß diese Kredite in reine Tilgungskredite umgewandelt und damit die bisherigen Zinsanteile zur Tilgung herangezogen werden.

Erst wenn diese drei letzteren Forderungen erfüllt sind, werden sich auch die Maßnahmen, die schon heute dazu dienen, unbemittelten Neubauernbewerbern die Ansetzung zu ermöglichen, einmal wirklich auswirken können.

Eine Ostsiedlung, die auf gesunder finanzieller Grundlage beruht, wird mit allen Schwierigkeiten fertigwerden, die in der früheren Zeit die Neusiedlungen bedrohten und zum Teil sogar zerstörten. Die Betreuung der gesamten deutschen Landwirtschaft durch den Reichsnährstand, alle die Ratschläge, Maßnahmen und Unterstützungen werden sich segensreich auf die Ostsiedler und Ostsiedlungen auswirken und sie wirtschaftlich befähigen, wirkliche deutsche Bauern zu werden und auch zu bleiben. Ich erinnere hier an die vielfältigen Zuschüsse zum Silobau, zum Umbruch von Grünland und zur Umkoppelung, an die Maßnahmen zur Beschaffung des richtigen Saatgutes, Tierzuchtmaßnahmen und Milchkontrolle, an die Anregungen, sich mit gemeinsamen Kräften und gemeinsamen Mitteln den Vorteil der Maschinenanwendung zu verschaffen, zum Beispiel zur Saatgutreinigung, zum Dreschen und zum Kartoffeldämpfen usw. Je verständnisvoller der Neubauer dies anwendet, um so mehr wird er seinem Hofe und dem deutschen Volke dienen. Er wird zugleich damit den Nachweis erbringen, daß der bäuerliche Betrieb in der heutigen Zeit den Vergleich mit den großen Betrieben nicht nur nicht zu scheuen braucht, sondern ihnen vielfach überlegen ist.

Schließlich noch ein letztes Wort über Ostsiedlung und Landarbeiterfrage. Die Landarbeiternot ist infolge des Aufschwunges der gewerblichen Wirtschaft in Deutschland besonders auch für den Osten brennend geworden, und bereits müssen sich große Betriebe wieder fremdländischer Arbeitskräfte bedienen. Je mehr bäuerliche kinderreiche Betriebe im Osten wieder entstehen werden, um so weniger wird man der fremden Kräfte bedürfen, ja selbst die Zahl der erforderlichen deutschen Landarbeiter wird kleiner werden, da ja die bäuerlichen Betriebe eben vielfach Familienbetriebe sind. Der Mangel an guten Wohnungen ist bekanntlich ein Hauptgrund, der den ländlichen Arbeiter in die Stadt treibt. Ein Teil der für den Landarbeiter-Wohnungsbau erforderlichen Mittel wird daher auf weite Sicht mit dem Fortschreiten der Ostsiedlung eingespart werden können.

Sie sehen aus diesen Ausführungen, daß die Ostsiedlungsfrage keine einfache und keine kurzfristige ist. Das Wesentliche einmal scheint uns zu sein, daß wir sie in ihrer ganzen Tiefe und Breite und ihrer ganzen Vielseitigkeit erkannt haben,

nämlich daß es sich darum handelt, wieder dort anzuknüpfen, wo die Entwicklung in eine für das ganze deutsche Volk abträgliche Bahn geleitet wurde. Der deutsche Osten muß wieder das Gesicht bekommen, wie er es zur Zeit seiner früheren Kolonisation trug. Zwischen Großgrundbesitz, Bauerntum und ländlichen Hilfskräften muß das richtige Verhältnis angestrebt werden. Dazu wird eine sinngemäße Gewerbeanreicherung zu treten haben, die selbst an Ort und Stelle die Veredelung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse übernimmt. Der Osten muß wieder in einer Weise besiedelt werden, wie es sein Grenzlandcharakter verlangt, und wie es die Lebensnotwendigkeit des deutschen Volkes ebenso verlangt. Dies wird nur dann möglich sein, wenn diese Siedlung einen wirklich bäuerlichen Charakter hat.

Ich habe Ihnen offen gesagt, mit welchen Schwierigkeiten wir zu kämpfen haben. Dabei sind wir uns völlig bewußt, daß wir die für das künftige Leben des deutschen Volkes notwendige Strukturwandlung, das heißt die zahlenmäßige Stärkung des Bauerntums als des Blutquells der Nation, gar nicht auf unserem zu knappen heutigen Lebensraum lösen können. Wir wehren uns aber mit aller Entschiedenheit dagegen, aus dieser Tatsache nun den für manche sehr bequemen Schluß zu ziehen, im Bereiche der Neubildung deutschen Bauerntums nun überhaupt nichts mehr zu tun. Jede Neugewinnung von Raum für unser übervölkertes Deutschland setzt den fanatischen Siedlungswillen derjenigen voraus, die einmal das Neuland im Schweiße ihres Angesichtes für Sippe und Volk bebauen und damit erst wirklich erwerben sollen. Wie aber sollte dieser Landnahmewille im deutschen Bauerntum wachgehalten werden, wenn wir nicht den Mut und die Entschlossenheit besäßen, schon heute im eigenen Hause das lebensgesetzlich Notwendige zu tun. Dazu aber sind wir als Nationalsozialisten vom Führer verpflichtet und entschlossen!

Professor Dr. Bruno Schier, Universität Leipzig:

Die Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slawen in volkskundlicher Sicht

Als Johann Wolfgang von Goethe im Jahre 1790 mit Herzog Karl August Schlesien bereiste, schrieb er am 4. September in das Fremdenbuch der Friedrichsgrube zu Tarnowitz einen Vierzeiler, der mit den Worten beginnt: „Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches ..." Er wollte damit den deutschen Bergleuten Anerkennung für ihr treues Ausharren auf einem weit vorgeschobenen Posten zollen; in Wirklichkeit aber verstärkten diese Worte das Vorurteil, welches im Innern des Reiches gegenüber der angeblichen Kulturarmut des deutschen Ostens bestand. Diese mangelnde Wertschätzung eines sehr wesentlichen Teiles unseres Volksbodens äußerte sich auch in der stiefmütterlichen Betreuung seiner wissenschaftlichen Belange. Und doch stellen wenige deutsche Landschaften dem Forscher reizvollere, aber auch schwierigere Aufgaben als dieser Raum. Wenn er seinen Gegenstand weit und tief genug faßt, dann kann sich hier besonders dem Volkskundler ein erhebendes Bild von der Strahlkraft deutscher Volkskultur erschließen, und er wird gerade vom ostdeutschen Boden aus einen entscheidenden Beitrag zur geistigen Wehrhaftmachung des deutschen Volkes leisten können.

Eine Volkskunde, welche dieser hohen Aufgabe gerecht werden will, darf sich aber nicht in Notizenkrämerei und Kantönligeist erschöpfen, sondern sie muß den Mut aufbringen, große, entscheidende Linien durch die Mannigfaltigkeit des Gegebenen zu ziehen; sie darf ihre Fragestellung aber auch nicht auf die Zweischichtenlehre beschränken, sondern sie muß jenem Vorgang Rechnung tragen, der das Antlitz der ostdeutschen Grenzlande geprägt hat, der kulturellen Auseinandersetzung zwischen Germanen und Slawen. Gegenüber der Lehre von einem die Völker des Abendlandes durchziehenden Gegensatz zwischen Ober- und Unterschicht gehen wir von der lebensvollen Wirklichkeit volkhafter Kulturen aus, in denen die blut- und bodengebundenen Anlagen der wurzelecht gebliebenen Völker ihre artgemäße Ausprägung gefunden haben. Hauptaufgabe einer solchen Betrachtung ist daher nicht das Wechselspiel zwischen Ober- und Unterschicht, sondern der Nachweis jener völkischen Kräfte, die im Kulturaufbau einer Landschaft tätig sind. Kein Volk der Erde hat seine Kultur ohne Mitwirkung fremder Einflüsse geschaffen, und gerade Deutschland, das Herzstück Europas, wäre den Einwirkungen aus West und Ost, aus Süd und Nord erlegen, wenn seine Bewohner in ihrem germanischen Grundstock nicht eine unerhörte Kraft zur Einschmelzung von Gegensätzen und zur Umprägung des Fremden besäßen. Dank dieser germanischen Mitgift aber konnte das deutsche Volk nicht nur sich selbst eine artgemäße Kultur begründen, sondern darüber hinaus allen Nachbarvölkern wertvolle Aufbaukräfte zur Verfügung stellen.

Die Auseinandersetzung zwischen Germanen und Slawen ist erst vor wenigen Jahrzehnten in den Gesichtskreis der Forschung getreten; und doch scheint sie uns

nicht minder bedeutsam als die vielerforschte Berührung von Germanen und Römern zu sein. Hatte sie doch nichts Geringeres als die Ausweitung der abendländischen Welt auf die weiten Ebenen Osteuropas zur Folge. Ja, man darf sagen, daß erst diese Auseinandersetzung den Osten unseres Erdteiles aus einem Vorfelde Asiens zu einem Gebiete europäischer Möglichkeiten werden ließ. Der Schauplatz dieses Vorganges von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung ist zunächst das östliche Mitteleuropa, d. h. also jene zwischeneuropäische Zone, welche von Riga bis Triest führt und zahlreichen kleinen Völkern zur Heimat wurde. Trotz seines großen Völker- und Sprachengemisches und seiner starken politischen Spannungen ist dieses Gebiet durch eine auffallende Einheitlichkeit seines kulturellen Aufbaues gekennzeichnet, die in der machtvollen Einwirkung des deutschen Kultureinflusses begründet ist. Im Strahlungsbereich der deutschen Volkskultur gelegen, wurde dieser Raum mit germanisch-deutschen Kulturelementen so innig durchtränkt, daß er heute als deutscher Kulturboden bezeichnet werden muß.

I.

Der deutsche Einfluß auf das östliche Mitteleuropa wird nicht erst seit dem Beginn der deutschen Ostsiedlung wirksam, sondern er besitzt in der Zeit der ersten germanisch-slawischen Berührungen eine sichere Grundlage. Die Slawen, welche seit dem 12. Jahrhundert in den Gesichtskreis unserer Ostsiedler treten, waren nicht mehr die unberührten Kinder des Ostens, sondern sie hatten in germanischer Schule bereits sehr viel gelernt. Lange vor der Zeitenwende setzten die ersten sprachlichen und sachlichen Berührungen zwischen Germanen und Slawen ein, und mit Beginn der deutschen Ostsiedlung konnte man bereits auf zwei große Perioden germanisch-slawischer Lehnbeziehungen zurückblicken. Die erste Periode umschließt die Einwirkung der ostgermanischen Kultur; sie vollzieht sich zum größten Teil in der Zeit des altslawischen Zusammenlebens und hat daher auch die im 5. bis 6. Jahrhundert abwandernden Südslawen erfaßt. Dieser ostgermanische Einfluß umspannt alle Bereiche der geistigen und sachlichen Kultur. Bei ihrem Eintritt in die Geschichte mangelte es den Slawen an einer festen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, aber auch an Persönlichkeiten von starker staatenbildender Kraft. Wie der erste Staat auf slawischem Boden durch den Franken Samo in Böhmen begründet wurde, so stammen auch die meisten slawischen Bezeichnungen im Bereiche der staatlichen Gewalt und des Heerwesens aus dem Germanischen. Doch es kann hier nicht von dem Übergang des germanischen kuningaz zu slawisch kъnęzь „Fürst", gotisch gastifaths zu slawisch gospodь „Herr", von germanisch waldan zu slawisch vladiti „herrschen" oder den zahlreichen germanischen Lehnwörtern im Bereiche der Waffenkultur die Rede sein, sondern wir haben ausschließlich der volkskundlichen Tatsachen zu gedenken, unter denen der Siedlung und dem Hause eine besondere Bedeutung zukommt.

Die Urform des nord- und osteuropäischen Wohnbaues ist das Vorhallenhaus, bei welchem dem geschlossenen Einraum auf der Giebelseite eine offene Vorlaube

vorgelagert wird. Das Vorhallenhaus ist ein an nordisches Klima gebundener Baugedanke, der in der jüngeren Steinzeit Mitteleuropas erstmalig nachweisbar ist, durch nordisch-indogermanische Ströme an das Ägäische Meer gelangte und hier zur Grundlage der klassischen Architektur wurde. Heute sind Skandinavien, das östliche Mitteleuropa und die Alpenländer als ein großes Verbreitungsgebiet des Vorlaubenhauses zu betrachten, das hier neben seinem Abkömmling, dem Wohnspeicherhaus, geschlossen auftritt. Die Ausgrabungen von Buch bei Berlin und auf der sogenannten Römerschanze bei Potsdam deuten darauf hin, daß die Vorhalle bereits im ersten vorchristlichen Jahrtausend im heutigen Ostdeutschland üblich war, und die Funde von Carolath in Niederschlesien und anderen ostdeutschen Gebieten erweisen, daß das Vorhallenhaus auch den Ostgermanen zukam. Den Slawen aber blieb die Vorhalle bis zur Abwanderung ihres südlichen Volkszweiges unbekannt, denn ihre Bezeichnungen síň und pritvor sind auf die West- und Ostslawen beschränkt. Erst unter ostgermanischem Einfluß gehen sie zur Ausbildung der Giebellaube über, die aber nach Aussage der Grundbedeutung von sěni (altslaw. sěnь umbra) und pritvorъ (litauisch tvorà „Bretterzaun") sowie heutiger Bauten aus dem Gebiete von Nižegorod noch sehr lange ein flüchtiger Zubau bleibt. Das unter ostgermanischem Einfluß entstandene Vorhallenhaus der Slawen bildet die Grundlage für das osteuropäische Wohnspeicherhaus, zu dem die Slawen seit dem Beginn der deutschen Ostsiedlung nach dem Vorbild des deutschen Wohnstallhauses übergehen.

Aber noch eine zweite Voraussetzung dieses Wohnspeicherhauses geht auf ostgermanischen Einfluß zurück: die Ausbildung eines selbständigen Stallgebäudes. Bei den Slawen übernachtete und überwinterte das Vieh teils in offenen Hürden, teils aber auch in dem menschlichen Wohnraum selbst. So war noch im Ausgang des 19. Jahrhunderts in dem weißrussischen Gebiete von Minsk üblich, das Vieh im Sommer wie im Winter in umpfählten Hürden zu halten; andererseits sind uns die Salaschen der Kopanitscharen, die Savardaken der Serben und die Wohnstallhütten in der Umgebung von Krakau ein Beleg dafür, daß auch die Slawen ursprünglich Menschen und Tiere in einem einzigen Raum unterbrachten. Die Anfänge des Brauches, für das Vieh ein eigenes, abgeschlossenes Stallgebäude zu errichten, gehen auf ostgermanischen Einfluß zurück; dies kann man aus der gemeinslawischen Bezeichnung für Stall chlevъ erschließen, das aus dem gotischen hlaiw entlehnt ist. Durch die Übernahme des selbständigen Stallgebäudes der Ostgermanen konnten sich die slawischen Nachbarstämme einen weiten kulturellen und wirtschaftlichen Vorsprung vor jenen Teilen ihres Volkes sichern, die beim Wohnstallhause oder der offenen Viehhürde verharrten.

Auch der dritte Bestandteil des osteuropäischen Wohnspeicherhauses, der Gaden, geht auf ostgermanischen Einfluß zurück. Die Notwendigkeit, größere Ernteerträge für einen längeren Zeitraum aufzubewahren, ist sicher so allgemein, daß man in ihr einen menschlichen Elementargedanken erkennen muß. Der Ausbau des

Speichers zum Schlaf- und Wohnraum, zur Guten Stube und zum Wehrturm des Gehöftes ist jedoch als Verdienst der Nord- und Ostgermanen zu betrachten. Sprachliche und sachliche Erwägungen lassen den Schluß zu, daß das baltisch-slawische Speicherwesen unter germanischem Einfluß zu einer ähnlichen Vielseitigkeit ausgestaltet wurde. Die finnischen Speichernamen kammio, puodi und luchti sind aus den altnordischen Bezeichnungen skemma (aus skamjo), bod und loft entlehnt, und das russische šolnuš ist aus dem altnordischen Speichernamen svefnhus hervorgegangen. Daß bei dieser Umbildung ostgermanischer Einfluß stark beteiligt war, lassen die Ausgrabungen von Obliwitz und Buderose vermuten, welche jungbronzezeitliche Speicherurnen zutage förderten. Zu besonderer Blüte sollte das auf ostgermanischer Grundlage beruhende Speicherwesen der Slawen freilich erst unter ostdeutschem Einfluß gelangen.

Aber nicht nur in diesen entscheidenden Fragen der Grundrißgestaltung, sondern auch in den Kleinformen des häuslichen Lebens ist mit ostgermanisch-slawischen Lehnbeziehungen zu rechnen. Die ältere Volkskultur des östlichen Mitteleuropa durchzieht der große Gegensatz der Kufen- und der Hängewiege, von denen die erste als westgermanisch-deutsch, die letzte als nordgermanisch-ostgermanisch-slawisch zu bezeichnen ist. Die seltsame Übereinstimmung, welche die Verbreitung der Hängewiege zu den Wander- und Siedelgebieten der Nord- und Ostgermanen besitzt, läßt die Vermutung aufkommen, daß hier ostgermanische Kulturvermittlung mitgewirkt hat. Das Verbreitungsgebiet der Hängewiege erfüllen auch zwei altertümliche Einrichtungen der Kienspanbeleuchtung: der tönerne Kienspanhalter in der Gestalt eines Menschenkopfes und der Rauchtrichter liehe. In Skandinavien, dem östlichen Mitteleuropa und den Alpenländern finden als Kienspanhalter fratzenartige Tonköpfe Verwendung (Abb. 12), die nicht nur übereinstimmende Formen, sondern zum Teil auch verwandte Namen tragen: es seien nur die norwegischen Ausdrücke kallhovde „Kerlshaupt", omnkall „Ofenkerl" und die deutschen Bezeichnungen „Gähnmaul", „Maulauf" und „Gähnaffe" genannt. Auch im Bau und in der Bezeichnung des trichterförmigen Rauchabzuges läßt sich eine auffallende Übereinstimmung von den skandinavischen ljore über die kärntische liehe und die slowenische leva bis zu der Egerländer leïn feststellen. Schließlich werden sich auch im Bereiche der Tracht bei genaueren Untersuchungen gewisse nordgermanisch-ostgermanisch-slawische Übereinstimmungen nachweisen lassen. Einen Anfang dazu hat Josef Hanika mit der Feststellung gemacht, daß ein mit klingenden Metallplättchen versehener Stirnreif der Egerländer Braut in verwandten Formen auch für Altenburg, die Lausitz, Pommern, das Baltikum und Skandinavien belegt ist; für die Slawen wurde ein Stirnschmuck dieser Art bereits in einem Grab der letzten Heidenzeit aus der Gegend von Poltawa nachgewiesen. Noch heute bezeichnen die Tschechen mit dem jungen Lehnwort pentlík ein „Stirn- und Haarband", die Hannaken in Mähren mit pantlík eine „hohe, goldstrotzende Brautkrone".

Nicht nur auf diesem durch vorgeschichtliche Funde zu erhärtenden Gebiete der Sachkultur, sondern auch im Bereiche der geistigen Volkskunde lassen sich mehrere nach Skandinavien deutende Kulturrückstände der Ostgermanen im östlichen Mitteleuropa feststellen. Antti Aarne hat gezeigt, daß das Volksrätsel von der Kuh, welches bereits in der Heidrekſaga überliefert wird, nicht nur in Skandinavien und Finnland, sondern auch im Baltikum, in Ostdeutschland bei den Westslawen und in den Alpenländern anzutreffen ist; es kommt also einem Gebiete zu, an dessen Kulturaufbau die Ostgermanen stark beteiligt sind. Auch die Ausbreitung der Sage vom Schrätel- und Wasserbären reicht in die Zeit der ostgermanischen Wanderungen zurück. Sie ist mit 128 Belegen in Dänemark, Schweden und Norwegen, in Finnland und im Baltikum, bei den Westslawen und in Ostdeutschland von der Ostsee bis nach Kärnten vertreten. Westlich des Limes Sorabicus liegt kein Sagenbeleg, der sich nicht durch Tatsachen der Vorbesiedlung einwandfrei erklären ließe. Die Grundzüge der Schrätelsage werden im Zeitalter der nordgermanisch-ostgermanischen Kulturgemeinschaft geprägt und über Skandinavien, Finnland und das Baltikum ausgebreitet. Im östlichen Mitteleuropa wird die Sage von ostgermanischen Stämmen auf die Slawen übertragen und mit anderen ostgermanischen Merkmalen in die Westalpen und ihr nördliches Vorland verpflanzt. In einem für das ostdeutsche Kulturwerden kennzeichnenden Austauschvorgang kehrt die ostgermanische Sage von den Slawen zu den westgermanisch-deutschen Ostsiedlern zurück, bei denen sie eine vollendete künstlerische Gestaltung in der mittelhochdeutschen Verserzählung vom Schrätel und Wasserbären des Heinrich von Freiberg empfängt.

Wie die Schrätelsage zeigt, gelangten die ostgermanischen Kulturspuren des östlichen Mitteleuropa vielfach durch slawische Vermittlung an die ostdeutschen Siedler zurück. Auf sprachlichem Gebiet kann man dafür auf den Übergang des Stammesnamens der ostgermanischen Silingen über altslawisch Slęzъ zu deutsch Schlesien hinweisen, oder man könnte daran erinnern, daß der hinterpommersche Ortsname Bergensin über Bargędzino aus einem ostgermanischen Namen mit dem Bestimmungswort Burgund — entstanden sein muß. Ebenso wie sich der Stammesname der Burgunder in Ostfrankreich als Bourguignon, Bourgoin, Bourgon in romanisierter Form erhalten hat, lebt er nach Vasmer auf ostdeutsch-westslawischem Boden in slawischem Kleide als Bargenda, Barganda, Bergander, Begander usw. fort, die insgesamt aus einem slawischen Mittelglied Bargęda, Bargąda hervorgegangen sind. Diese und viele anderen Einzelheiten deuten darauf hin, daß sich die slawische Volkskultur im östlichen Mitteleuropa auf einer breiten ostgermanischen Grundlage aufbaut. Die Slawen nahmen so viel Bestandteile der ostgermanischen Volkskultur in sich auf, daß z. B. im Gebiete der Alpenländer, wo sich die Ostgermanenreste länger in geschlossenen Verbänden halten konnten, der ostgermanische und slawische Kulturanteil nur schwer zu trennen sind. Jedenfalls entstand zwischen dem alten Limes Sorabicus und der heutigen

Ostgrenze des deutschen Kulturbodens ein breiter Gürtel weftöstlicher Mischformen, der diesen ersten Berührungen zwischen Ostgermanen und Slawen sein Dasein verdankt und seine östlichen Bestandteile erst seit der ostdeutschen Siedelzeit gegen westgermanisch-deutsche einzutauschen beginnt.

II.

Dieser großen ostdeutschen Siedelbewegung geht als zweite tragende Schicht im Kulturaufbau des östlichen Mitteleuropa die Periode der westgermanisch-slawischen Kulturbeziehungen voraus. Nach der allmählichen Einschmelzung der im Ostraum verbliebenen Ostgermanenreste folgt für die Slawen eine Zeit der stärksten Westbewegung, die schließlich an dem Limes Sorabicus Karls des Großen zum Stillstande kommt. Abgesehen von zahlreichen slawischen Ortsnamen, die freilich in ihrer Beweiskraft für die slawische Siedlungsdichte in Ostelbien meist überschätzt werden, sind Name und Einrichtung der niederdeutschen Dönse, sowie die Ausbreitung der Waldbienenzucht und der Klotzbeute als Zeugen jenes weitesten Vorstoßes der Westslawen zu betrachten. In der aus indogermanischer Zeit ererbten Bienenzucht waren die Westgermanen auf den Getreide-

böden Nieder- und Mitteldeutschlands frühzeitig zum Gebrauche der Strohbeuten übergegangen, die nach Ludwig Armbruster noch heute als niederrheinische und niedersächsische Stülper, als alemannische Rümpfe und hessische Kugelstülper üblich sind. Die Slawen dagegen brachten aus dem waldreichen Osten Europas die Waldbienenzucht mit, bei der zunächst lebende Bäume und später ausgehöhlte Baumstümpfe, die sognannten Klotzbeuten, den Bienen zur Wohnung dienten. Mit den Slawen zugleich breitete sich diese Wirtschaftsform im gesamten ostelbischen Raum aus und erwies auch nach dem Beginn der deutschen Wiederbesiedlung ihre Brauchbarkeit für waldreiche Gegenden. Die Vorposten der Klotzbeute stehen noch heute in Ostfranken, Ostthüringen und im Vogtland (Abb. 11), wo sie vereinzelt durch die germanisch-deutsche Vorliebe für Bildnereien figural ausgeschnitzt wurden. Seit dem späteren Mittelalter aber ist die westgermanisch-deutsche Strohbeute in steter Ausbreitung nach Osten begriffen. Wie das Beispiel der nordböhmischen und der thüringischen Strohwalzen lehrt, wird zunächst die Form der östlichen Klotzbeute im Strohgeflecht nachgeahmt, bis schließlich auch die westgermanische Korbform übernommen wird. Heute hat sich die Strohbeute nicht nur den größten Teil Ostelbiens und Österreichs zurückerobert, sondern ist darüber hinaus tief nach Polen und Ungarn vorgedrungen.

Eine ähnliche Entwicklung wie die Klotzbeute hat die Dönse, der Warmraum des niederdeutschen Hauses, genommen. Die westgermanischen Bewohner Niederdeutschlands verfügten ursprünglich über eine einzige Feuerstätte, den offenen Herd, der gleichzeitig zur Bereitung der Speisen und zur Erwärmung der weiten Halle dienen mußte. Die Nordgermanen, Ostgermanen und Slawen dagegen waren aus klimatischen Gründen frühzeitig zur Verwendung der geschlossenen Feuerstätte, des Ofens, gelangt. Um diesen Rauchofen als Keimzelle entwickelte sich in den Höfen der slawischen Adeligen frühzeitig ein geschlossener Wohn- und Versammlungsraum, der den Namen dvornica „Hofstube" führte. Da es der reinen Herdkultur der Westgermanen zunächst an bodenständigen Ansatzpunkten zur Ausbildung eines Ofenraumes gebrach, fand diese Einrichtung der Westslawen in die Höfe des westgermanischen Adels Aufnahme und breitete sich unter der eingedeutschten Bezeichnung „Dönse" auch über die Bauernhäuser aus. Durch den gewaltigen Nord-Ostzug, welchen die aus ostgermanischen Grundlagen erwachsene Stube Oberdeutschlands im Gefolge der deutschen Ostsiedlung antrat, wurde jedoch das niederdeutsche Dönsegebiet bald vom slawischen Osten abgeriegelt. Die Karte Peßlers läßt deutlich erkennen, daß der Ausdruck Dönse einem Schrumpfgebiet angehört, das durch die kulturreichere Stube Oberdeutschlands von allen Seiten angenagt wird und bald bis auf vereinzelte Stützpunkte ganz geschwunden sein dürfte.

Im übrigen aber sind die Slawen auch im Zeitalter der westgermanisch-slawischen Kulturbeziehungen durchaus der empfangende Teil. Bereits in vorkolonisatorischer Zeit gewinnen westgermanisch-deutsche Kaufleute, Geistliche, Heer-

führer und Könige in zunehmendem Maße auf die Westslawen Einfluß, und darüber hinaus beginnt vor allem die Wirtschaftsweise des deutschen Bauern auf sie einzuwirken. Die Slawen brachten aus ihrer kleinrussischen Heimat die Kenntnis einer primitiven Harfen- und Dörrhauswirtschaft mit, welche auf großrussischem Boden unter nordgermanischem Einfluß zahlreiche Verbesserungen erfuhr. Als weitaus geeigneter für das Klima Mitteleuropas erwies sich die Scheunenwirtschaft, die bereits Pytheas als ein Merkmal des deutschen Nordwestens bezeichnet. Sie wird von ihren westgermanischen Erfindern stufenweise auf die Westslawen übertragen. Nach der Abwanderung der späteren Südslawen gaben die nach Westen vordringenden Slawenstämme die altslawische Harfe, ein primitives Trockengestell zur Schoberung von Heu und Getreide, auf und übernahmen als einen Vorboten der Scheune die westgermanische „Heu-" oder „Kornberge", welche durch ein zwischen vier Pfosten verschiebbares, kegelförmiges Dach gekennzeichnet ist. Gleichzeitig mit der Sache wird die althochdeutsche Bezeichnung berk, bark übernommen und zu tschechisch brah, polnisch brog, ruthenisch oborih, wendisch brožnja umgestaltet; auf Grund der durchgeführten Liquidenmetathese muß diese Entlehnung vor 800 erfolgt sein. Sie findet ihr Gegenstück in der Übernahme der altnordischen Heuberge durch die Großrussen, welche ihren altnordischen Namen hjelm lautgerecht zu šelom umbilden. Aus dem westböhmischen Ortsnamen Bergles und seiner alttschechischen Übersetzung Bražec („Berglein") muß man schließen, daß diese altertümliche Form der Getreidespeicherung noch im Mittelalter in ganz Böhmen üblich war; heute hat sie sich, wenn man von den ingwäonischen Restbeständen entlang der Nordseeküste absieht, nach der Slowakei, Galizien und den ostdeutschen Sprachinseln zurückgezogen.

Auf der zweiten Entwicklungsstufe übernehmen die Slawen die westgermanische Scheune selbst, welche durch die Zusammenfassung von Tenne und Garbenspeicher unter einem gemeinsamen Dach gekennzeichnet ist. Ihren sprachlichen Niederschlag findet diese Übernahme in der Entlehnung des althochdeutschen stadal „Stadel", das im Tschechischen zu stodola umgeformt wird; im Slowenischen kehrt das althochdeutsche scugina „Scheune" als skedínj wieder. Die Slawen führten das neue Wirtschaftsgebäude zunächst in ihrer altheimischen Flechtwerktechnik mit Sochadach aus; dadurch gelangten sie notwendig zu runden oder ovalen Grundrißbildungen, die noch heute bei osteuropäischen Scheunen weitaus vorherrschen. Die Sechseck- und Achteckscheunen des ostdeutsch-westslawischen Grenzraumes stellen die Umsetzung der ovalen Flechtwerkscheune in den vornehmeren Baustoff des Blockwerkes dar, das in der Zeit des altslawischen Zusammenlebens noch unbekannt war und erst im Zeitalter der westgermanisch-slawischen Kulturbeziehungen ausgebildet wurde. Über diese wenigen Beispiele hinaus ließen sich noch zahlreiche Kulturmerkmale der Slawen anführen, welche in diesem Zeitraum ihren Ursprung nehmen.

Jedenfalls fand der im 12. Jahrhundert einsetzende Einfluß der ostdeutschen Siedler eine slawische Volkskultur vor, die bereits von einer starken ostgermanischen und einer nicht minder bedeutsamen westgermanischen Schicht durchsetzt war. Daraus erklärt sich einerseits die Tatsache, daß der ostdeutsche Einfluß in kurzer Zeit überraschend groß werden konnte, und andererseits die Merkwürdigkeit, daß viele Einzelheiten, z. B. die ostdeutsch-westslawischen Speicher und Holzkirchen, bald für die deutsche, bald für die slawische Kultur in Anspruch genommen wurden. In Wirklichkeit nehmen drei Völker, Zeiten und Kulturen, nämlich Germanen, Slawen und Deutsche, an ihrer Ausbildung hervorragenden Anteil. Von diesen Einwirkungen ist der ostdeutsche Beitrag, der im Zeitalter der deutschen Ostsiedlung beginnt und bis zur Gegenwart reicht, am größten und am leichtesten faßbar; ihm wollen wir nunmehr unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

III.

Die deutsche Ostsiedlung, welcher nahezu drei Fünftel des deutschen Volksbodens ihre Entstehung verdanken, ist nicht nur die größte Leistung des deutschen Mittelalters, sondern das gewaltigste Kolonisationswerk unseres Erdteiles überhaupt. Alle Stämme und Stände unseres Volkes vereinigten sich, um der deutschen Kultur in zwei großen Siedelzeiten weite Flächen der ostgermanischen Wander- und Siedlungsgebiete zurückzugewinnen. In einem elementaren Überschäumen der Volkskraft schwärmten immer wieder neue Scharen nach dem Osten aus und durchsetzten den siedlungsarmen Raum mit einer unübersehbaren Zahl kleiner Deutschtumsinseln. In Ostelbien, der Ostmark und den Randgebieten der Sudetenländer vergrößerten sich diese Sprachinseln durch eigenen Ausbau und durch neuen Zustrom aus der Heimat immer mehr, so daß sie bereits im 14. Jahrhundert zu einem geschlossenen deutschen Sprachgebiet zusammenflossen. Diesem geschlossenen Volksboden blieb jedoch im Osten ein breiter Gürtel deutscher Sprachinseln vorgelagert, den man in seiner Gesamtheit als unausgereiftes Kolonialland bezeichnen muß. Hier hat die Siedelkraft des deutschen Volkes nicht ausgereicht, um die Lücken zwischen den Deutschtumsinseln zu schließen. Sie ragen noch heute als Zeugen eines gestörten Wachstumsvorganges und als Mahnmale einer unvollendeten Ostgrenze aus dem slawischen Meere empor.

Die volkskundliche Bedeutung der ostdeutschen Sprachinseln beruht darin, daß sie uns alte Stufen der kulturellen Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slawen bewahrt haben. Was sich hier noch heute vor unseren Augen abspielt, hat einst den Hauptinhalt der kulturellen Wiedergewinnung Ostelbiens gebildet. Die Sprachinseln erweisen sich als Kulturherde von außerordentlicher Strahlkraft, welche die kulturelle Mitgift ihrer Heimat freigiebig in das Umland ausstreuen. Die Zugehörigkeit zum Deutschtum ermöglicht es ihnen, alle Neuerungen der Heimat leichter als der Slawe zu verstehen, sie rascher zu übernehmen und in einer landgerechten Form an den slawischen Nachbarn weiterzugeben. Über die Sprachinseln führt der Weg, den die deutsche Kultur nach dem Osten genommen hat.

Da das ostdeutsche Vorfeld durch ein Meer von Sprachinseln gebildet wird, ist die Oberfläche des deutschen Volks- und Kulturkörpers mehr als verzehnfacht worden. Die Berührungen zwischen Deutschen und Slawen müssen sich nicht entlang einer mathematischen Linie vollziehen, sondern sie sind aufgespalten in einen viele tausend Quadratkilometer umfassenden Durchdringungsraum, in dem eine Beeinflussung bis in die feinsten Verästelungen des Arbeits- und Kulturlebens möglich ist. Nimmt man dazu noch die Tatsache, daß die Sprachinseln der früheren Jahrhunderte jene der Gegenwart um ein Vielfaches an Zahl und Größe übertrafen, so wird uns die unerhörte Eindringlichkeit begreiflich, mit der die deutsche Volkskultur das Vorfeld des deutschen Ostens gestaltet hat.

Der deutsche Einfluß im Osten umfängt alle Gebiete der sachlichen und geistigen Volkskultur; besonders tief greift er in die Gestaltung des Landschaftsbildes ein, das unter seiner Einwirkung deutsches Gepräge annimmt. Von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung der Flurverfassung ist das Ackergerät. Die Slawen bedienten sich in vor- und frühgeschichtlicher Zeit und zum Teil bis an die Schwelle der Gegenwart ausschließlich des Hakens, der weder mit Schar, noch mit Streichbrett ausgestattet war, sondern nur einen keilförmigen Fortsatz zur Lockerung des Erdbodens besaß. Mit dem Haken konnte der Boden nur oberflächlich geritzt werden; es entstanden Erdrinnen, zwischen denen breite Grate festen Erdreiches stehenblieben. Erst durch Querpflügen, d. h. indem man das Landstück senkrecht zur alten Furchenrichtung neuerlich beackerte, wurde ein hinreichend gelockerter Feldboden erzielt. Diese Notwendigkeit des Querpflügens schneidet tief in die Gestaltung des Flurbildes ein; sie läßt für alle Verbreitungsgebiete des Hakens die Anwendung quadratischer und rechteckiger Felder ratsam erscheinen. Der slawische Volksboden war daher ursprünglich durch die Vorherrschaft blockförmiger Fluren gekennzeichnet. Wie die Ausgrabungen von Walle beweisen, reicht im nordischen Kulturkreis der Pflug mit Krümel bis in die jüngere Steinzeit zurück; lange vor den ersten Berührungen mit den Römern war den Germanen der Pflug mit Sech, Schar und Streichbrett bekannt, bei dem das Sech den Ackerboden anschneidet, die Schar die Erdscholle aushebt und das Streichbrett sie zur Seite wirft und zerkrümelt. Vermöge dieser technischen Ausstattung zieht der germanische Räderpflug tiefe und breite Furchen, die das Querpflügen überflüssig machen; wohl aber erscheint es zur Verringerung der toten Anwände vorteilhaft, lange Ackerstreifen in einem Zuge zu bearbeiten. Das Flurbild Innerdeutschlands ist daher vorwiegend durch lange, schmale Ackerbeete gekennzeichnet. Dieser deutsche Pflug wird mit seinem Namen zugleich (altslawisch plugъ) von den Westslawen entlehnt und hat eine tiefgreifende Umgestaltung der slawischen Fluren ausgelöst.

Abgesehen von der zunehmenden Ausbreitung der Furchenzüge in Gestalt umgekehrter S-Schlingen, welche in der Lagerung des Streichbrettes begründet ist, war mit der Einführung des deutschen Pfluges auch die allmähliche Umwandlung der Blockfluren zu Streifen- und Gewannfluren verbunden. Auf der ersten Stufe

dieses Vorganges bleiben Blockfluren und Streifenfluren noch getrennt nebeneinander bestehen. Auf der zweiten Stufe erfolgt die Verpflügung der blockförmigen Flurteile und der Übergang zur Gewannverfassung, nur fehlte meist noch die anteilig genaue Besitzgliederung in den einzelnen Gewannabschnitten, die ein Merkmal der binnendeutschen Flureinteilung war. Diese wurde schließlich auf der dritten Stufe durchgeführt und gleichzeitig damit die deutsche Einrichtung der Hufe übernommen. Da das mittelhochdeutsche Wort lêhen, das in Franken, Thüringen und Obersachsen auch den Fluranteil des Bauern bezeichnet, in der Gestalt lanъ zur slawischen Bezeichnung der Hufe wurde, muß man annehmen, daß auch die rechtliche Ausstattung des slawischen Hufenbegriffes nach dem Vorbild der deutschen Gewannverfassung erfolgt ist. Im übrigen aber fand der Ausdruck lanъ frühzeitig auf den geschlossenen Fluranteil der Waldhufe und Königshufe Anwendung, wie etwa der im 13. Jahrhundert geprägte Ortsname Priedlanz (aus altslawisch pried lance „Vor der Hufe") lehrt. Dieses nordböhmische Dorf zeigt überhaupt, welche gewaltigen flurmäßigen Wandlungen die Einsiedlung eines deutschen Ritters in einem slawischen Weiler hervorbringen konnte. In der späteren Zeit erfolgte die Umgestaltung der altslawischen Blockfluren zu deutschen Gewannfluren so gründlich, daß meist nur der Name an die slawische Keimzelle des Dorfes erinnert.

Als rein deutsche Schöpfungen sind die Marschhufen- und Waldhufenfluren zu betrachten, in denen durch die starke Betonung des Prinzips der Einzelwirtschaft auf einem geschlossenen Fluranteil eine ideale Siedlungsform für Gründungen aus wilder Wurzel gefunden war. Die hervorragende Eignung des Waldhufendorfes für die Besiedlung der Mittelgebirgstäler brachte es mit sich, daß diese seit karolingischer Zeit entwickelte und im 12., 13. Jahrhundert nach Osten vorgetragene Flurform auch von Tschechen, Slowaken, Polen und Ungarn übernommen und vielfach angewandt wurde. Dem deutschen Streben nach Ordnung und Klarheit wurden auch die slawischen Dorfformen unterworfen, die ursprünglich weiler-, rundlings- und straßendorfartige Gebilde waren. Während das Straßendorf zu den beliebtesten Siedlungsformen Osteuropas gehört, ist das Runddorf auf den deutsch-slawischen Grenzraum beschränkt. Wir haben in ihm die unter dem Eindruck der deutschen Ostkolonisation geschaffene Dorfform der slawischen Grenzlandsiedlung zu erkennen, deren sich auch der ostdeutsche Siedler bei der Neuanlage von Dörfern gern bediente. Mit den rundlichen Siedelgebilden der alten Slawen haben diese mächtigen Runddörfer der kolonialen Blütezeit nur sehr wenig zu tun (vgl. Flurplan Lipnice). In der Gliederung der Flur sind sie zu der deutschen Gewann- oder Waldhufenverfassung übergegangen, und auch im Aufbau der Dorfgemeinschaft, wie in der Giebelstellung der Gehöfte befolgen sie deutschen Brauch. Dieser deutsche Einfluß geht weit über die deutsche Sprachgrenze hinaus. Die gesamten Sudetenländer und mehr als die Hälfte Polens sind mit Dörfern erfüllt, denen deutscher Ordnungssinn zum Vorbilde diente. Das Siedlungs- und

Lipnice bei Pilsen (1838)

Unter deutschem Einfluß entstandenes Runddorf der Tschechen mit deutschen Radialwaldhufen

Flurbild des westslawischen Volksbodens hat in überwiegendem Maße germanisch-deutsche Züge angenommen.

Ein besonders feinfühliger Gradmesser der deutsch-slawischen Kulturbeziehungen ist das Bauernhaus, in dem sich das westöstliche Kulturgefälle mit außerordentlicher Klarheit spiegelt. Vor allem bei einer Sonderbetrachtung seiner einzelnen Bauteile wird uns die Ostbewegung des deutschen Hauses in ihrer Bedeutung für die

Ausweitung des deutschen Kulturbodens bewußt. Bereits das Dach läßt nach Aufbau, Form und Bedeckung die Größe des deutschen Einflusses erkennen. Der slawische Osten Europas war einst von primitiven Dachgerüsten aus der Familie der Rofendächer erfüllt; diese alteuropäische Dachkonstruktion wird seit Beginn der deutschen Ostsiedlung in zahlreichen Übergangsformen von dem westgermanisch-deutschen Sparrendach abgelöst, und gleichzeitig mit ihm ziehen die deutschen Lehnwörter hambalek aus „Hahnenbalken" und bant, bunt aus „Band", „Bund" nach dem Osten. Ein Querschnitt durch die Tschechoslowakei, der einem Querschnitt durch den Kulturaufbau des östlichen Mitteleuropa gleichkommt, ergibt ein klares Kulturgefälle, das in zahlreichen Übergangsformen von dem nord- und westböhmischen Sparrendach vollendetster Prägung zu dem karpatenrussischen Sochadach ursprünglichster Art verläuft. Auch der Steilgiebel durchwandert in west-östlicher Richtung unsere Länder. Sein Wesen, Schaustück und Ehrenschild des Hauses zu sein, wurde von einigen ostdeutschen Volksschlägen besonders rein erfaßt; vor allem in Westpreußen und im Egerland ist es zur Ausbildung von Fachwerkziergiebeln gekommen, die mit den stolzesten Fachwerkbauten der Städte an Schönheit und Reichtum der Ausstattung wetteifern (Abb. 5—8). Für Osteuropa war früher ausschließlich der Vollwalm kennzeichnend, der in öder Gleichförmigkeit die Schmalseite des Hauses bedeckt (Abb. 2). Der Westslawe nimmt unter deutschem Einfluß den Steilgiebel an und wendet sein Haus, das früher stets Traufenstellung besaß, nach deutscher Art mit dem Giebel der Straße zu. Dieser Vorgang erfolgt über zahlreiche Zwischenglieder, die durch das Auftreten des Schopf- und Simsdächleins besondere Mannigfaltigkeit gewinnen; in ihnen hat man Reststücke des alten Vollwalms zu erkennen, zwischen die sich der Steilgiebel einzuschieben beginnt. Vor allem im Kulturraum der deutschen Sprachinseln wirkt sich der Einfluß der deutschen Dachform günstig aus (Abb. 3, 4).

Auch im Aufbau der Hauswände läßt sich das west-östliche Kulturgefälle deutlich erkennen. Gerade der Blockbau, in dem man zeitweise eine kennzeichnend slawische Bauform sehen wollte, ist in starkem Maße von der Güte der Werkzeuge und den technischen Erfahrungen seiner Erbauer abhängig. Ebenso wie die Slawen nach Aussage zahlreicher Lehnwörter viele Werkzeuge von Ostgermanen, Westgermanen und Deutschen übernommen haben, hat auch ihre Blockwerktechnik segensreiche Einwirkungen aus dem deutschen Kulturkreis erfahren. Unter deutschem Einfluß ging der Slawe allmählich von der Verwendung vollrunder Stämme und einer primitiven Hakenblattüberkämmung mit einseitigem Ausschlag zu der Verzimmerung von gekanteten Hölzern mit hochwertigen Eckverbänden über. Vor allem geht das Verschwinden der Wettköpfe und die Einführung der Schwalbenschwanz- und Hakenverblattung auf das deutsche Vorbild zurück. Diese kunstvollen Eckverbände haben sich bei den Westslawen erst seit dem 17., 18. Jahrhundert ausgebreitet. Der osteuropäische Blockbau unterliegt also im Strahlungsbereich der deutschen Volkskultur einem technischen Veredlungsvorgang, der besonders

Abb. 1.
Zeche in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei)

Speicher aus Blockwerk mit Lehmverkleidung

Abb. 2. **Honeshau in der Kremnitzer Sprachinsel (Slowakei)**
Bäuerliches Wohnhaus aus Blockwerk. Vollwalmdach mit gestaffelten Strohschauben

Abb. 3. **Bela in der Zips (Slowakei)**
Gebrochene Giebel als Folge der west-östlichen Durchdringung von Steilgiebel und Vollwalm

Abb. 4. **Eisdorf in der Zips (Slowakei)**
Die Häuser dieses Dorfausschnittes zeigen alle Übergangsformen zwischen dem westlichen Steilgiebel und dem östlichen Vollwalm

Abb. 5. **Taubrath im Egerland (Böhmen)**
Kleinbauernhof. Stubenstock des Wohnhauses in Blockbau, Scheune in Fachwerk

Abb. 6. **Kötzschwitz im Egerland (Böhmen)**
Großbauernhof. Frühblüte des Egerländer Ziergiebelbaues

Abb. 7. **Stabnitz im Egerland (Böhmen)**
Großbauernhof mit Fachwerkziergiebel in farbiger Bemalung

Abb. 8. **Unterlosau im Egerland (Böhmen)**
Ziergiebel eines Großbauernhofes aus der Blütezeit des Egerländer Fachwerkbaues

Blockwerkspeicher des Egerlandes

Abb. 9. Haid im Egerland

Abb. 10. Frauenreuth im Egerland

Abb. 11.
Klotzbeuten des Vogtlandes
in figuraler Ausstattung
Vogtländisches Kreismuseum
in Plauen

Abb. 12. **Kienspanhalter des Vogtlandes** in Gestalt fratzenartiger Tonköpfe
Vogtländisches Kreismuseum in Plauen

dem Holzkirchenbau zugute gekommen ist. Vor allem im Gebiete der Sudeten- und Karpatenländer hat die Holzkirche einen Grad der Vollendung erreicht, der den verkehrs- und kulturentrückten Blockbaugebieten Osteuropas versagt blieb.

Bei der Behandlung der konstruktiven Einwirkungen müßte hier noch davon die Rede sein, daß das in ostgermanischer Zeit von den Slawen übernommene Vorhallenhaus erst seit dem 13. Jahrhundert unter ostdeutschem Einfluß zu der Dreigliedrigkeit des Wohnspeicherhauses übergeht, welches noch heute für Slowaken, Polen und Tschechen kennzeichnend ist. Es ist sicher kein Zufall, daß die Entstehung des dreigliedrigen Grundrisses im Strahlungsbereich der Sprachinseln und der deutschen Sprachgrenze längst abgeschlossen ist, während sie in entlegeneren Gebieten noch heute andauert. Einer besonderen Erwähnung bedürfen noch die Feuerstätten des Hauses, in denen der deutsche Einfluß mit außerordentlicher Stärke wirksam ist. Die vergleichende Hausforschung hat festgestellt, daß Mitteleuropa das Verbreitungsgebiet der westgermanisch-deutschen Herdkultur und Osteuropa der Herrschaftsbereich der ostgermanisch-slawischen Kochofenkultur ist. In dem zwischeneuropäischen Gebiet der germanisch-slawischen Grenzzone kommt es zur Auseinandersetzung zwischen beiden Kulturkreisen, die sich in einem jahrhundertelangen, zähen Vorwärtsdringen der Herdkultur auswirkt. Noch am Ausgang des Mittelalters gehörte ein großer Teil Ostdeutschlands, der Sudeten-, Karpaten- und Ostalpenländer dem Kulturkreis des Kochofens an. Besonders in Böhmen, Mähren und Schlesien kann man seit dieser Zeit die allmähliche Eindeutschung der osteuropäischen Öfen mit beispielgebender Klarheit verfolgen. Aus Mangel an Raum muß ich es mir versagen, auf die einzelnen Stufen dieser Kulturübertragung näher einzugehen, die sich in ihrer zeitlichen Abfolge aus geschichtlichen Quellen und dem Gelände genau ablesen lassen. Der altslawische Rauchofen, der als Vorderlader von der Stube aus geheizt wurde und dahin auch seine Verbrennungsgase abgab, wird unter deutschem Einfluß in einen Hinterlader umgewandelt, dessen Feuer- und Rauchloch im Hausflur liegt. Diese einfache Maßnahme hat den Eintritt der Westslawen in die mitteleuropäisch-deutsche Wohnungskultur zur Folge; durch sie geht die alte Rauchstube, die černá jizba in eine „lichte Stube", eine světlá jizba oder svetlica über, der alle kulturellen Entwicklungsmöglichkeiten offenstehen. Erst durch sie war auch im slawischen Hause ein der deutschen Stube vergleichbarer Kulturraum entstanden; im Gefolge dieser Kulturübertragung ist auch das deutsche Wort Stube als altslawisch istъba, russisch izba und tschechisch jizba weit nach dem Osten vorgedrungen. Die weiteren Entwicklungsstufen bestehen in der Einführung des deutschen Kachelofens und der allmählichen Verdrängung des Backofens aus Wohnraum, Hausflur und Küche. Auch hinsichtlich der Feuerstätten ergibt der Blick auf die Tschechoslowakei ein klares Kulturgefälle, das von den hochentwickelten dreigliedrigen Feuerstätten des Westens zu den altartigen Rauchöfen Karpatenrußlands führt. Die heute auf Karpatenrußland beschränkte Feuerstätte war noch um 1500 in ganz Innerböhmen verbreitet. Das räumliche Nebeneinander der Formen auf der Linie Ost-West kommt

dem zeitlichen Nacheinander der Entwicklungsstufen gleich; eine Reise von Hust in Karpatenrußland nach Eger in Westböhmen ist gleichzeitig eine Wanderung durch die ostdeutsch-westslawische Kulturgeschichte von 1500 bis zur Gegenwart.

Es müßte nun noch von dem west-östlichen Kulturgefälle bei den Wirtschaftsbauten, vor allem im Speicherwesen die Rede sein, in dessen Geschichte mit seinem wiederholten Nehmen und Geben zwischen ostgermanischer, slawischer und deutscher Kultur wir ein besonders kennzeichnendes Sprach- und Kulturgrenzschicksal verwirklicht sehen (Abb. 1, 9, 10). Doch nur ein abschließender Blick auf eine dynamische Hausformenkarte soll uns darüber belehren, daß seit dem Beginn der deutschen Ostsiedlung alle entscheidenden Hausmerkmale in west-östlicher Richtung wandern. Die Heranziehung historischer Belege lehrt, daß die Verbreitungsgrenzen westlicher Erscheinungen allmählich gegen Osten vorgeschoben werden und die Spuren östlicher Eigenart in den eroberten Gebieten immer mehr verblassen. Es fließt ein gewaltiger west-östlicher Kulturstrom durch unsere Länder, der alte Restformen immer mehr nach dem Osten schwemmt, bis er selbst allmählich in den weiten Ebenen Innerrußlands verebbt.

Dieser Kulturstrom von wahrhaft säkularem Ausmaß hatte zur Folge, daß ein 200 bis 300 Kilometer breiter Grenzsaum der zwischeneuropäischen Zone in den Bereich des deutschen Kulturbodens einbezogen wurde. Die tschechische Halbinsel im Südosten des deutschen Sprachgebietes, welche mit deutschen Städten dicht besät war, wurde mit besonderer Innigkeit dem deutschen Kulturkreise einverleibt. Das Sprachinseldeutschtum war hier vor allem entlang der böhmisch-mährischen Grenze so stark vertreten, daß es bei einer volkspolitischen Planung der Siedlungsvorgänge leicht gewesen wäre, Innerböhmen von dem slawischen Osten durch eine deutsche Sperrmauer abzuriegeln und zu einer tschechischen Sprachinsel im deutschen Volksboden werden zu lassen. Der kulturelle Zusammenhang zwischen Deutschen und Tschechen war ein so enger, daß die Tschechen nicht nur alle geistigen, sondern auch alle bedeutsameren sprachlichen Bewegungen des deutschen Volkes mitgemacht haben. Nur wenige Beispiele seien hierfür genannt: die deutsche Sprache besitzt seit der germanischen Akzentverlagerung die Anfangsbetonung, während die slawischen Sprachen durch den beweglichen Akzent gekennzeichnet sind. Die Tschechen haben als einziger slawischer Stamm die Anfangsbetonung angenommen und sie strenger als die Deutschen durchgeführt, denn bei Präpositionalausdrücken trägt im Tschechischen nicht das Hauptwort, sondern das Vorwort den Ton (z. B. do města, do zahrady, „in die Stadt", „in den Garten"). Den Hauptunterschied zwischen dem Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen bilden bekanntlich die Monophthongierungen von mhd. uo zu ū und von mhd. ie zu ī (bluome zu Blume, liebe zu Liebe) und die Diphthongierungen von mhd. û zu au und mhd. î zu ei (mîn hûs zu mein Haus). Die Tschechen haben beide Lautentwicklungen mitgemacht. Die Monophthongierung uo zu ú ie zu í ist bereits im 15. Jahrhundert erfolgt und auch für die tschechische Schriftsprache verbindlich geworden (atsch. ruosti zu ntsch. růsti), während die Diphthongierungen nur die Sprachgrenzgebiete und den Kulturraum der Sprachinseln erfaßt haben und auf die Mundarten beschränkt geblieben sind (ú zu ou: úřad zu ouřad und dobrý zu dobrej). Es muß ein sehr nachhaltiger Einfluß vom Deutschen ausgegangen sein, wenn er so tiefgreifende Veränderungen in der tschechischen Sprache verursachen konnte.

Die Grenze zwischen dem mittel- und oberdeutschen Mundartgebiet verläuft in Böhmen bekanntlich von Graslitz nach Duppau; sie bricht aber keineswegs an der Sprachgrenze ab, sondern zieht durch ganz Innerböhmen und Mähren bis in die Slowakei hinein. Die leider erst in den Anfängen stehende kartographische Verarbeitung der tschechischen Mundarten wird es uns ermöglichen, auf Grund von Lehnwörtern und lautlichen Vorgängen innerhalb der tschechischen Volkssprache sehr deutlich einen mitteldeutschen Einflußbereich von einem oberdeutschen Einflußbereich zu scheiden. Bereits heute aber läßt sich durch mehrere volkskundliche Tatsachen eine Zuordnung des tschechischen Gebietes zu diesen beiden Kulturkreisen vornehmen. Als eine mitteldeutsche Erscheinung ist das Sommersingen zu betrachten, das in Westmitteldeutschland als Winteraustreiben, in Ostmitteldeutsch-

land als Todaustreiben geübt wird. In dieser Gestalt wurde der Brauch nach dem Zeugnis des Joannes Boemus Aubanus vom Jahre 1521 aus Franken auch in Böhmen eingeführt und ist auf die nördliche Hälfte der Sudetenländer als den mitteldeutschen Einflußbereich beschränkt geblieben. Die deutschen Frauenhauben kann man mit Josef Hanika in die großen Gruppen der süddeutschen Scheitelhauben und der nieder- und mitteldeutschen Nackenhauben einteilen. In den Sudeten-

VERBREITUNG DER STADTRECHTE VON MAGDEBURG · · NÜRNBERG · · EISENACH GOSLAR · · JGLAU · · LEOBSCHÜTZ · · WIEN

Nach FRINGS · KÖTZSCHKE und WEIZSÄCKER gez. von H. Braun // 1937

ländern fällt die Grenze zwischen beiden Formenkreisen mit der ober- und mitteldeutschen Mundartgrenze zusammen; sie dringt über den Pilsner Kreis in das tschechische Gebiet ein, durchquert das mittlere Südböhmen und pflanzt sich über Mähren, wo sie gemäß der sprachlichen Gliederung weiter nach Norden ausgreift, bis in die deutschen Bergstädte der Slowakei fort. Auch in der Grundrißgestaltung der Städte treten Stärke und Geltungsbereich mittel- und oberdeutscher Einflüsse deutlich in die Erscheinung. Da das gesamte Städtewesen der Sudetenländer mit Ausnahme des hussitischen Tabor auf deutsche Gründung zurückgeht, läßt sich auch hier die Grenzlinie durch das tschechische Gebiet fortführen. Wie die Karte von Anton Hoenig zeigt, ist Nordböhmen neben älteren unregelmäßigen Anlagen fast ausschließlich mit ostdeutschen Rechtecks- und Zentralmärkten erfüllt, während im südlichen Böhmen die oberdeutschen Straßenmärkte stark in den Vordergrund

Haus- und Kulturgrenzen.

- Ostgrenze d. gehäuften Auftretens deutscher Hausmerkmale.
- Südgrenze d. gehäuften Auftretens nordeuropäischer Hausmerkmale.
- Südgrenze d. vereinzelten Auftretens nordeurop. Hausmerkmale.
- Westgrenze d. gehäuften Auftretens osteuropäischer Hausmerkmale.
- Westgrenze d. vereinzelten Auftretens osteurop. Hausmerkmale.
- Nordgrenze d. gehäuften Auftretens mittelmeerländ. Hausmerkmale.
- Ostgrenze des deutschen Rechtes.
- Ostgrenze d. deutschen Sprache als Handels- u. Verkehrssprache (1914)

- Deutscher Volksboden
- Deutscher Kulturboden
- Gebiet d. deutschen Verkehrssprache im Osten.

treten. Im Innern des Landes stoßen mittel- und oberdeutsche Einflüsse aufeinander und durchdringen sich. Es ist sicher kein Zufall, wenn die Hauptstadt Prag gleichzeitig Straßenmärkte und Rechtecksanlagen besitzt. Mit besonderer Klarheit treten die mittel- und oberdeutschen Einflußbereiche auf einer Karte der Stadtrechtsgruppen hervor, welche wir Wilhelm Weizsäcker verdanken. Sie zeigt, daß die Städte im nördlichen Böhmen, Mähren und Schlesien mit Magdeburger Recht begabt sind, während in der Südhälfte der Sudetenländer Nürnberger und Wiener Recht herrscht. Besonders bedeutungsvoll erscheint die Tatsache, daß die Hauptstadt Prag wie durch Rechtecksanlage und Straßenmarkt, so auch durch Magdeburger (Kleinseite) und Nürnberger (Altstadt) Recht gleichzeitig am mitteldeutschen wie oberdeutschen Kulturkreis Teil hat. Die genaue Grenzlinie zwischen dem Geltungsbereich des mitteldeutschen und oberdeutschen Stadtrechtes stimmt in ihrem westböhmischen Verlauf ungefähr mit der oberdeutsch-mitteldeutschen Mundartgrenze überein. Man darf annehmen, daß sich durch die Weiterführung dieser volksgeschichtlichen Untersuchungen bald ein genaues Bild von der kulturgeographischen Gliederung des deutschen Kulturbodens im Innern der Sudetenländer bieten läßt.

Meine knappen Ausführungen konnten nur wenige Teilfragen aus dem gewaltigen Thema der deutsch-slawischen Auseinandersetzung berühren, unter deren Zeichen seit mehr als 2000 Jahren die Volksgeschichte im östlichen Mitteleuropa steht. Wir haben aus den volkstümlichen Sachgütern vor allem die Flur, die Siedlung und das Haus ausgewählt, weil sich in ihnen die schöpferische Leistung des deutschen Ostsiedlers am sinnfälligsten offenbart. Wer diese Erscheinungen untersucht, kann wie kein zweiter die Größe der deutschen Kulturleistung im Osten ermessen. Es gibt auf westslawischem Boden kein flur-, siedlungs- und hauskundliches Merkmal, das durch deutschen Einfluß nicht eine artverändernde Umformung erfahren hätte. Alle osteuropäischen Erscheinungen unterliegen im Strahlungsbereich der deutschen Volkskultur einem Veredlungsvorgang, der sich auf dem Gebiete der Flurverfassung als ordnendes Prinzip, beim Hausbau als technische Vervollkommnung, im Rechtsleben des Bauern als persönliche Befreiung, beim Bürger durch den Aufschwung von Wirtschaft und Bildung, kurzum in einer Hebung von Kultur und Lebensführung kundgibt. Wir neigen uns in tiefer Ehrfurcht vor dieser Großtat der namenlosen Vertreter aller deutschen Stände, deren Leben die große Dominante der Ostsiedlung durchzieht: der heroische Wille zur Bezwingung der Unkultur durch unerhörte Leistungen der Arbeit, des Fleißes und der Ausdauer. Das Kulturgefüge der jungen Staaten im östlichen Mitteleuropa gründet sich zu einem sehr wesentlichen Teile auf deutsche Aufbaukraft. Der deutsche Ostsiedler hat seine Leistung mit unaustilgbaren Zügen in die Geschichte unseres Erdteiles eingeprägt.

Staatsarchivrat Dr. Wolfgang Kohte, Berlin:

Politisch-wissenschaftliches Schrifttum in Ostmitteleuropa

Den Teil Europas, der zwischen dem deutschen und dem russischen Volksboden von einer ganzen Reihe mittlerer und kleiner Völker besiedelt wird, können wir, seit diese sich 1916—1920 für die Bildung eigener Nationalstaaten und gegen den Bolschewismus entschieden haben, mit Fug und Recht „Ost-Mitteleuropa" nennen. Es ist gleichzeitig jener Teil unseres Kontinents, der uns Deutschen eng benachbart und durch uns wesentlich mitgeprägt worden ist. Seitdem im Mittelalter Deutsche in diesen Bereich eingerückt sind, den zum großen Teil schon zuvor die Ostgermanen gestaltet hatten, und hier neuen Lebensraum und neue feste Ordnungen des Lebens geschaffen haben, mußten sich seine Völker in ihrer geistigen Haltung wie in der Formung ihres Zusammenlebens mit dem Deutschtum auseinandersetzen. Den Niederschlag, den diese Auseinandersetzung erkenntnismäßig im Schrifttum der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit gefunden hat, gilt es hier in seinem Umfang und seiner Bedeutung wenigstens knapp zu umreißen.

Auf der anderen Seite stehen diese Völker den Mächten des weiten Ostens gegenüber: den Reichen der Mongolen, Tataren, den Osmanen, dem Islam und dem Zarentum, heute dem Bolschewismus, der alle rohe Gewalt, alle Zerstörungstriebe sammelt gegen die Werte des Abendlandes und der weißen Rasse, die in diesem Raum am Deutschtum oft ihren entscheidenden Rückhalt gefunden haben. In diesem Kampf gegen die Gewalten des Ostens haben alle Völker Ostmitteleuropas im Erleiden oder in kämpferischer Abwehr Opfer gebracht, vor allem die beiden selbst staatsgestaltenden Völker, Polen und Madjaren. War aber ihre geistige Auseinandersetzung mit dem Osten schon immer verhältnismäßig schwach, so gilt das heute für die Abwehr des Bolschewismus erst recht.

Das wird uns wenigstens teilweise verständlich, wenn wir uns erinnern, wie zahlreich das Judentum gerade in Ostmitteleuropa schon seit Jahrhunderten ist, und daß die europäische Emanzipationsbewegung ihm das Vordringen in die Schichten, die Bildung und Gesellschaftsleben formen, gerade in dem Zeitpunkt gestattete, als die Ostvölker erst daran gingen, sich eine eigene völkische Bildung zu schaffen und vielleicht einen freien Bauernstand erst langsam zu entwickeln. Es ist auch die Zeit, in der der eigene Staat das Ziel des Strebens wird, den man sich nur auf liberaler Grundlage voll verwirklicht denken kann, weil man ja selbst noch unter russischem oder türkischem Joch schmachtet.

In jener Zeit geistiger Vorbereitung der ostmitteleuropäischen Nationalstaaten im vergangenen Jahrhundert wirken zwei große Bewegungen auf sie ein: die französische Revolution und die deutsche Romantik. Diese schafft zeitweise eine

geistige Welt, die vom Deutschtum her auch West- und Südslawen, Madjaren, nordische und baltische Völker mit überspannt und ihnen gerade mit ihrer deutschen Besinnung auf die eigenen Innenkräfte auf den Weg zu sich selbst verhilft — jene führt sie von uns weg in eine neue Welt staatlich-gesellschaftlicher Formen. Vom weiteren Osten aber werden diese Völker durch beide Geistesbewegungen scharf getrennt; sie tun das bewußt mit dem Bekenntnis zur Volksindividualität und dem Verlangen nach staatlicher Freiheit. Sie bekennen sich damit zu einer der Urkräfte, die vom Norden her die europäische Geschichte bestimmt haben.

Die Forderungen der Freiheit und des eigenen freiheitlichen Staates wurden im Sinn der liberalen Demokratie der französischen Revolution gefaßt und so überall im Westen — vor dem man sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts moralisch-wissenschaftlich zu begründen versuchte — leicht verstanden. Hier hat man auch die Bedeutung vor allem des polnischen Freiheitsstrebens als Sturmbocks gegen das Zarenreich, gegen die Hohenzollern und Habsburger zeitig erkannt. Den Widerhall dieses vor allem gegen das Zarentum gerichteten Freiheitsgedankens finden wir sowohl in der Tagespublizistik des 19. Jahrhunderts als auch in der Dichtung, etwa in der polnischen Romantik und Klassik bei Mickiewicz und Słowacki („Polen ist der Winkelried der Völker", heißt es in Słowackis Drama „Kordjan"), in der messianistischen Philosophie Hoene-Wrońskis und Towiańskis. Dies ist die Form, in der die *Auseinandersetzung mit dem Osten* von dem meistbeteiligten polnischen Volk geführt wurde, wobei die überlieferte Russenfeindschaft der Polen erheblich mitsprach.

Andere Völker, so z. B. Tschechen und Madjaren, haben die polnische Ablehnung des Ostens nicht geteilt, sondern haben kürzere oder längere Auseinandersetzungen um die Wendung nach Westen oder Osten geführt und bis heute noch nicht ganz entschieden. Hier sind verschiedene historische Motive wirksam. Wenn aber die Tschechen vor dem Weltkrieg von Panslawisten zu geistigen Vorposten des Zarenreiches wurden, oder wenn heute ihr Weg vom internationalen Liberalismus zum Bolschewismus führt, dann wird die europäisch-schöpferische Grundkraft des Nationalismus zur Wegbereiterin des furchtbarsten Feindes, der sie selbst bedroht. Wieder anders steht das rumänische Volk da: in vielen Lebensbereichen dem Osten noch stark verhaftet, bekennt es sich doch zum Lateinertum; es sucht damit seine Ideale im Westen und trennt sich vom Bolschewismus. Nicht weniger versuchen die führenden Vertreter des ukrainischen Geisteslebens heute, wie in früheren Jahrhunderten, sich vom weiteren Osten abzuwenden und mitteleuropäische Formungskräfte aufzunehmen.

All diese Völker mußten dem *Westen* gegenüber erst die eigene Volkspersönlichkeit zur Anerkennung bringen. Ihre Selbsterkenntnis, ihr Bewußtwerden ist der entscheidende Schritt, den die meisten von ihnen an Hand der deutschen Philosophie taten und der sie doch oft auf Wege gegen uns geführt hat.

Nicht gegen den Osten, sondern vor allem gegenüber dem Deutschtum mußte die Auseinandersetzung um das eigene Volkstum, um die eigene nationale Existenz als geistige Voraussetzung der Würdigkeit zum Staat geführt werden, der sich dann oft ein Ringen um einzelne Gebietsfragen anschloß. Mit den Deutschen aber mußte man sich wissenschaftlich auseinandersetzen — und in gewisser Weise brauchte man eine wissenschaftliche Auseinandersetzung auch nur mit den Deutschen. Denn mit uns lebten Polen, Tschechen, Madjaren, Slowenen, Kroaten nicht nur so oder so in einem gewissen staatlichen Verband, sondern auch in enger, geistiger Gemeinschaft, die nun allmählich zerrissen werden mußte. Dies ging Hand in Hand mit dem Eindringen des westeuropäischen Positivismus in das Wissenschaftsleben. Von uns Deutschen stammte der Volkstumsgedanke — und gegen uns selbst wurde er jetzt als Waffe erhoben.

Unsere östlichen Nachbarvölker leben ja z. T. gegenüber den alten Großmächten des Westens mehr oder weniger im Schatten Deutschlands, haben nur in bestimmten Bereichen unmittelbare Fühlung mit ihnen. Seit sie um die Errichtung eigener Staaten kämpften, und erst recht seit deren Gründung, haben sie das Bedürfnis, ihre Geschichte und ihre Gegenwart vor sich selbst und vor der westlichen Heimat des Nationalstaatsgedankens und der liberalen Demokratie als unabhängig vom Deutschtum zu erweisen. Diese Abwehr gilt der Verflechtung mit dem Deutschtum in dreifachem Sinne: in der Vergangenheit dem starken deutschen Kultureinfluß, von dem alle Völker zwischen dem Finnischen Meerbusen und dem Balkan beim Aufbau ihrer eigenen Kultur viel gewonnen haben —, in der Gegenwart dem Vorhandensein starker deutscher Volksgruppen in allen östlichen Nachbarstaaten —, und auch in der Zukunft: fast alle diese Länder sind von der Furcht vor den angeblichen Eroberungsgelüsten des Dritten Reiches beherrscht. Demgegenüber wollen sie meist — zunächst vor sich selbst — eine eigene völkische Kultur entdecken und womöglich wiederherstellen, wollen ferner — wenigstens die größeren Völker — ihre eigene Leistung für Europa und besonders ihre gegenwärtige Bedeutung für den Westen nachweisen. Je nach der Veranlagung des betreffenden Volkes werden dabei die verschiedensten Mittel eingesetzt, Journalistik und Romanschriftstellerei, eine Kulturpropaganda, die sich aller Wissenschaften und Künste bedient, Philosophie und selbst die krauseste mythische Phantastik — vor allem jedoch die Forschung auf dem Gebiete der geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Fächer.

Diese Forschung ist einmal notwendig für den Hochschulbetrieb, zumal in den Ländern, die nach dem Vorbild der deutschen Universität ihre Bildungsschichten heranziehen; sie liefert ferner neue Ergebnisse für die schriftstellerische und schulmäßige Auswertung, und sie wirkt schließlich durch ihr eigenes Bestehen schon werbend, gerade je mehr sie sich auf den Boden des positivistischen Spezialistentums stellt und dadurch ins unmittelbare Gespräch mit dem Westen kommen kann. Ob es sich dabei um die polemische Korrektur schon vorher vorhandener älterer Ergebnisse, um die Erschließung neuer Tatsachen zur Begründung der eigenen

Thesen, um den Aufbau völlig neuer Anschauungen oder — was auch schon zu erkennen ist — um die Entwicklung neuer Verfahren handelt, das macht nur Gradunterschiede aus. Wenn man von einer Anzahl reiner Propagandisten absieht, so wird man eine gewisse Verbindung von subjektiver wissenschaftlicher Ehrlichkeit und einer nationalpolitischen, wenn nicht nationalistischen Grundhaltung für viele Forscher in den Völkern des Ostens als kennzeichnend ansehen können. Auch bei weitgehender Übereinstimmung mit unserer Wissenschaft ergeben sich daraus zum mindesten Blickverschiebungen und Akzentverlagerungen, aus denen sich Polemiken entwickeln, die eine fruchtbare Aussprache zwischen deutschen und slawischen Forschern gewöhnlich verhindern.

Das wichtigste Gebiet für derartige Auseinandersetzungen ist die Geschichtswissenschaft einschließlich der Altertumskunde. Die Fragen der Urbewohnerschaft, des Rechts am Lande und des Einflusses der Völker aufeinander sind zunächst überall die wichtigsten; daneben hat die Geographie dem Nachweis gottgewollter natürlicher Grenzen und Landschaftszusammenhänge zu dienen. Je mehr sich aber die Auseinandersetzung verschärft, desto wichtiger wird auch die Erkenntnis der tatsächlich bestehenden gegenwärtigen Verhältnisse mit Hilfe der Soziologie, Nationalökonomie, Geographie, Volkskunde usw.

*

Die innere Trennung vom Deutschtum hat sich am deutlichsten bei dem Volk vollzogen, das noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts kulturell völlig dem Deutschtum eingegliedert war, den Tschechen. Diese Ausgliederung hat ihren Ausgangspunkt sehr wesentlich im wissenschaftlichen Schrifttum gehabt: in der Sprachwissenschaft Dobrovskýs, der Geschichtsforschung Palackýs, in den archäologisch-sprachwissenschaftlich-geschichtsphilosophischen Arbeiten der gebürtigen Slowaken Kollár und Šafařik, die mit die Grundlagen für den allslawischen Gedanken legen halfen*). Von den Schriften dieser Männer ging das nationale Erwachen aus, das 1848 politisch wirksam wurde. Auch danach spielte sich die geistige Auseinandersetzung noch lange in dem Bereich des damaligen deutschen Geisteslebens ab. Indessen vollzog sich zwischen 1848 und 1870 eine Wendung von der Feindschaft zu Österreich zur Feindschaft gegen das deutsche Volk im ganzen. Gleichzeitig begann die Anknüpfung von Beziehungen zu Frankreich. Schon in den siebziger Jahren hat die tschechische Geschichtswissenschaft mit der französischen recht starke Verbindungen aufgenommen. Von entscheidender Bedeutung aber war die Hinwendung zum westlichen Denken, die Masaryk um 1890 durchführte. Schriften und Tätigkeit dieses Philosophieprofessors, der schließlich der „Befreier-Präsident" wurde, bilden den Höhepunkt in der Tätigkeit mehrerer Geschlechterfolgen von Professoren, die dem tschechischen Volk nicht nur sein Nationalbewußtsein, sondern

*) Von der Entwicklung der eigenen slowakischen Literatur, die mit der Schaffung einer slowakischen Schriftsprache durch Ludwig Stur um 1848 beginnt, soll hier nicht die Rede sein.

auch eine eigene politische Ideologie schufen und damit den Weg zur Selbständigkeit wiesen. Ihre Gedankengänge spiegeln sich noch im heutigen tschechischen Schrifttum wider.

Palacký hatte in Anlehnung an Herder im Kampf zwischen den kriegerischen Germanen und den friedlichen, freiheitliebenden Slawen, sowie in dem Ringen von Katholizismus und hussitischer Reformation den Sinn der böhmischen Geschichte gesehen. Die Fälschung der sogenannten Königinhofer Handschrift durch Hanka hatte ihm die Möglichkeit gegeben, das Bild einer glänzenden tschechischen Frühgeschichte zu entwerfen. Masaryk sah sich durch seinen wissenschaftlichen Realismus zusammen mit andern Gelehrten am Beginn seiner Laufbahn genötigt, diese Fälschung nachzuweisen. Mit den Zielen eines sittlichen Reformators knüpfte er dann an Palackýs Geschichtsphilosophie an und sah in der tschechischen Wiedergeburt eine Fortsetzung des geistigen Werkes von Hus und Comenius. Von dieser böhmischbrüderischen Auffassung seiner ersten Schriften entwickelte sich sein Denken dann weiter zur Gedankenwelt der amerikanischen und der französischen Revolution. Dabei blieben dem tschechischen Nationalismus übervölkische Ziele gesetzt: Die Tschechen sollen Vorkämpfer für Humanität und Demokratie in Europa sein. Diese Auffassung ist in den großen Schriften „Nová Evrope" und „Světová revoluce" („Das neue Europa" und „Die Weltrevolution", deutsche Ausgaben Berlin 1922 und 1925) in und nach dem Weltkrieg völlig durchgeformt worden.

Diesem leitenden Geist schloß sich nach der Jahrhundertwende der um ein Menschenalter jüngere Eduard Benesch an, der 1907 in Dijon mit einer Arbeit über das österreichische Problem und die tschechische Frage promovierte. Beide Männer haben es während des Weltkrieges fertiggebracht, mit ihren in England, Frankreich, Nordamerika verbreiteten Flugschriften und den Memoranden für die Friedenskonferenzen ihre Gedanken der Befreiung der kleinen Völker den Alliierten als ein Kriegsziel im Kampf gegen Pangermanismus und Absolutismus für den Demokratismus und die Freiheit der Unterdrückten einzuimpfen. Damit war für die Alliierten ein Kriegsziel formuliert, für den neuen Staat aber „das Gesetz, wonach er angetreten". Die Verwirklichung der Staatsgründung durch diese „Auslandsrevolutionäre" bildet den Gegenstand von Beneschs Buch „Der Aufstand der Nationen" (deutsch: Berlin 1928).

Die Wendung zum westlichen Denken war von entscheidender Bedeutung und hat bis heute die politische Geisteshaltung bestimmt. So baut sich der tschechische Nationalismus heute auf einen westeuropäischen liberalen Internationalismus auf und meint damit an Hus und Comenius wieder anzuknüpfen. Dieser demokratisch-humanitären Ideologie der beiden ersten Präsidenten folgt in den entscheidenden Zügen der größte Teil der tschechischen Nachkriegsentwicklung mit seiner Breite schriftstellerischer Erzeugnisse.

Bei der Bedeutung, die im tschechischen Volk auch heute wieder die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte hat, mußten vor allem die Historiker hierzu

Stellung nehmen. Die ältere Generation, die in J. Golls Schule zu klarer, nüchterner Auffassung der Tatsachen erzogen worden war, tat es nur zögernd. Am weitesten ging hierbei der gegenwärtige Außenminister K r o f t a. Er hat in seiner (1932 auch deutsch erschienenen) „Geschichte der Tschechoslowakei" das offizielle Geschichtsbild von dem seit 1000 Jahren bestehenden „tschechoslowakischen" Volk allgemeinverständlich geformt. Seit 1920 hat er sich in Vorträgen und Veröffentlichungen mehrfach mit der Rolle des Sudetendeutschtums in der Geschichte Böhmens und Mährens beschäftigt und langsam zu einer etwas positiveren Würdigung durchgerungen und ist dabei von der Meinung, die Sudetendeutschen seien nur „Gäste und Kolonisten", etwas abgerückt, freilich ohne über die Grenzen des liberalen Blickfeldes hinaus zu einer unbefangenen Anerkennung der heute im Gesamtdeutschtum wirksamen Kräfte kommen zu können.

Unter den Historikern mittleren Alters ragt Jan S l a v í k hervor, der im engeren Sinn seine Arbeit auf Masaryks Grundideen aufbaut. Er hat besonders die sozialrevolutionäre Seite der Hussitenkriege erforscht und sich auch mehrfach mit Fragen der russischen Geschichte befaßt, schließlich 1934/35 eine Biographie Lenins geschrieben. Slavík ist auch Geschäftsführer des Slawischen Instituts in Prag, der führenden Forschungsstätte der Slawistik, die einen großen Teil ihrer Veröffentlichungen in den letzten Jahren den tschechisch-polnischen Beziehungen gewidmet hat, um in Polen Erinnerungen an slawische Gemeinschaft zu pflegen. Besondere Beachtung findet auch die Arbeit seines Altersgenossen C h a l o u p e c k ý, Professors an der Universität Preßburg. Er arbeitet einmal eifrig an einer engeren Verbindung der tschechischen mit der slowakischen Geschichte und entwickelt darüber hinaus die historische Begründung einer Staatsideologie, die diese „tschechoslowakische Geschichte" nun ganz in einen europäischen Rahmen hineinstellt und die Loslösung von der deutschen Geschichte vollendet.

Den Nationalismus, wie er aus anderen Ländern bekannt ist, verkörpert bei den Tschechen die nationaldemokratische Rechte, schon vor dem Krieg die Bannerträgerin des Panslawismus. Ihr Führer war Karl K r a m á ř, ein bürgerlicher Politiker, der sich schon früh von seinem einstigen Kampfgefährten Masaryk trennte, und dessen Gedanken zur Errichtung eines allslawischen Zarenreichs aus dem Juni 1914 bei ihrem Bekanntwerden vor wenigen Jahren viel Aufsehen erregten. Während des Weltkrieges blieb er in der Heimat und führte die „Inlandsrevolutionäre" im Kampf gegen Habsburg und gegen das Deutschtum. Er blieb bis zu seinem Tod im Frühjahr 1937 ein glühender Feind der Sowjets, ebenso wie er ein entschiedener Gegner des Deutschen Reiches und Volkes war. Das Bündnis mit der UdSSR. hat er folgerichtig bekämpft.

In der Nähe dieser politischen Richtung dürfen wir die Verantwortlichen der meisten Überspitzungen des tschechischen radikalen Nationalismus suchen, u. a. wohl eine Reihe der tschechischen Wortführer im Streit gegen die Prager Deutsche

Universität, ebenso auch die Organe des aggressiven „Grenzergeistes" im sudetendeutschen Gebiet.

An die tschechische Rechte schließen sich noch immer zum guten Teil der Gedanke der slawischen Wechselseitigkeit und die stattlichen Reste des Panslawismus an, der heute in Prag seinen maßgeblichen Mittelpunkt hat. Unter dem zahlreichen Schrifttum der slawischen Organisationen ragt das Zentralorgan, die Halbmonatsschrift „Slovanský přehled" (Slawische Rundschau) hervor. Ebenso gehören die Veröffentlichungen der tschechischen Schutzvereine hierher („Narodní jednota"), ferner der Tschechoslowakische Nationalrat, der unter Mitarbeit der Historiker aller Lager das großangelegte Sammelwerk „Die Idee des tschechoslowakischen Staates" herausgibt und damit — auch in deutscher Sprache — die amtliche Geschichtsauffassung der ganzen Staatsbevölkerung zugänglich machen will.

Schließlich ist vor wenigen Jahren das tschechoslowakische Auslandsinstitut beim Außenministerium nach dem Vorbild des Deutschen Ausland-Instituts für die wissenschaftliche Bearbeitung der tschechischen Volksgruppen im Ausland errichtet worden; unter anderem gibt es regelmäßig ein Jahrbuch heraus. In seinen Schriften betont es gern den unpolitischen Charakter seiner Volkstumsarbeit.

Eine andere Richtung in der Anschauung der Tschechen von sich selbst verkörperte der vor einem Jahr verstorbene Historiker der Prager Universität Josef Pekář. Ebenfalls Schüler von Jaroslav Goll, war er auch in Deutschland als Wallensteinforscher und als Wirtschaftshistoriker bekannt und als der führende Kopf der tschechischen Geschichtswissenschaft international geachtet. Pekář hat dabei von seiner katholisch-bäuerlichen Haltung her die Hussitenzeit und ihren Helden Žižka ganz anders bewertet als Palacký und Masaryk und im Gegensatz zu ihnen dem Zeitalter des Barock und der habsburgischen Gegenreformation positive Akzente gegeben. Aus seiner empiristischen Einstellung heraus lehnt er die religiöse Deutung der tschechischen Geschichte ab und entnahm ihr nur das Grundstreben der Wahrung und Veredelung der eigenen Volksindividualität. So konnte er den Fragen des Sudetendeutschtums viel unbefangener gegenübertreten und eine fruchtbare Aussprache mit deutschen Forschern beginnen, ja er war selbst vorurteilslos genug, die Ansätze zu einer neuen deutschen Geschichtsschreibung im Dritten Reich offen zu würdigen. Im wesentlichen sind — oder waren? — es nur einzelne agrarische Gruppen, die in solcher Weise dem deutschen Werden mit einem gewissen Interesse gegenübertreten; in der Wissenschaft werden sie auch durch die Kreise um die Landwirtschaftsakademie vertreten. Bemerkenswerterweise ist auch allein in der modernen tschechischen Dorfliteratur und ihrer Zeitschrift „Brázda" ein gewisses Streben zur Bodenverwurzelung und zu den irrationalen Kräften des Lebens anzutreffen.

Die Breite des politisch wirksamen Geisteslebens wird aber heute von der Großstadt Prag beherrscht, damit von Rationalismus, Liberalismus und mehr und mehr vom Kulturbolschewismus. Etwa an der Scheide steht der Klub „Přítomnost" mit seiner weit verbreiteten gleichnamigen politischen Wochenschrift. Im historisch-politischen

Schrifttum mag die Schrift des ehemaligen Bukarester Gesandten Jan Šeba über „Rußland und die kleine Entente", die im Winter 1936/37 weithin Aufsehen erregte, als Beispiel dienen. Welche Gefahr der Bolschewismus für das eigene Volk bedeutet, ist im tschechischen Schrifttum noch nicht klargeworden.

*

Weiter nach Südosten treffen wir bei den U n g a r n im Gegensatz zu den Tschechen auf eine alte Staatsnation, deren Geschichtsbild historisch erwachsen ist. Die Kontinuität der ungarischen Staatsentwicklung hat die Einflüsse der deutschen Romantik nicht die entscheidende Bedeutung wie bei den Tschechen, Slowaken und Südslawen gewinnen lassen, deren Entwicklung sich durch drei Menschenalter fast nur auf dem Gebiet des Volkstums vollzog. Der Zusammenhang mit dem deutschen Geistesleben war jedoch, zumal solange das Bürgertum der ungarischen Städte noch deutsch war, sehr eng. Die Kampfstellung gegen Habsburg förderte auch hier die Übernahme der französischen Revolutionsideen und ihrer Staatsauffassung, die, auf das Reich der Stephanskrone seit dem Ausgleich von 1867 einseitig angewandt, um 1900 zu weitgehender Assimilierung von Deutschen, Slawen und Juden in das Madjarentum führte. Der Liberalismus hat damit im Aufbau des madjarischen Volkes sehr weitgehende Folgen hinterlassen, im Schrifttum aber nicht so wegweisende Vertreter gefunden wie bei den Tschechen.

Der Staatsgedanke beherrscht auch heute das madjarische wissenschaftliche Schrifttum. Er hat sogar in der Volkskunde sonderbare Verwirrungen geschaffen. Sowohl ihre Vorstufen zu Beginn des 19. Jhdts. wie die Anfänge zu ihrer Organisation — beide von (zum Teil assimilierten) ungarländischen Deutschen wesentlich mitbestimmt — kannten das wissenschaftliche Beiseiteschieben der fremden Volksgruppen noch nicht, das seit der Jahrhundertwende üblich wurde.

Wenn es auch in den großen Fragen keine wissenschaftlich-politischen oder weltanschaulichen Auseinandersetzungen zwischen dem Deutschen Reich und Ungarn gibt, so führt die Begegnung des ungarischen Staatsgedankens und des deutschen Volkstumsgedankens heute doch zu gewissen Spannungen in Ungarn selbst. Sie äußern sich in einer weithin verbreiteten Furcht vor dem völkischen Erwachen der fleißigen und geburtenstarken ungarländisch-deutschen Bauern. In der Wissenschaft ist eine entsprechende Tendenz, dem Deutschtum in Ungarn sein Heimatrecht zu bestreiten, etwa in den Büchern des Volkskundlers Elemer S ch w a r tz über die deutschen Ortsnamen in Westungarn und des Geographen K. K o g u t o w i c z über Transdanubien und das kleine Alföld, zu beobachten. Diesem die Minderheiten nicht anerkennenden Standpunkt gegenüber besteht auch eine andere Richtung, welche das Deutschtum in seinem Zusammenleben mit dem Madjarentum unter den ungarischen Staatsgedanken, wie es bis ins 19. Jahrhundert anzutreffen war, anerkennt, aber eben damit doch auch den deutschen Volkstumsgedanken einschränkt. Diese Haltung finden wir etwa in einer Richtung der Literaturgeschichtsforschung, die sich liebevoll der „Deutschungarn" annimmt; sie macht sich in

anderer Weise neuerdings selbst bei Julius Szekfü, dem führenden madjarischen Historiker, geltend. Er hat sich als Verfasser eines ausgezeichneten Überblicks über die Geschichte des „Staates Ungarn" in deutscher Sprache und als Hauptmitarbeiter der für die Gegenwart maßgeblichen ungarischen Geschichte einen Namen gemacht. Bisher verhielt er sich durchaus neutral und sah in der gerechten Nationalitätenpolitik des ungarischen Mittelalters ein gewisses Ideal. Er hat jetzt in dem Aufsatz „Eduard Schittenhelm" (in der von ihm geleiteten Monatsschrift „Magyar Szemle" im Juli 1937 erschienen) seiner schweren Sorge darüber Ausdruck gegeben, daß das Deutschtum sich nicht mehr madjarisiere. Er sieht das Ende des historischen Zusammenlebens von Madjaren und Deutschen herannahen und glaubt sogar schon eine rückläufige Dissimilationsbewegung im Zusammenhang mit der deutschen Wiedergeburt unserer Zeit feststellen zu können. Damit sieht er die biologischen Grundlagen der das heutige Ungarn führenden Mittelklasse gefährdet und kann dagegen höchstens den liberalen Bildungsnationalismus des 19. Jahrhunderts als Gegenmittel empfehlen. Dieser pessimistische Aufsatz des großen Geschichtsforschers hat sofort ein sehr lebhaftes und in den einzelnen politischen Lagern recht verschiedenartiges Echo hervorgerufen. Die bewegte Auseinandersetzung über diese Frage hat noch kein Ende gefunden.

Die gründliche Erforschung des eigenen Volkstums macht bei den Madjaren erst in jüngster Zeit Fortschritte hinsichtlich der soziologischen Hinwendung zum Leben des ungarischen Bauern. Von Szeged geht eine dorfsoziologische Richtung aus. Sie pflegt ein sehr pessimistisch gehaltenes Warnungsschrifttum über die Zustände des madjarischen Dorfes mit stark sozialistischem Einschlag und wird vom amtlichen Ungarn entschieden abgelehnt. Klar und nüchtern sind diese Fragen auch von Weiß, einem führenden Mann der Sozialverwaltung, erkannt und schriftstellerisch behandelt worden. Hier wird auf eine der drängendsten Aufgaben der madjarischen Gegenwart hingewiesen, die Bauern- und Landarbeiterfrage, deren positive Lösung erst eine wirkliche madjarische Volksgemeinschaft entstehen lassen könnte. Auch in der wissenschaftlichen Beschreibung des Auslandsmadjarentums steht man noch bei den Anfängen.

Auf dem Gebiet der Dorfsoziologie konnten die Madjaren von den Rumänen vieles lernen, die unter der Führung des Bukarester Universitätsprofessors D. Gusti in der Erforschung des eigenen Volkstums vorangegangen waren. Bezeichnenderweise war es die junge Generation des Siebenbürger Ungartums, die aus ihrer heutigen Lage heraus hierbei zur Wegbereiterin wurde.

Das durch den Vertrag von Trianon zerstückelte Ungarn steht nach allen Seiten in Grenzauseinandersetzungen. Sie dürften zur Zeit am lebhaftesten gegenüber den Rumänen geführt werden, die bei der Debatte über Siebenbürgen die Überhand zu haben scheinen, jedenfalls über eine recht gut geleitete wissenschaftliche Propagandazeitschrift, die „Revue de Transsylvanie", verfügen. Sie können in Siebenbürgen gut mit dem Volkstumsgedanken arbeiten, während die Madjaren

nicht vorankommen, weil ihnen auch in der Heimat eine klare Lösung der Volksgruppenfragen sowohl in der politischen Gestaltung wie in der wissenschaftlichen Betrachtung noch nicht gelungen ist.

*

Das Bild, das uns Polen bietet, ist ein völlig anderes und für die Gegenwart durch die straffe Organisierung der Wissenschaft für bestimmte Ziele gekennzeichnet. Im Mittelpunkt der polnischen politischen Wissenschaftsarbeit stand von vornherein die Wiedergewinnung eines eigenen Staates. Geschichtsauffassung und weltanschauliche Klärung standen demgegenüber im Hintergrund. Obgleich auch hier deutscher Einfluß zu Beginn des 19. Jahrhunderts wirksam war, so standen daneben doch sehr starke unmittelbare Beziehungen vor allem zu Frankreich, wo mit der Mehrzahl der Emigranten von 1831 die hervorragendsten Vertreter polnischen Geisteslebens ihre Wirkungsstätte fanden und ihre politischen Thesen wissenschaftlich verfechten konnten. Man denke nur an den Dichter Mickiewicz, der am Collège de France eine Professur für slawische Literaturen innehatte, oder auch an den Historiker Joachim Lelewel, der die meisten seiner Werke zur polnischen Geschichte in Brüssel geschrieben hat.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fand die polnische Wissenschaft ihren Schwerpunkt wieder in der Heimat. Geographie und Statistik schufen damals das Monumentalwerk des Słownik Geograficzny Królestwa Polskiego („Geographisches Wörterbuch des Königreichs Polen und anderer slawischer Länder", d. h. aller, die einmal polnisch waren oder mit Polen in Zusammenhang standen — Warschau 1883—1902). Michael Bobrzyński begann nach dem Scheitern der Aufstände die Gründe der Teilung Polens im innern Verfall von Volk und Staat zu erkennen. Theoretiker und Praktiker der Wirtschaft waren sich im klaren darüber, daß die Gesundung des Volksaufbaus und die Schaffung eigener materieller Kräfte die Voraussetzung für eine neue Zukunft Polens wären. Überhaupt war in der Zeit der Staatenlosigkeit jede wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Schicksal des eigenen Volkes zugleich eine politische Leistung.

Die bewegte Diskussion des 19. Jahrhunderts über den zukünftigen polnischen Staat und über sein Verhältnis zu den Nachbarvölkern (besonders im Osten) ist um 1900 in den Gegensatz der von Piłsudski geführten Sozialisten und der Nationaldemokraten unter Führung Dmowskis übergegangen. Piłsudski sah den Hauptfeind Polens im Osten und erstrebte eine Ausbreitung des zu errichtenden Polens hauptsächlich in dieser Richtung, während Dmowski im Deutschtum den Hauptfeind sah, in dem Buch „Deutschland, Rußland und die polnische Frage" 1907 den Anschluß Polens an Rußland empfahl und Erwerbungen im Westen verlangte. Piłsudski band sein Wille zur revolutionären Tat im Weltkrieg an die Heimat, Dmowski dagegen warb bei den Westmächten für die Wiederherstellung Polens gegen Deutschland. Diese Tätigkeit der Nationaldemokratie, die für uns Deutsche in Versailles so folgenschwer geworden ist, hat im Propagandaschrifttum

durch Bücher wie die „Petite Encyclopédie polonaise" von Piltz (1916) oder die Spettsche Nationalitätenkarte Ausdruck gefunden. Jedoch ist die Nationaldemokratie im selbständigen Polen nur für kurze Zeit ans Ruder gekommen; Dmowski hat dagegen als Schriftsteller bis heute verhältnismäßig große Wirkung. Von seinen Büchern sind „Die polnische Politik und die Errichtung des Staates" (1925) sowie „Die Nachkriegswelt und Polen" (1932, beide nicht übersetzt) auch für uns recht beachtenswert.

In der Nachkriegszeit ist Pilsudski als Heerführer und Staatsmann auch literarisch tätig gewesen, vor allem mit seinem Rechenschaftsbericht über den russisch-polnischen Krieg „Das Jahr 1920". Seine „Schriften — Reden — Befehle" sind auch ins Deutsche übertragen worden (Essen 1935/36). Sein Lebenswerk und seine Persönlichkeit werden heute vom kriegsgeschichtlichen Büro des Generalstabs und der Forschungsanstalt für die neueste Geschichte Polens unter Leitung seiner Stabsoffiziere erforscht und dargestellt.

Wenn auch der Gegensatz zwischen Nationaldemokraten und Pilsudskilager in der Praxis der Innenpolitik noch besteht, so ist er doch für die Grenzland- und Volkstumsfragen weithin beseitigt worden, vor allem hinsichtlich ihrer geistigen Durchdringung. Die straffe Organisation von Forschung und Darstellung in einer Reihe von Instituten ist ein besonderes Kennzeichen der heutigen polnischen Wissenschaft.

Das älteste von ihnen ist das Westslawische Institut, das bald nach Errichtung der Universität Posen von dem Sprachwissenschaftler Rudnicki und dem Prähistoriker Kostrzewski, dem auch durch seine Ausgrabungen bekanntgewordenen Verfechter der Hypothese vom angeblich urslawischen Charakter der Lausitzer Kultur, begründet wurde. Es beschäftigt sich mit archäologischen und volkskundlichen Fragen Westpolens und Ostdeutschlands und gibt die Zeitschrift „Slavia Occidentalis" heraus. Unter den Institutsveröffentlichungen aus der letzten Zeit sei der „Atlas der geographischen Namen des Westslawentums" von Kozierowski genannt, der einmal ganz Ostdeutschland bis Hamburg und Bamberg umfassen soll!

1926 wurde unter dem Vorsitz des Landeshauptmanns von Pommerellen das Baltische Institut in Thorn begründet und bald dem Organisationstalent von Josef Borowik unterstellt. Seine Aufgaben waren weit gesteckt: 1. Sammlung und Ordnung des auf die baltische Küste bezüglichen Materials; 2. Herausgabe von Arbeiten, wissenschaftlichen Untersuchungen und für die Allgemeinheit bestimmten Büchern, welche der Verteidigung der polnischen Interessen an der Ostsee dienen; 3. Mitteilung der Forschungsergebnisse an Behörden, wirtschaftliche Verbände und Einzelpersonen, welche sich mit Handel und Gewerbe in den baltischen Gebieten befassen; 4. Schaffung einer Arbeitsstätte, von Bibliotheken und Sammlungen, welche die wissenschaftliche Tätigkeit in bezug auf die

polnischen Beziehungen zur Ostsee unterstützen; 5. Veranstaltung von Diskussionsabenden. An Veröffentlichungen war zunächst nur ein „Gedenkbuch" vorgesehen, von dem mehrere Serien erscheinen sollen: In der Reihe Dominium Maris werden Fragen der Ostsee, des Zugangs zum Meer und der polnischen Seegeltung behandelt, in der Reihe Baltikum die Küstengebiete der Ostsee, besonders Ost- und Westpreußen. Weitere Serien traten später hinzu. Charakteristisch für das Baltische Institut wurde bald die Form des Sammelwerkes, die zusammenfassende Veröffentlichung von Vortragsreihen und Tagungen. Sie begann 1929 mit dem Werk „Das polnische Pommerellen" („Polskie Pomorze", Band I), einer umfassenden Gesamtdarstellung aller Seiten des westpreußischen Lebens.

Der Bearbeitung desselben Gegenstandes nach jeweils wechselnden Fachrichtungen dienen seit 1931 die alle zwei Jahre in verschiedenen Großstädten Polens stattfindenden Pommerellenkundlichen Tagungen. Für diese werden die ersten Fachleute herangezogen; die Verhandlungen erscheinen später im Druck als umfangreiche Spezialwerke.

Obwohl die Bearbeitung ostpreußischer Fragen von Anfang an im Programm stand, hat das Institut doch erst in jüngster Zeit (!) die Herausgabe von zwei Schriftenreihen über die Geschichte und die Wirtschaftsverhältnisse Ostpreußens begonnen. Hier wie in den anderen Veröffentlichungen werden Leistungen und Bedeutung des deutschen Volkstums und des preußischen Staates nach Möglichkeit verkleinert.

Während anfänglich die Veröffentlichungen nur in polnischer Sprache erschienen, hat das Institut jetzt auch die Herausgabe englischer Schriften begonnen. Besonders bemerkenswert ist die Schriftenreihe „Baltic Pocket Library" (Petite bibliothèque baltique — Bibljoteczka Bałtycka), kleine, billige und handliche Hefte, die Forschungsergebnisse und Propagandathesen in gefälliger, lesbarer Form geschickt zusammenfassen und weit verbreiten.

Den Höhepunkt der Institutsarbeit bildet die seit dem Sommer 1935 erscheinende Zeitschrift „Baltic and Scandinavian Countries" die für die Einheit der Ostseeländer unter polnischer Führung werben und bei der Verbindung mit den angelsächsischen Ländern die deutsche Vermittlung ausschalten soll. Skandinavische, angelsächsische und baltische Historiker, Geographen, Nationalökonomen usw. haben sich zur Mitarbeit gewinnen lassen. Eine Reihe von Gelehrten aus den Nord- und Ostseeländern zeichnet als Mitherausgeber. Das Deutsche Reich wird mit Ausnahme Pommerns und Ostpreußens beseite gelassen, ebenso die Sowjetunion. Damit werden vor einem wesentlichen Faktor des heutigen politischen Geschehens in den Ostseeländern die Augen geschlossen.

1937 ist daneben eine fast ebenso umfangreiche wissenschaftliche Ostseezeitschrift in polnischer Sprache „Jantar" („Der Bernstein") ins Leben gerufen worden, eine „Vierteljahrsschrift für pommerellische und baltische wissenschaftliche Fragen" mit ähnlicher Zielsetzung wie die „Baltic and Scandinavian Countries".

Daß die Arbeit für die polnische Seegeltung immer stärker in den Vordergrund rückt, ist auch aus der Verlegung des Institutssitzes nach Gdingen ersichtlich.

Nach dem Vorbild des Baltischen Instituts und unter Leitung seines früheren Mitarbeiters K. Lutman ist 1933 ein Schlesisches Institut in Kattowitz geschaffen worden. Von vornherein war seine Tätigkeit mehr wissenschaftlich eingestellt. Das erste große Werk dieses Instituts behandelt „Stand und Bedürfnis der polnischen Wirtschaft in Oberschlesien" und enthält Planung und Programm auf lange Sicht. Weitere Veröffentlichungen werden vorbereitet. Der nächsten Arbeit dienen zwei Vortragsreihen, die eine historisch-politischer, die andere wirtschaftlich-technischer Art. Für beide sind angesehene Wissenschaftler gewonnen, die Vorträge werden zunächst als Flugschriften gedruckt und sollen später zusammengefaßt werden. An der Reichsgrenze macht diese Arbeit ebenso wenig Halt wie die des Baltischen Instituts. Ausdruck dieser Tendenz ist das gut ausgestattete Buch „Im Oppelner Schlesien" von Wasylewski, das den oben gekennzeichneten Schriften des Baltischen Instituts nichts nachgibt. Seit kurzem hat auch das Schlesische Institut die Herausgabe einer Reihe von Propagandaschriften in englischer Sprache begonnen („Silesian Affairs", H. 1, Kattowitz 1937).

Diese beiden Institute sind mit die besten Organisationen politischer Wissenschaft, die es zur Zeit überhaupt gibt. Sie entsprechen in ihrem Wesen dem weitgehend autoritären Aufbau des heutigen Polen, fassen aber Forscher aller Parteirichtungen zusammen.

Wie in den Arbeiten dieser Institute, so ist auch in den Zeitschriften und Broschüren des Westverbandes (früher „Westmarkenverein") und der See- und Kolonialliga das immer erneute Streben zu erkennen, das Denken und die Kräfte des polnischen Volkes auf die Westgrenze, die Seeküste und das offene Meer auszurichten. Dem Ausland gegenüber haben diese Tendenzen nicht erst in den fremdsprachigen Veröffentlichungen des Baltischen Instituts ihren Ausdruck gefunden, sondern schon in den gemeinsamen Sammelwerken französischer und polnischer Gelehrter, die der Journalist Kasimir Smogorzewski um 1930 in Paris herausgegeben hat („La Poméranie polonaise", „La Silésie polonaise", „La Pologne et la Baltique"). In der Tagespublizistik der letzten Jahre haben sie in Schriften über den reichsdeutschen Osten wie Giertychs „Hinter dem Nordkordon" oder Wańkowiczs „Auf den Spuren des Smentek" einen höchst unerfreulichen Niederschlag erfahren.

Das Schrifttum über polnische Ostfragen ist wesentlich geringer und beschränkt sich nach der wissenschaftlichen Seite auf wenige umfassendere Arbeiten und auf die mehr örtlich begrenzte Tätigkeit von Lemberg und Wilna aus. Erst in den letzten Jahren hat der Gedanke der wirtschaftlichen Hebung der Ostgebiete publizistischen Ausdruck erhalten; daneben gibt es eine gewisse polemische Literatur, in der die Auseinandersetzung mit den Ukrainern ihren Niederschlag findet. An der klaren

Herausarbeitung von Leitgedanken und an systematischer Durchdringung der Fragen fehlt es noch.

Der Volkstumsgedanke findet in Polen seine Anerkennung und Anwendung beim Weltbund der Auslandpolen, der u. a. die Zeitschrift „Polacy zagranicą" („Die Polen im Ausland") herausgibt. Mit den Volksgruppen innerhalb Polens beschäftigt sich vom polnisch-staatlichen Standpunkt aus die Forschungsanstalt für Volkstumsfragen in Warschau, deren Organ die „Sprawy narodowościowe" („Volkstumsfragen") sind.

Mit dem Rassengedanken haben sich in Polen einzelne Autoren einigermaßen ernsthaft befaßt. Dabei hat ihn Stojanowski 1934 als einen Angriff auf das Slawentum dargestellt, während Czekanowski, der Anthropologe der Universität Lemberg, sich in seinem Buch „Der Mensch in Zeit und Raum" gründlicher mit den Rassenfragen befaßt und dabei den starken Anteil der nordischen Rasse an der Bevölkerung Polens hervorgehoben hat. Die Anschauung, daß der älteste polnische Staat eine Wikingergründung oder wikingisch beeinflußt sei, wird auch von einzelnen polnischen Gelehrten geteilt.

Mit der jüdischen Frage, die für Polen durch 3½ Millionen Ostjuden ihr eigenes Gesicht erhält, beschäftigen sich immer von neuem allerlei Bücher, Broschüren und Aufsätze. Sie sind kaum von grundlegender Bedeutung; der Antisemitismus ist den breiten Massen des polnischen Volkes eingewurzelt und bedarf über seine wirtschaftlichen und konfessionellen Motive hinaus zunächst keiner weiteren Begründung. Die Verbindung zwischen Judentum und Kommunismus ist in weitem Maß erkannt; ein besonderes antimarxistisches Schrifttum ist aber mit ganz wenigen Ausnahmen kaum entwickelt.

Auf der anderen Seite gibt es ebensowenig eine wesentliche marxistische Literatur, da der Kommunismus auch in Polen verboten ist. Dennoch besteht auch in Polen eine schlummernde Gefahr, da die Ostjuden wie Krankheitsträger wirken und die ungelöste Bauernfrage leicht zum Krankheitsherd werden kann.

Über eine geschlossene Weltanschauung oder auch nur eine gewisse Ideologie verfügt das heutige Polen bekanntlich nicht. Die soldatische Haltung Piłsudskis soll den Geist des Staates bestimmen, Śmigły-Rydz' Leitwort von der „Verteidigung des Staates" gibt die Linie. Es gibt also eigentlich kein allgemeingültiges Programmschrifttum, sondern nur eine Fülle von Traktaten einzelner Gruppen, „Lager" und Richtungen.

Die Entstehung junger nationaler Gruppierungen in und neben der Nationaldemokratie sowie die Bestrebungen zur Neuausrichtung und festeren Zusammenfassung des Regierungslagers einerseits, der weltpolitische Ideenkampf der Gegenwart andererseits haben zu einer lebhaften Debatte in Polen geführt. Wenn sich auch neue große und beherrschende Gedanken nach einer gewissen Auflockerung alter Fronten in diesem innerpolitischen Schrifttum noch nicht klar herauskristallisiert haben, so zeugt es doch von einer sehr eifrigen Auseinandersetzung

mit den Fragen der Gegenwart, die noch immer weitergeht und bereits einige recht bemerkenswerte Arbeiten hervorgebracht hat, von denen wenigstens Olgierd Górkas neues Buch „Volk und Staat als Problem Polens" als eine tiefschürfende Behandlung dieses Fragenkreises genannt sei.

Die Fragen der Überbevölkerung des Dorfes und der Zersplitterung des bäuerlichen Besitzes bewegen heute das politische und auch das literarische Leben Polens lebhaft. Die Aufgabe, ein gesundes Bauerntum in Mittel-, Süd- und Ostpolen aufzubauen, lenkt die Blicke nicht nur auf das ehemalige preußische Teilgebiet, sondern auch auf die Agrar- und Sozialgesetzgebung des nationalsozialistischen Deutschland. Eigene Forschungsstellen, wie das Staatliche Landwirtschaftsinstitut in Puławy an der Weichsel und das Institut für Kultur des Dorfes in Warschau, sind für die Erforschung der drängenden Fragen der Landwirtschaft und der dörflichen Gesellschaft errichtet worden und haben zum Teil schon recht stattliche Veröffentlichungen herausgebracht.

*

Die baltischen Völker, nach dem Weltkrieg staatlich selbständig geworden und heute ebenfalls autoritär regiert, stehen noch am Anfang des Aufbaus ihres völkischen Geisteslebens. Am meisten gilt das von den Litauern. Die Wissenschaft, die fast ausschließlich an der Universität Kauen konzentriert ist, beschäftigt sich heute hauptsächlich damit, erst einmal Fundamente zu legen und ihr eigenes Land und Volk zu erforschen. Sie kann dabei auf die beachtlichen Anfänge einer litauischen Landesforschung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückblicken, die mit der Schließung der Universität Wilna nach dem Polenaufstand von 1863 ihr Ende fand. Die deutschgegnerischen Broschüren, die die Zuspitzung des Memelkonflikts hervorgerufen hatte, scheinen meist schon in der verdienten Vergessenheit verschwunden zu sein. Ihr gemeinsamer Kern war der, daß die Litauer im Norden Ostpreußens schon vor der Ordenszeit ansässig gewesen, nicht erst später ins Land eingewandert seien und noch vor dem Weltkrieg eine starke Minderheit gebildet hätten, — so in der litauischen Schrift von Vileišis „Die Nationalitätenverhältnisse in Kleinlitauen bis zum Weltkrieg" (Kauen 1935, mit deutscher Zusammenfassung) und den deutschgeschriebenen „Beiträgen zur ältesten Geschichte des Memellandes und Preußisch-Litauens" von W. v. Karp (Memel 1935). Darüber hinaus finden sich auch die Thesen, die alten Pruzzen seien ein litauischer Stamm gewesen und Ostpreußen sei eigentlich nur ein Teil des Baltikums.

Lettland ist trotz späteren Beginns infolge des langen Einwirkens der deutschen Bildung auf das Lettentum auf dem Weg zur Schaffung eines eigenen wissenschaftlichen Schrifttums etwas weiter vorangekommen und kann bereits Wesentliches aufweisen. Die Hauptaufgabe ist gerade hier die Schaffung eines eigenen Geschichtsbildes des lettischen Volkes unter radikaler Trennung von dem, was wir von der deutschen Oberschicht her, die die Geschichte dieser Länder gemacht hat, als baltische Geschichte ansehen. Das verlangt bei den Letten und

Esten, die nie eigene Staaten besessen hatten, ein Ausgehen vom Begriff des Volkes. Dieser ist von dem Schöpfer des modernen Lettlands, Staatspräsidenten Ulmanis, anläßlich der Eröffnung des ersten baltischen Historikerkongresses auch ziemlich klar als die Grundlage der neuen Geschichtsauffassung herausgestellt worden. Der lettische Volkstumsgedanke hat auch bereits den Versuch einer eigenen Formulierung erfahren in der umfangreichen „Volkstumslehre" von Brastinsch, die an die deutschen Lehren anknüpft, aber zu einer eigenen Meinung zu kommen versucht. In der wissenschaftlichen Praxis ergibt sich daraus eine scharfe Wendung gegen die deutsch-baltischen Leistungen, sowohl die der großen Vergangenheit als auch gegen die in ihrer wissenschaftlichen Erforschung. Wie aus unserm Volkstumsgedanken, so folgt erst recht aus dem lettischen die Hinwendung zum Bauerntum und zur Urgeschichte, denn anderswo läßt sich ja eine eigene lettische Vergangenheit nicht aufspüren. Dabei hat der Rigaer Historiker A. Švabe, der bei der Schaffung dieser neuen lettischen Auffassungen vorangegangen ist, mit seinem 1928 deutsch erschienenen „Grundriß der Agrargeschichte Lettlands" einen wesentlichen Grundstein gelegt. (Auf estnischer Seite hat Jüri Uluots mit seinen „Grundzügen der Agrargeschichte Estlands" 1935 ein ähnliches Werk geschaffen.) Die autoritäre Regierung Ulmanis hat in Lettland 1934 die Erforschung der Vergangenheit im lettisch-völkischen Sinn, d. h. im scharfen Gegensatz zur deutsch-baltischen Geschichtsauffassung, in einem „Lettischen Geschichtsinstitut" unter Professor Tentelis, dem jetzigen Erziehungsminister, und dem Vorgeschichtsforscher Professor Balodis zusammengefaßt, das „im Geist des Nationalismus und der Wahrheit die eigene Geschichte neu schreiben soll" und zu diesem Zweck ein „Journal" herausgibt. Es findet die lebhafte persönliche Unterstützung von Ulmanis und soll die neuen lettischen Anschauungen auch vor der wissenschaftlichen Weltöffentlichkeit darstellen.

Ein marxistisches Schrifttum finden wir in Lettland kaum, da auch hier der Kommunismus verboten ist.

Ein Blick auf Estland würde zeigen, daß die estnische Wissenschaft in einer ähnlichen Ausgangslage gestanden, aber sich bemüht hat, die Kluft gegenüber der deutschen Geschichtsauffassung nicht allzu scharf aufzureißen. Sie kann bereits auf recht aufschlußreiche Arbeiten über ihr Land hinweisen, insbesondere wesentliche Forschungen auf den Gebieten der Wirtschaftsgeschichte und Siedlungskunde.

*

Noch weniger bestehen zwischen der ukrainischen und der deutschen Wissenschaft entsprechend der geringen unmittelbaren Berührung beider Völker Reibungsflächen; wesentlich ist vielmehr die vielfache Berührung der Ukrainer mit der polnischen Forschung, teils in Zusammenarbeit, teils in polemischer Auseinandersetzung. Die Schaffung eines eigenen ukrainischen wissenschaftlichen Schrifttums, die hauptsächlich von Lemberg ausgeht, ist einer der wichtigsten Wege, um den von der Sowjetherrschaft freien Teil dieses Volkes in einen Volksaufbau mitteleuropäischer Art hineinzuführen.

Das rumänische Volk schließlich hat durch die Verbindung Siebenbürgens und der Bukowina mit Österreich-Ungarn und durch die Berührung mit dem Siebenbürger Sachsentum seit alters engere Verbindungen zum Deutschtum gehabt. Dennoch sind sie heute recht locker geworden und reichen über das übliche Maß internationaler wissenschaftlicher Beziehungen nur in einzelnen Fällen hinaus. Die völkische Haltung der rumänischen Wissenschaft führt zwar in der volkspolitischen Lage der Gegenwart nicht selten zu scharfer Auseinandersetzung mit den Sachsen; indessen bestehen keine grundlegenden Differenzen, die die deutsche und die rumänische Wissenschaft zu trennen brauchen, wenn nur die Volkstumsrechte geachtet bleiben.

In allen diesen Ländern sehen wir die Wissenschaft als einen wesentlichen Faktor völkischen Lebens: sowohl der Auseinandersetzung jeder Art mit fremden Völkern, als auch der Fortentwicklung des eigenen Volksaufbaus und der vertieften Erkenntnis der eigenen Volkspersönlichkeit. Die völkische Haltung, die hier für den Forscher gewöhnlich selbstverständlich ist, hat in den meisten Fällen ein Abrücken von marxistischen Tendenzen und auch vom Judentum (d. h. wenigstens vom nichtassimilierten Glaubensjudentum!) zur Folge, freilich nicht überall. Die Annahme des Volkstumsgedankens oder selbst Ansätze zu einer Art von Rassegedanken dürfen uns aber ebensowenig wie die Ablehnung des Marxismus zu der Annahme verleiten, daß mit dieser völkischen Haltung eine Erklärung für das heutige Deutschland verbunden sein müsse. Diese Gedanken lassen sich auch gegen die auslandsdeutschen Volksgruppen anwenden und können im wissenschaftlichen Schrifttum zu scharfer Wendung gegen die deutsche Forschung führen.

Schließlich sind auch die Juden in ganz Ostmitteleuropa für das Schrifttum von erheblicher Bedeutung. Es gibt zunächst ein recht umfangreiches ostjüdisches Schrifttum: in jiddischem Jargon in Polen, in den Landessprachen und — auch heute noch — auf deutsch. Wichtiger ist in unserem Zusammenhang, daß vor allem in Polen, Rumänien, Ungarn und der Tschechoslowakei daneben ein recht starker Einfluß des Judentums auf die nationalen Literaturen vorhanden ist: es gibt ganze Reihen jüdischer oder jüdisch versippter Schriftsteller und Forscher (die sich zuweilen sehr national gebärden), das Verlagswesen befindet sich zum erheblichen Teil in jüdischer Hand oder ist wenigstens von jüdischem Einfluß nicht frei und schließlich ist ein Teil der Presse, vor allem das literarisch-kritische Zeitschriftenwesen, von Juden geleitet.

Von unmittelbarer Bedeutung für uns Deutsche ist es, daß bis 1933 die kulturelle Vermittlung zwischen Deutschland und unsern östlichen Nachbarvölkern in den Händen des — großenteils ja deutschsprachigen! — Judentums lag. Sie hatten einen wesentlichen Teil der journalistischen und wissenschaftlichen Berichterstattung über Ostmitteleuropa in der Hand. Ebenso bestimmten sie in großem Ausmaß das Bild, das die Ostvölker von Deutschland haben, — und bestimmen es vielfach noch! Ein Blick auf die Übersetzungen aus dem heutigen deutschsprachigen

Schrifttum in fast alle ostmitteleuropäischen Sprachen bestätigt diese Behauptung. Überall werden weitaus mehr Bücher von Juden und Emigranten oder Schundschriften übersetzt als wertvolles deutsches Gegenwartsschrifttum! Dabei besteht bei den Ostvölkern oft Bereitschaft, den Aufbau des neuen Deutschlands kennenzulernen, wie er wirklich ist, und vielleicht auch für sich selbst von ihm zu lernen. Sie sind zwar heute aus der engen Verbindung mit dem deutschen Geistesleben herausgewachsen, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vielfach bestand, und haben sich zu eigenen Volkspersönlichkeiten entwickelt oder sind auf dem Wege dahin. Gerade deshalb ist aber heute auf seiten der deutschen Wissenschaft und des deutschen Schrifttums ein vermehrter Einsatz sprach- und landeskundiger Kräfte erforderlich, um diesen Wandel Ostmitteleuropas und seines geistig-politischen Gesichts in seiner Bedeutung für uns zu begreifen.

*

Dieser Abriß konnte nur die wichtigsten Strömungen nennen, ohne irgendwie Vollständigkeit zu beanspruchen. Ebensowenig sind einigermaßen erschöpfende Schrifttumshinweise an dieser Stelle möglich. Ich nenne hier nur eine Auswahl von Zeitschriften, die — unabhängig von ihrer sonstigen Tätigkeit — öfter einzelne der hier besprochenen Fragen behandeln und eine tiefere Einarbeitung in sie ermöglichen:

Osteuropa, Zeitschrift für die gesamten Fragen des europäischen Ostens (Osteuropa-Verlag, Berlin-Königsberg).

Jomsburg, Völker und Staaten im Osten und Norden Europas. Vierteljahrsschrift (Verlag S. Hirzel, Leipzig).

Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung (ebenda).

Altpreußische Forschungen (Kommissionsverlag Gräfe & Unzer, Königsberg).

Deutsche Monatshefte in Polen (Verlag der Hist. Gesellschaft für Posen, Auslieferung S. Hirzel, Leipzig).

Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen (ebenda).

Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte (Verlag Rohrer, Brünn-Wien-Leipzig).

Volk und Führung, Unabhängige sudetendeutsche Monatshefte für Politik und Erziehung (Prag).

Volk und Glaube, Zeitschrift südostdeutscher Katholiken (Verlag Czerny, Prag).

Neue Heimatblätter (Fortsetzung der „Deutschungarischen Heimatblätter", Vierteljahrsschrift zur Erforschung des Deutschtums in Ungarn, Budapest).

Studienrat Gerhard Schönfelder:

Der deutsche Buchhandel im Osten

Leistung und Aufgabe

Die Frage nach der Rolle des deutschen Buchhandels im deutschen Osten führt zu der Frage, welche Beziehungen überhaupt zwischen Buchhandel und politischem Raum bestehen. Einen Buchhandel an und für sich, der gewissermaßen nur ein Sonderdasein im wirtschaftlichen Sektor lebt, gibt es nicht und hat es niemals gegeben. Der Buchhandel als Ganzes ist stets ein politischer Faktor gewesen und hat also auch stets eine politische Funktion ausgeübt. Selbst noch in den letzten 10 Jahren, als das Bewußtsein für diese elementare Tatsache, aus der heraus sich überhaupt nur das Dasein eines Buchhandels rechtfertigen läßt, bis auf wenige rühmliche Ausnahmen so stark unter bestimmten liberalen Vorstellungen von Kultur- und Wirtschaftsautonomie verschüttet war, daß es 1933 erst einer ausdrücklichen Besinnung auf diese Tatsache bedurfte.

Der deutsche Buchhandel, so wie er seit der Mitte des 18. Jahrhunderts etwa seine heutige Gestalt und sein heutiges Wesen annimmt, ist in dieser Gestalt und in diesem Wesen nur zu begreifen aus der kulturellen, der geistigen, der politischen und der kulturwirtschaftlichen Entwicklung. Dementsprechend ist er auch mitgeformt worden von den Kräften und dem Wesen des Raumes, in dem er sich entwickelte und in dem er wirksam wurde. Und dies so stark und so klar, daß schon 1816 der politischste Kopf des deutschen Buchhandels, Friedrich Christoph Perthes, davon sprechen konnte, daß der deutsche Buchhandel ein „aus dem Eigensten deutscher Geschichte und Verfassung hervorgegangenes Institut" sei.

Die Aufgabe nun, die dem Buchhandel in diesem politischen Raum gestellt ist, ist die Verteilung des Buches.

Rein wirtschaftlich gesehen hat er zur Erfüllung dieser Aufgabe bis heute die allgemeinen und gewohnten Handelsstraßen und Verkehrsmittel benutzt. Er hat sich aber darüber hinaus noch eine eigene Methode der Verteilung und eine eigene Organisation des Verkehrs geschaffen, die ihm allein eigentümlich ist und ihn von dem Buchhandel anderer Länder zum deutschen Vorteil ebenso stark unterscheidet, wie es ihn auch von anderen Handels- und Gewerbezweigen des eigenen Landes trennt. Das Charakteristische dieser Organisation ist die nahezu vollkommene Dezentralisation des gesamten Produktions- und Vertriebsapparates, d. h. seine annähernd gleichmäßige Verteilung über die Fläche des Reiches. Das ist eine Struktur, die nicht nur weitgehend der Landschaft und dem Stamm sowie den örtlichen Verhältnissen angepaßt ist, sondern die auch der Ausdruck der partikularen politischen und kulturellen Kräfte ist. Im Mittelpunkt dieses Systems stand und steht heute noch die alte Buchhandelsmessestadt Leipzig als

die Hauptstadt des deutschen Buchhandels, ja sogar gewissermaßen als eine Kapitale des europäischen Buchhandels. Und in dieser Eigenschaft ist auch sie wieder das Ergebnis bestimmter geistiger, politischer und wirtschaftlicher Schwergewichtsverlagerungen innerhalb des deutschen Raumes.

Letztens aber hat sich dieses System nicht nur äußerlich, sondern auch in der Idee entwickelt aus der Vorstellung von der Einheit des geistigen Lebens deutscher Völker überhaupt. Und damit wird dieses System nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geistig im politischen Raum über die jeweiligen Grenzen hinausgetragen. Dieser entscheidende Gedanke entstand mit dem Beginn des Begriffes einer deutschen Nationalliteratur, also um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Er wird dann in den Besten des deutschen Buchhandels gefördert aus dem Widerstand gegen die europäischen Machtansprüche Napoleons und aus dem Unglück des Vaterlandes. Hier liegt das politische Fundament des deutschen Buchhandels.

Friedrich Christoph Perthes bezeichnete daher schon an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert als eigentlichsten Beruf des deutschen Buchhandels, die Einheit der deutschen Literatur zu erhalten und zu fördern und alles zu beseitigen, was diese stören oder gefährden könnte. So betrachtete er „die deutsche Literatur als den Gesamtausdruck des geistigen Lebens deutscher Völker und die gemeinsame Sprache als das unverletzliche Bildungsmittel deutscher Stämme".

Wie diese Kultureinheit sich gewissermaßen buchhandelsgeographisch widerspiegelt, schildert Perthes einmal sehr anschaulich im Jahre 1823, und wir stoßen damit auch gleich auf ein charakteristisches Zeugnis für die Rolle des deutschen Buchhandels im Ostraum. Er sagt da:

> „Eine geistige Einheit ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter den Deutschen hervorgebildet, wie sie früher niemals bestanden hat. Der Aufschwung der Wissenschaften, die Herstellung unserer Sprache, das Bestehen einer Gesamtliteratur bindet unzerreißbar die verschiedenen deutschen Stämme aneinander. Für diese Entwicklungsgeschichte des geistigen Zusammenhanges unter den Deutschen ist die Geographie des Buchhandels sehr unterrichtend. Auch die auswärts zerstreuten Deutschen haben sich an der deutschen Literatur gesammelt und selbst Fremde unter deren geistige Herrschaft gebracht. So wie schon früher Dänemark, Schweden, Kurland und Livland im deutschen literarischen Verein standen, so ist jetzt auch Polen, Galizien, Siebenbürgen und Ungarn in denselben eingetreten. In Warschau, Hermannstadt, Pest und Kaschau gedeihen deutsche Buchhandlungen. Dieser geistige Zusammenhang der Deutschen, der in dem Buchhandel sich einen Leib geschaffen hat, ist einzig und allein aus der Nation, ohne alles Zutun, ja unter Widerstreben der politischen Gewalten hervorgearbeitet, und mag der politische Bund mit

seinem Bundestag sich gestalten wie er will, der geistige Bund der Deutschen mit seinem Buchhandel wird uns als Einheit halten."

Wir können es uns heute vielleicht nur schlecht vorstellen: aber Joseph Nadler hat recht, daß es Zeiten gegeben hat, wo wir uns nur noch im Buch als Nation erkannt haben. Es ist keine wirtschaftliche, sondern eine politische Feststellung, wenn wir sagen, daß der deutsche Buchhandel längst vor dem, was Friedrich List zu verwirklichen suchte, ein nationales Handelssystem repräsentierte, aber nicht nur binnendeutsch, sondern auch außendeutsch. Und wir begreifen es, wenn 1811 Joseph Görres diesem Perthes bewundernd schreibt:

> „Nun erst begreife ich die Großartigkeit Ihres Geschäftes. Sie sind als Geschäftsmann ein wahrer Hanseate, und es ist nichts Geringes, den geistigen Verkehr eines großen Teiles von Europa in seiner materiellen Grundlage zu sehen und zu leiten."

Die Frage nach der Wirksamkeit des deutschen Buchhandels im politischen Raum ist damit beantwortet. Es sind damit aber auch die entscheidenden Gesichtspunkte gegeben für die Beurteilung der Rolle, die der deutsche Buchhandel im Osten gespielt hat:

1. Er besaß eine Organisation, die ihn befähigte, im 17., 18. und 19. Jahrhundert weit in den Ostraum vorzustoßen und dort seine Beziehungen anzuknüpfen und auszubauen.
2. Er wurde getragen von dem Bewußtsein, daß er lebensnotwendig in den Zusammenhang von deutschem Volk, deutschem Schrifttum und deutscher Sprache gehört.

Deutschland ist ein Land der Mitte. Der osteuropäische Raum umfaßt etwa 20 mittlere und kleine Völker von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Dieser Raum ist deutscher Kulturboden, so weit wie deutsche Siedler nach Osten vorgedrungen sind. Mit dem Schwert und dem Pflug geht auch das Buch nach dem Osten. Und wenn es zunächst auch nur die Bibel und das Gesangbuch waren! Nicht nur Burgen und Rodungen schufen deutschen Raum und deutsche Wirkung, sondern auch deutsche Kirchen, Schulen und Hochschulen. Überall sind in die Vielfalt der mittleren und kleinen Völker des Ostens, die kulturell kein eigenständiges Leben führen können, deutsche Sprachinseln eingesprengt. Aus ihnen und aus dem großen deutschen Raum übernehmen diese Ostvölker deutsche Kultur durch den deutschen Drucker und den deutschen Buchhändler. Und noch heute, längst nach dem Erwachen zur eigenen nationalen Kultur, ist bei diesen Ostvölkern zum mindesten das deutsche wissenschaftliche Buch immer noch unentbehrlich.

Freilich ist der Mittler dieser Ausstrahlung deutscher Kultur im Osten zunächst nicht der Buchhändler, sondern der deutsche Drucker. Am Anfang der geistigen Kolonisation des Ostens steht die erstaunlich rasche Ausbreitung der Guten-

bergschen Erfindung im Ostraum. Mit der Druckpresse übernehmen die Ostsiedler die stärkste Waffe neben dem Schwert.

Bereits 1474 steht in Krakau die erste Druckpresse. Der Deutsche Caspar Hochfelder aus Bayern ist der erste Drucker Polens. Ein Jahr später beginnt man in Breslau zu drucken. Das ist Jahre früher als in Leipzig oder Wittenberg oder im Norden in Lübeck, Hamburg oder Rostock, oder im Westen in Münster, Freiburg oder Zürich, oder im Süden in Regensburg, Passau oder Wien. Die Reformation ist in ihrer entscheidenden Mitwirkung bei der Durchdringung wichtiger Teile des deutschen Ostraums ohne die Druckpresse und den Drucker-Verleger nicht denkbar. Königsberg wurde noch im 16. Jahrhundert eine der ersten Pflanzstätten des protestantischen Kirchenliedes im Osten. Die erste große einigende Kraft im Ostraum beruht zu einem wesentlichen Teil auf der kirchlichen Bildung Luthers und Melanchthons. Ja, in Krakau und in Lemberg wurde deutsch gepredigt, genau so wie vor den Gerichten deutsch verhandelt wurde. Der Reformator Siebenbürgens, Johann Honterus, lernte in Krakau den deutschen Buchdruck kennen und verpflanzte ihn nach Siebenbürgen. Seit vier Jahrhunderten wird in Kronstadt deutsch gedruckt! Später, im 18. Jahrhundert, liefert die buchhändlerische Gründung August Hermann Franckes, die Buchhandlung des Waisenhauses in Halle, unendliche Mengen evangelischer Gesangbücher und Testamente nach Böhmen. Und als Friedrich Wilhelm I. im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts mit Königsberg als Mittelpunkt eine neue Schulpolitik für Ostpreußen einleitete, stoßen wir wieder auf den pietistischen Einfluß Franckes und seine buchhändlerischen Beziehungen. Deutsche theologische Werke werden gedruckt und gehandelt von Riga bis Kronstadt. Ja, noch mehr: Fast durchweg sind es deutsche Drucker, die die ersten Bücher in den Sprachen der Ostvölker drucken, ob es estnisch, litauisch, lettisch oder rumänisch ist. Und später drucken sie ihnen nicht nur die Werke ihrer eigenen Sprachen, sondern sie verlegen und vertreiben sie auch. Und damit wird in vielen Fällen der deutsche Buchhändler im Gefolge des deutschen Druckers der Begründer des Buchhandels der östlichen Nationen.

Deutsche Kaufleute, deutsche Ärzte, Gelehrte, Architekten, Künstler und Handwerker bevölkern die Städte des Ostens und beleben sie mit ihren Leistungen und Schöpfungen. Geistige Kulturen werden fruchtbarer Nährboden für deutsches Schrifttum. Krakau ist im 15. und 16. Jahrhundert eine der führenden deutschen Universitäten, wo deutsche Gelehrte lehren und wohin deutsche Studenten aus allen Teilen des Reiches zusammenströmen. Und so war es auch später weiter nördlich in Dorpat und Riga mit ihrem tiefen Einfluß auf das deutsche Geistesleben.

Von einem regulären Buchhandel, wie dann im 18. Jahrhundert, kann man zunächst freilich noch nicht sprechen. Das Buch geht mit dem Drucker, mit dem

Prediger, mit dem Kaufmann, mit dem Studenten. Im 17. Jahrhundert aber beginnt sich jene eigentümliche buchhändlerische Verkehrsorganisation mit Leipzig im Mittelpunkt bestimmender auszuwirken. Leipzig wird jetzt für mehr als 200 Jahre die Operationsbasis für den deutschen Buchhandel im Osten. Leipzig ist damals die literarische Zentrale Europas, das Herz der „Germania litterata".

Mit der Reformation hatte sich das geistige und kulturelle Schwergewicht vom Westen des Reiches weiter nach Osten in den Raum zwischen Wittenberg, Erfurt und Leipzig verlagert, in jenen thüringisch-meißnischen Raum, um den sich der obersächsische Kulturkreis aufbaut. Von hier gehen jene wesentlichen geistigen Kräfte der Reformation, der Aufklärung und dann noch einmal der Romantik aus. Hier wird die deutsche Hochsprache Luthers geschaffen, und hier wächst das protestantische Bildungs- und Schulwesen als fruchtbarster Nährboden des deutschen Buchhandels des 17. und 18. Jahrhunderts.

Leipzig liegt an der Grenze zwischen Alt- und Neustämmen, genau auf der Linie, von der aus die Frontmitte der deutschen Rücksiedlung des Ostens antritt. Von hier werden die buchhändlerischen Bastionen dieses mitteldeutschen Kulturkreises über die Lausitz nach Schlesien immer weiter vorgeschoben. Bautzen, Zittau und Görlitz waren im 17. und 18. Jahrhundert keine unbekannten Verlagsstädte. Breslau war die große Außenfestung, mächtig und beherrschend im offenen Vorfeld des Ostens. Daneben stehen Glogau, Posen und Thorn. Auf diesem Wege geht die geistige Führung im Ostraum für geraume Zeit an den mitteldeutschen Kulturkreis über, in zwei Kraftströmen sich nach Nordosten und Osten ausbreitend. Auf beiden Wegen wird das deutsche Buch weit nach Rußland hineingetragen.

Der sogenannte Messebereich Leipzigs, d. h. der Raum, aus dem die Buchhändler nach Leipzig kamen oder in dem von Leipzig aus die Sendungen hinausgingen in die vorgeschobenen Niederlassungen und Filialen, ist auch der Raum des literarischen Verkehrs im 17. und 18. Jahrhundert. Philipp Erasmus Reich in Leipzig, den man den König des deutschen Buchhandels im 18. Jahrhundert nannte, hatte seine Filiale in Warschau. Die Verbindungen Weidmanns gingen nach Riga und Petersburg und Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, der Erneuerer der deutschen Typographie, hatte seine Kunden auch in Moskau und Kiew. Das sind nur ein paar Beispiele. Aber überall saßen draußen deutsche Buchhändler in eigenen Geschäften in Danzig, Reval, Dorpat und Riga, in Czernowitz, Krakau und Lemberg und auch in Moskau und Petersburg.

So drückt sich Deutschlands zentrale Lage sichtbar in seinem Buchhandel aus und im Buchhandel wieder in jenem großen literarischen Umschlagsplatz, von dem aus die Fäden über den ganzen Osten gespannt werden, von der Ostsee hinunter bis an die Donau: in Leipzig. Ohne diesen zentralen Stützpunkt und ohne dieses System wäre die Durchdringung des Ostens mit dem deutschen Buche in

diesem Umfange niemals möglich gewesen. Das sind die Grundlagen. Im Nordosten und im Südosten, in Ostpreußen und den baltischen Provinzen und in Siebenbürgen stehen die Eckpfeiler dieses Systems.

Wir wissen, daß die literarische Pflege im Ordensland auf den Orden zurückgeht, und wir wissen, daß der Orden auf seinen Burgen stattliche Bücherschätze besaß. Vor 1450 hat der nördliche Ostraum noch keine eigene wesenhafte Literatur, aber nach der Ordensherrschaft, nach 1525, kommt das geistige Leben zu freierer Entfaltung. Humanismus und Reformation ziehen ein. 1523 wird in Königsberg der erste Buchhändler unter Herzog Albrecht seßhaft. Die meisten Königsberger Buchhändler des 16. und 17. Jahrhunderts kommen aus dem Reich, aus Rostock, aus Lübeck, aus Sachsen, aus Thüringen und aus Bayern. Im 17. Jahrhundert beginnt sich in Ostpreußen ein eigenes Geistesleben zu entwickeln. Von hier kommen die weltbewegenden neuen Gedanken, die im 18. Jahrhundert das deutsche Volk zum geistigen Anreger der Welt machen. Was früher auf den literarischen Verkehrswegen mit den Druckern und Buchhändlern in den Ostraum eingeströmt war, strömt jetzt aus Ostpreußen in einem doppelt reichen Segen wieder zurück ins Reich. Der Buchhandel ist Mittler in beiden Richtungen.

Die Königsberger Bewegung des 18. Jahrhunderts als geistiger Mittelpunkt des deutschen Nordostens ist auch buchhändlerisch mit den Namen Hamann, Kant und Herder unlöslich verknüpft. Sie erweckt die bis dahin im wesentlichen unberührten Mitbewohner des deutschen Ostens zum nationalen Bewußtsein ihres Volkstums, ihrer Dichtung und ihrer Sprache. Die baltischen Völker kommen in geistige Bewegung. 1766 erscheinen in Riga die ersten Arbeiten Herders. Mit dieser geistigen Bewegung entwickelt sich auch der Buchhandel Ostpreußens zu einer einzigartigen Blüte. An der Spitze stehen die Buchhändler Eckardt und Hartung, der eine aus Sachsen, der andere aus Thüringen. Hartung war ein bedeutender Drucker, der damals nicht nur Schulbücher, sondern auch das polnische Gesangbuch und die polnische Bibel verlegte und vertrieb. Der schärfste Konkurrent Hartungs war aber Johann Jakob Kanter, der erste große Verleger des deutschen Ostens. Er stand in engen Beziehungen zu Hamann, Kant und Herder. Herder wollte sogar bei ihm den Buchhandel erlernen, hat es aber niemals zu einem brauchbaren „Jungbuchhändler" gebracht. Kanter war ein ebenso kühner wie in seinen Unternehmungen ausschweifender Buchhändler. Er hatte eine eigene Zeitung, eigene Papiermühle und eigene Schriftgießerei. Er überzieht den ostpreußischen Raum mit einem Netz von Vertriebsstellen. Den weiten Weg nach Leipzig umgeht er durch den Aufbau großer eigener Läger. Sein Gedanke war — und das war ein großartiger und fortwirkender Gedanke —: Ostpreußen muß sich selbst mit Büchern versorgen, d. h. er versuchte nichts Geringeres, als die Außenlage Ostpreußens auch buchhändlerisch zu überwinden. Dieser Gedanke ist geblieben und wirkt noch heute, z. B. in der Firma Gräfe & Unzer in Königsberg.

Das Werk Kanters allerdings zerfiel im Übermaß der wirtschaftlichen Unternehmung.

Es wurde aber von einem Schüler Kanters, von Hartknoch, fortgeführt. Hartknoch hielt sich in engeren wirtschaftlichen Grenzen, vor allem beschränkte er sich mehr auf den Verlag. Er ist der Verleger des ostpreußischen Schrifttums, das dem deutschen Geist bleibende Züge verlieh. Er ist der Verleger Herders und Kants. Hartknoch wirkte seit 1763 zuerst in Mitau und dann in Riga. Seine Beziehungen reichten bis Petersburg und Moskau. Er arbeitete mit großen Krediten und Ansichtssendungen an der Erschließung des literarischen Lebens. Was Perthes zur gleichen Zeit im Nordwesten war, war Hartknoch im Nordosten: der großzügige wirtschaftliche Organisator des geistigen Lebens eines deutschen Raumes. — Diese Beispiele mögen für den Nordosten genügen.

Schlesien, das deutete ich vorhin schon an, ist auch für den Buchhandel die Brücke nach dem Osten gewesen, nach Polen und nach Rußland. Sachsen mit der Leipziger Messe ist sein Hinterland, Breslau sein Mittelpunkt. Breslau steht durch drei Jahrhunderte mit in der vordersten Reihe der großen deutschen Verlagsstädte und war immer die stärkste buchhändlerische Festung im Osten. Deutsche oder durch deutsche Lehre gegangene Buchhändler haben die Anfänge des modernen polnischen Buchhandels aufgebaut, der sich auch in seiner Organisation eng an das deutsche Vorbild anlehnt. Polnische Literatur erscheint damals noch zu einem guten Teil in deutschen Verlagen und wird durch deutsche Sortimente vertrieben, dies um so mehr, als z. B. in Kongreßpolen die russische Zensur die Eigenentwicklung eines polnischen Buchhandels unterdrückte. Diese Verflechtungen gingen so weit, daß in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts in den damals in Preußen noch gesetzlichen Buchhändlerprüfungen Fragen nach polnischer Literatur gestellt wurden.

Der bekannteste Buchhändler dieses Raumes war im 18. Jahrhundert Johann Jakob Korn aus Neustadt bei Koburg, der von Friedrich dem Großen besonders begünstigt wurde. Der große König bediente sich seiner zur Durchführung bestimmter politisch-propagandistischer Aufgaben. Auch Korn verlegte Werke in polnischer Sprache, z. B. polnische Klassiker. Die Beziehungen des Verlages Korn zu Polen dauerten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, und seine Verbindungen reichten bis in die Moldau, in die Walachei und die Ukraine.

Im Südosten findet der Buchhandel zwar ein weites Feld, aber keine größeren geschlossenen Gebiete vor. Am ehesten kann er sich auf die alte künstlerische und gelehrte städtische Kultur in Siebenbürgen stützen. Von Hermannstadt und Kronstadt aus bestanden immer buchhändlerische Verkehrswege nach Österreich und selbstverständlich auch nach Leipzig. Die deutschen Streusiedlungen aber in Galizien und weiter drüben am Schwarzen Meer und in Ungarn haben vorwiegend einen rein agrarischen Charakter. Bibel, Gesangbuch und Kalender sind im besten Falle das geistige Handwerkszeug des deutschen Siedlers. Freilich

ist auch der ungarische Buchhandel ohne den deutschen Buchhandel in seiner Entwicklung ebensowenig vorzustellen, wie die ungarische Kultur in Schrifttum und Wissenschaft ohne das deutsche Vorbild. Aus Budapests Druckereien kamen noch bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts deutsche Verlagswerke als Ausdruck der Tatsache, daß Budapest bis dahin geistig noch durchaus eine deutsche Stadt war. Was später in Ungarn blieb, waren nur noch Reste der deutschen Buchwelt und des deutschen Buchhandels.

Auch die weiten Flächen Böhmens, Mährens und der Slowakei gehören in den Bereich dieser Kulturgeographie des deutschen Buchhandels durch die Jahrhunderte hindurch. Die Beziehungen zu Leipzig, oder wie schon gesagt, zu Schlesien, liegen nahe. Der Kampf aber um diesen buchhändlerischen Kulturbereich beginnt erst, als sich die Völker dieses Raumes ihrer Nation in Sprache, Volkstum und Schrifttum bewußt bzw. wieder bewußt werden. Nach dem nationalen Erwachen der Tschechen bleibt es in dem geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet dieses Raumes, d. h. im sudetendeutschen Raum, zunächst noch stumm. Eigentlich erwacht das Sudetendeutschtum erst mit Stifter zum literarischen Selbstbewußtsein. Im Vormärz ist übrigens Leipzig eine sudetendeutsche Auffangstellung gewesen, in der sich die geistigen Kräfte des Sudetendeutschtums, für die die Heimat keine freie Entfaltung zuließ, sammelten, um von hier aus mit Zeitungen, Zeitschriften und politischen Broschüren in den Kampf gegen Metternich einzugreifen. — Noch im 19. Jahrhundert sind die besten Druckereien in Prag, in Tetschen oder in Brünn deutsche Druckereien.

Hier wäre auch noch einiges zu sagen über die Rolle des österreichischen Buchhandels in diesen Zusammenhängen. Der österreichische Buchhandel ist deutscher Buchhandel bis heute. In den geschichtlichen Beziehungen zwischen dem österreichischen und dem reichsdeutschen Buchhandel spiegelt sich ein Stück deutsch-österreichischer Geistesgeschichte wider. Die Entstehung des deutschen Urheberrechts zum Beispiel wird durch eine Auseinandersetzung zwischen dem österreichischen und dem deutschen Buchhandel im 18. Jahrhundert vorangetrieben. Im 18. Jahrhundert dringen über Wien und von dort nach allen Seiten ausstrahlend die großen Leistungen unserer klassischen Dichtung. Im Mittelpunkt dieses Vorganges steht eine der imposantesten und zugleich auch zweifelhaftesten Unternehmergestalten des deutsch-österreichischen Buchhandels, der Wiener Verleger Joseph Thomas Edler von Trattner. Er wurde 1717 in ärmlichsten Verhältnissen in einem ungarischen Dorfe geboren und starb 1798 als Günstling seines Fürsten, reich, erfolgreich, beneidet und gehaßt an der Spitze einer wahrhaft großartigen Unternehmung. Trattner ist der berüchtigtste und skrupelloseste Nachdrucker seines Jahrhunderts. Von Maria Theresia privilegiert, von Joseph II. gefördert und staatlich subventioniert, ist er der typische Vertreter des literarisch-buchhändlerischen Merkantilsystems. Sein erbitterter Gegner ist in Leipzig der oben erwähnte Philipp Erasmus Reich, der mit Perthes zusammen

den Kampf gegen diesen österreichischen und süddeutschen Nachdruck führt und die Einigung des deutschen Buchhandels vorbereitet. Der Kampf zwischen diesen beiden Parteien war imponierend. Es gelang Trattner dabei sogar, sich von dem deutschen Buchhandelssystem, mit Leipzig als Angelpunkt, loszulösen. Österreich hatte damals im 18. Jahrhundert der Geistesblüte Ostpreußens nichts an die Seite zu stellen. Deutsche Bücher waren zudem teuer oder durften nicht nach Österreich eingeführt werden. Also organisierte Trattner den Nachdruck im großen. So erhält Österreich, vom deutschen Buchhandelssystem der Reich und Perthes aus gesehen, auf illegale und unmoralische Weise mit wirtschaftlichen Kampfmitteln unter dem Schutz der protektionistischen Wirtschaftspolitik Josephs II. die geistigen Schätze unseres klassischen Jahrhunderts. Joseph Nadler trifft tatsächlich das Richtige, wenn er sagt, daß auf Trattners Nachdrucken die literarische Bildung des neuen Österreichs beruht. Dieser Trattner betrieb aber nicht nur in Wien, sondern auch in Prag, Agram, Graz, Brünn, Budapest und Triest Druckereien und Buchhandlungen und besaß in Hermannstadt, Klagenfurt, Laibach, Ödenburg, Temesvar, Preßburg, Olmütz und Troppau Niederlassungen. Das kennzeichnet wohl am besten die Reichweite und die ungeheure Bedeutung dieser buchhändlerischen Unternehmung für den ganzen Südosten. — Es sei nur noch ein Zeitgenosse Trattners, Georg Traßler, erwähnt, der große Druckereien in Brünn, Troppau und Krakau betrieb. Die letztere wurde 1795 von den Polen zerstört. Auch er verbreitete zahlreiche Nachdrucke, in diesem Falle mit besonderer Unterstützung der Freimaurer.

Ich habe hier die Betrachtung bis an das 19. Jahrhundert herangeführt. Im 19. Jahrhundert selbst vollzieht sich nun auf dieser ganzen ungeheuren Ostfront die Aktivierung der völkischen Kräfte zum Grenz- und Kulturkampf. Wir müssen gestehen, daß die gegnerische Aufrüstung zu diesem Kampf im Buchhandel zu einem großen Teil aus deutschen Arsenalen geschehen ist.

Gleichzeitig vollziehen sich wichtige technische, verkehrsgeographische und kulturwirtschaftliche Veränderungen, die insgesamt auch den Buchhandel im Ostraum vor eine völlig neue Lage stellen.

1812 erfindet der Deutsche König die Schnellpresse, und es setzt jener phantastische Technisierungsprozeß des ganzen Druckwesens ein, der das Antlitz der Zeit verändert und neue Formen und Resonanzen der Öffentlichkeit und der öffentlichen Meinung, auch der literarischen Öffentlichkeit schafft. Wir müssen bedenken, daß es sich bisher in unserer Betrachtung praktisch tatsächlich nur um das Buch gehandelt hat. Zeitung oder Zeitschrift spielen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in diesen Zusammenhängen durchaus noch nicht die entscheidende Rolle, in der sie jetzt auftreten. Die Großmacht Presse entsteht. Vor der Erfindung von Eisenbahn, Fernsprecher, Telegraph, Rundfunk und Film war das Buch tatsächlich das wichtigste Mittel, durch das Völker geistig miteinander Fühlung nahmen. Jetzt aber treten neben das Buch Zeitung und Zeitschrift in

einem nie geahnten Umfange. Und drittens schließlich bekommt mit der Technisierung des Verkehrs durch Eisenbahn und Auto, mit dem Ausbau der Verkehrswege auch die Vermittlung literarischer Güter und die Organisation dieser Vermittlung, d. h. das deutsche Buchhandelssystem, eine andere Gestalt.

Draußen aber an der ungeheuren Front von Reval bis Kronstadt und hinüber nach Triest entbrennt der Kampf der Nationalitäten auf der ganzen Linie. Noch ist es in der ersten Hälfte des Jahrhunderts vorwiegend die Aufrüstungszeit dieses Kampfes. Dann aber ist der volkspolitische Kampf in vollem Gange, aber nicht nur an den Grenzen, sondern auch im Vorfeld um die letzten und äußersten buchhändlerischen Außenposten. Nach 1918 tritt dieser Kampf in eine neue Phase ein. Das sind die Gründe, warum sich nun auch Aufgabe, Einsatz, Technik und Organisation des literarischen Verkehrs im Rahmen des Buchhandels zum Teil grundlegend ändern.

Wir erleben bei den anderen Nationalitäten die Angleichung an die großen kulturellen Formen Deutschlands. Im Druck, im Buch und im Buchhandel werden diese Waffen gegen uns gewendet, die wir dort in früheren Jahrhunderten selber geschmiedet oder deren Führung wir gelehrt haben. Wir sind auch hier im Buchhandel nicht mehr die Gebenden, sondern wir kämpfen um die Erhaltung des Bestehenden. Das deutsche Buch ist nicht mehr nur Wegbereiter, sondern wird immer stärker zum Erhalter und Bewahrer. Auch der Buchhandel bekommt seine volks- und raumpolitischen Aufgaben neu gestellt. Was ehedem eine Einheit der Wirkungsfläche war, trennt sich in binnendeutsches und außendeutsches Schrifttum, in einen Buchhandel innerhalb und außerhalb der Grenzen. Ja, es wird so, und es ist heute noch so, daß binnendeutsche Bücher leichter ihren Weg nach außen finden, als volksdeutsche Bücher ihren Weg von draußen nach innen. Der natürliche und ursprüngliche Zusammenhang der alten literarischen Verkehrswege ist gestört und zum Teil zerstört.

Ein Schulbeispiel dafür ist der Kampf des sudetendeutschen Verlages Adam Kraft in Karlsbad um seine Geltung im Reich und damit um seine größere Existenz. Dieser Verlag hat in seinen zwei Zeitschriften und 52 Autoren nahezu das gesamte literarische Schaffen des heutigen Sudetendeutschtums um sich versammelt. Das ist eine großartige politische Tat. $3\frac{1}{2}$ Millionen Menschen, deren wirtschaftliche Nöte wir nur zu gut kennen, reichen aber als Grundlage für ein verlegerisches Werk von dieser echten Fülle und politischen Kraft nur zum Teil aus. Verlage im volksdeutschen Kampfgebiet brauchen notwendig Hinterland, d. h. das Reich.

Der Grenz- und Volkstumskampf hat heute seine eigene Taktik und Strategie. Auch der buchhändlerische Standort und die buchhändlerischen Verkehrswege werden durch diese Strategie des volkspolitischen Kampfes bestimmt.

Das, was beim Adam-Kraft-Verlag heute von seinem Standort aus ein Problem ist, ist in einem anderen Falle ebenfalls vom Standort her gelöst. Ich meine die Beziehungen zum Schrifttum einer anderen volksdeutschen Gruppe, zur Sieben-

bürgischen Dichtung. Hier wird die politische und literarische Wirkung buchhändlerisch vom Reich aus vermittelt. Denn wenn wir heute — Gott sei Dank! — bereits wieder eine feste Brücke über die Trennung von in- und auslandsdeutschem Schrifttum hinweg zu diesem unerschütterten volksdeutschen Lebenskreis haben, so können wir damit dankbar ein Verdienst des Verlages Langen & Müller in München anerkennen. Ein deutscher Verlag in Siebenbürgen, auf sich selbst gestellt, der sich nur auf rund 280 000 Menschen stützen könnte und buchhandelsgeographisch so abseits liegt, wäre schlechterdings unmöglich. Denn diese Siebenbürgische Dichtung, die ja nichts anderes sein will und sein kann als ein Teil der ganzen deutschen Dichtung, kann auch buchhändlerisch nur ihr Dasein verwirklichen, wenn ihr das Ganze des deutschen Buchhandels als Absatzfläche zur Verfügung steht.

Im „Volk und Reich"-Verlag in Berlin, der seine politische Aufgabe weiter gefaßt hat, aber auch aus diesem Volkstumskampf kommt, finden wir ein anderes Beispiel für die Wahrung volkhafter Kultur.

Es ist selbstverständlich, daß jeder Verlag, der heute im Ostraum oder in den Ostraum hinein wirken will, sein Handeln unter das Gesetz unserer Zeit stellt. Mit Büchern wie z. B. Artur Just „Militärmacht Sowjetunion" oder den Werken Moeller van den Brucks und ähnlichen kann man heute Ostfragen in unserem Sinne nicht mehr behandeln. Oder wenn der jüdische Verlag Zsolnay in Wien seine Hauszeitschrift programmatisch „Südostdeutsche Literaturblätter" nennt, so hat das mit der Fortwirkung deutschen Geistes im deutschen Kulturraum nichts zu tun.

Die Gesamtlage des deutschen Buchhandels im Osten ist heute nicht sehr günstig. Die Einbußen an Firmen, Personenzahl und an Wirkung sind 1918 sehr beträchtlich gewesen. Weite Absatzgebiete sind verlorengegangen. Wir stehen vor der Aufgabe der Erhaltung und Stärkung des Bestehenden.

1914 besaßen wir an deutsch geführten Buchhandlungen in den abgetrennten Gebieten (Posen, Westpreußen, Schlesien und Memel) rund 175; 1930 nur noch 49! Der große Aufschwung in der buchhändlerischen Durchdringung setzte dort erst mit der Reichsgründung ein. Heute sind wir aber beinahe auf den Stand der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückgeworfen. Und diese Betriebe sind überdies zu 80 v. H. Zwergbetriebe.

Vor dem Kriege nahm der Ostraum einen beträchtlichen Prozentsatz der Gesamtausfuhr des deutschen Buches auf. Diese Ziffern sind beträchtlich zusammengeschrumpft. Rußland war vor dem Kriege der drittbeste Abnehmer deutscher Bücher. Die warenstatistisch erfaßte Einfuhr deutscher Bücher nach Rußland betrug 1913 11 315 Doppelzentner, 1927 aber nur noch 883 Doppelzentner. Heute ist sie praktisch gleich Null. Freilich schaffen sich die Sowjetrussen dafür selbst einen gewissen Ausgleich. Die Sowjetunion gehört bekanntlich nicht der Berner Übereinkunft für den internationalen Urheberrechtsschutz an. Sie übersetzt also

ohne zu fragen zum Schaden der deutschen Autoren und Verlage alle ihr wichtig erscheinenden deutschen wissenschaftlichen Werke. Wie weit das geht, und wie groß für uns der Schaden ist, mag man daraus ermessen, daß es sich 1934 um nicht weniger als 384 deutsche Werke handelte, die nach amtlichen russischen Angaben in 3 166 000 Exemplaren in der Sowjetunion abgesetzt wurden. Der beim Völkerbund erscheinende „Index Translationum" bezeichnet das etwas naiv als ein bemerkenswertes Zeichen der geistigen Aktivität der Russen. 1935 waren es immerhin noch 239 deutsche Werke, davon 70 v. H. aus den exakten Wissenschaften.

Die deutsche Bucheinfuhr in die baltischen Staaten steht zwar auch heute noch mit ihrem Anteil überragend an der Spitze, weit vor der französischen und der englischen. Das natürliche Verhältnis zum großen deutschen Kulturkreis wird sich hier niemals ganz verwischen lassen. Aber auch hier schrumpfen die absoluten Ziffern seit etwa 1930, vor allem unter dem Einfluß von Zensur- und Devisenbestimmungen. Auch der deutsche Buchpreis spielt im Rahmen der Währungsunterschiede natürlich eine betrübliche Rolle. Riga war vor dem Krieg die Stadt im Ausland mit der höchsten deutschen Bucheinfuhr überhaupt, wobei man berücksichtigen muß, daß Riga der wichtigste buchhändlerische Umschlagsplatz für deutsche Literatur nach Rußland war. Auch in der Einfuhr nach Polen steht das deutsche Buch noch an der Spitze. Relativ ist insbesondere die Einfuhr in unsere verlorenen Gebiete innerhalb Polens dauernd gestiegen. Der absolute Rückgang dieser Ziffern hängt mit dem Rückgang der deutschen Bevölkerung in diesen Gebieten zusammen.

Der Einfluß deutschen Schrifttums im Ostraum kann nun allerdings nicht nur an solchen Ausfuhrziffern abgeschätzt werden, sondern er geht auch mittelbar durch die Übersetzung. Die Bilanz dieses Übersetzungsaustausches ist für uns erfreulich aktiv. Um ein paar Beispiele zu geben: 1933 wurden übersetzt 103 deutsche Werke ins Polnische, aber nur 12 polnische Werke ins Deutsche; 89 deutsche Werke ins Tschechische, aber nur 19 tschechische ins Deutsche; 126 deutsche Werke ins Ungarische, aber nur 10 ungarische Werke ins Deutsche; 34 Werke aus dem Deutschen ins Rumänische, aber nur 2 aus dem Rumänischen ins Deutsche. Es bleibt natürlich noch eine zweite Frage, inwieweit wir jedes dieser in fremde Sprachen übersetzten deutschen Bücher auch für eine würdige Repräsentation deutschen Geistes im allgemeinen und des nationalsozialistischen Deutschlands im besonderen halten dürfen.

In ostpolitisch wichtigen Gebieten jenseits der Grenze, d. h. im Memelgebiet, in Estland, Lettland, Litauen, Polen und Rumänien, ist der deutsche Buchhandel heute vertreten oder hat buchhändlerische Beziehungen in 80 Orten mit 239 Firmen. Das sind aber nur zum geringen Teil deutsch geleitete Buchhandlungen. Nur 74 von diesen 239 sind Mitglied des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, sind also dem deutschen Buchhandelssystem interessenmäßig verbunden. In der

Tschechoslowakei ist der deutsche Buchhandel heute in 128 Ortschaften und Städten mit 271 Firmen vertreten, von denen freilich eine recht große Anzahl wieder ausgesprochene Zwergbetriebe sind, die ein schmales Dasein fristen und auf die Ausübung geschäftlicher Nebenzweige angewiesen sind, wenn sie existieren wollen.

Für den deutschen Buchhandel diesseit der Grenze ist folgendes charakteristisch:

1. Die geringe Dichte, die weit unter dem Reichsdurchschnitt liegt — dieser beträgt 2,3 Betriebe auf 10 000 Einwohner. In Ostpreußen beträgt die Betriebsdichte nur 0,8, in Niederschlesien 1,5 und in Oberschlesien gar nur 0,9.
2. Die meisten Betriebe sitzen in Kleinstädten. Daraus ergibt sich
3. daß es sich auch hier vorwiegend um Zwergbetriebe handelt, die vom Buchhandel allein nicht existieren können. Das muß man sich immer klar machen, wenn man schrifttumspolitische Forderungen an Buchhandlungen dieser Art stellt.

Diese Tatsachen lassen sich aus dem vorwiegenden Agrar-Charakter der meisten dieser deutschen Ostgebiete und ihrer geringeren Bevölkerungsdichte erklären. 1937 verzeichnet das deutsche Buchhändleradreßbuch in Ostpreußen, der Grenzmark Posen-Westpreußen und in Schlesien insgesamt 529 buchhändlerische Firmen in 160 Ortschaften.

Diese Zahlen mögen genügen, um auch einmal von der Statistik her ein ungefähres Bild der heutigen Lage zu geben. Diese Zahlen sind solange äußerlich, als man sie nicht in Beziehung setzen kann zur Leistung und Wirkung jedes einzelnen Buches, das durch diese buchhändlerischen Betriebe seinen Weg ins Volk nimmt. Die meisten dieser Buchhandlungen im Osten — darüber ist kein Zweifel — kämpfen schwer um ihre Existenz. Wir möchten aber keine einzige von ihnen missen, denn jede einzelne von ihnen ist diesseits und vor allen Dingen jenseits der Grenze, genau so wie jede einzelne Schule und jede einzelne Bücherei ein Aktivposten des deutschen Daseins, des deutschen Abwehr- und Erhaltungswillens. Diesen Willen gilt es heute mit allen Mitteln zu stärken und zu entwickeln. Niemals darf dort draußen das Gefühl aufkommen, auf verlorenem Posten zu stehen, im Stich gelassen zu werden, sich selbst überlassen zu sein. Darum muß der ganze deutsche Buchhandel dahinterstehen, ein deutscher Buchhandel, der in jedem seiner Teile von einem einzigen einheitlichen Lebenswillen erfüllt ist.

Dr. Karl Viererbl, Berlin:

Kulturbolschewismus und Deutschenhaß in der Tschechoslowakei

Durch den Abschluß eines Militärvertrages und eines Kulturabkommens zwischen Prag und Moskau und die sich daraus ergebende militärische und politische Kräfteverschiebung in Mitteleuropa ist die Tschechoslowakei mehr als bisher in das außenpolitische Blickfeld des Deutschen Reiches gerückt. Durch diese beiden Abkommen ist die Tschechoslowakei nicht nur zum „Flugzeugmutterschiff" der sowjetrussischen Luftflotte, sondern auch zum Startplatz bolschewistischer Ideen in Europa und vor allem in Mitteleuropa geworden.

Nun teilt das Deutsche Reich mit dieser unter bolschewistischem Einfluß stehenden Tschechoslowakei eine Grenze von über 1500 Kilometer, das ist ein Viertel seiner Landesgrenze überhaupt. Allein aus dieser Lage der Tschechoslowakei im deutschen Grenzraum ergibt sich die Bedeutung der Anlehnung der Tschechoslowakei an Sowjetrußland für das Gesamtdeutschtum in Mitteleuropa. Es ist also ein ernstes deutsch-tschechisches Problem entstanden, das bisher als tschechisch-deutsches Problem eigentlich nur einseitig existiert hat. Die politischen Begründungen für die Bindungen Prags an die Sowjets reichen nicht aus, um sie zu erklären. Es sind eine Reihe von Erscheinungen im tschechischen Volk selbst ausschlaggebend gewesen, die zu diesen Bindungen geführt haben.

In Klassenzimmern tschechischer Schulen kann man ein Bild sehen, das einen gepanzerten Drachen zeigt, der im deutschen und österreichischen Staatsraum ruht. Auf seinem breiten, massigen Schädel trägt er eine deutsche Pickelhaube. In seinem geöffneten Rachen, der statt Zähne Kanonen, Gewehrläufe und Bajonettspitzen zeigt, hält er das Kartenbild der Tschechoslowakei bis zur March-Oder-Furche.

Diese symbolische Darstellung bringt in drastischer, aber umfassender Weise zum Ausdruck, wie sich für die Tschechen das tschechisch-deutsche Problem darstellt. Das Deutschtum mit seiner zahlenmäßigen Stärke, kulturellen Schöpferkraft, überlegenen wirtschaftlichen Organisation, soldatischen und militärischen Kraft erscheint ihnen als ein mächtiger Drache, der sie selbst und ihren Lebensraum in seinem Rachen hält, jeden Augenblick in der Lage, an ihrer Schicksalslinie zuzubeißen und somit ihre völkische Existenz zu vernichten und ihren Lebensraum zu verschlucken. Es ist psychologisch verständlich, daß eine solche Vorstellung Beklemmung und Furcht auslösen muß. Die Tschechen empfinden daher ihren Einbruch in den natürlichen deutschen Lebensraum als die Tragik ihres Schicksals, erkennen die geschichtliche Vergangenheit als die Konsequenz aus ihrer Siedlungslage und fürchten aus der ihnen eigenen Schwäche und der deutschen Überlegenheit um ihre völkische und staatliche Existenz — obwohl die Zeiten der kulturellen und wirtschaftlichen Entfaltung des tschechischen Volkes und des

Sudetenraumes stets mit den Epochen der deutschen Vorherrschaft über Volk und Land zusammenfallen. Die Furcht der Tschechen vor dem Deutschtum in der Vergangenheit und Gegenwart erscheint daher zunächst aus seiner Siedlungslage zwar begründet, wenn auch historisch nicht gerechtfertigt.

Eine weitere Erklärung für die psychologische Einstellung der Tschechen zum Deutschtum liefert ihre rassische Überfremdung, die zu einer völkischen Wertverminderung geführt hat. Bei ihrem Eintritt in die Geschichte waren sie den Awaren untertan. Die Chronisten berichten, daß die waffenfähigen tschechischen Männer an der Spitze der Awaren kämpfen mußten. Während also die Tschechen im Kampfe verbluteten, mußten ihre Frauen mit den herrschenden Awaren die Zelte teilen. Rassengeschichtlich gesehen, erfuhren die Tschechen rassische Vermischung bei gleichzeitiger Schwächung ihrer rassischen Elite. Die fremde Unterschicht aber brach im Laufe der Jahrhunderte immer mehr und mehr durch, beseitigte mit beispiellosen Grausamkeiten die alten tschechischen Geschlechter und begann in der Hussitenzeit ein blindwütendes Massenmorden, das den Tschechen so ziemlich ihre ganze rassische Führer- und Oberschicht gekostet hat. Seither sind sie unschöpferisch auf allen Gebieten geblieben.

Ist auch der Nobelpreis kein Gradmesser mehr für die kulturelle Leistung eines Volkes: daß die Tschechen bisher keinen erreichen konnten, mag trotzdem als Symptom gewertet werden. Nach der Schlacht am Weißen Berg (1620), als die Großen des Landes sich von Rebellen zu Höflingen des Wiener Hofes wandelten, hatten die Tschechen sogar ihre eigene Sprache aufgegeben und bewegten sich völlig im deutschen Kulturkreis, aus dem sie den Impuls für ihre völkische Wiedergeburt empfingen. Es bedarf also keiner weiteren Beweisführung, daß die Selbsterkenntnis und Selbstbewertung der skizzierten kulturpolitischen Lage des tschechischen Volkes seine Furcht angesichts der kulturellen Schöpferkraft des deutschen Volkes und ihrer Ausstrahlungsintensität vor einer geistigen Überfremdung steigern muß.

Diese vielfach erklärbare und zu begründende Furcht der Tschechen vor der gegebenen deutschen Überlegenheit auf allen Gebieten wird zur Wurzel ihres leidenschaftlichen Deutschenhasses, der sich wie ein glühendes Band durch die Jahrhunderte tschechischer Geschichte zieht. Aber nicht nur Haß allein ist bei ihnen durch alle Jahrhunderte feststellbar, sondern auch das aus ihm entspringende Streben, den gehaßten Gegner zu vernichten. Und so werden Furcht, Haß und Vernichtungswille zum psychologischen Gesetz tschechischer Wesensart, das das Handeln des ganzen Volkes bestimmt. Der tschechische Politiker und Geschichtsschreiber Franz Palacky hat einmal den Ausspruch getan, „daß die tschechische Geschichte überhaupt auf dem Streit mit dem Deutschtum beruht", ein Streit, zu dem die Tschechen von ihrem Haß getrieben wurden! In der Denkschrift I, die der jetzige tschechoslowakische Staatspräsident Dr. Benesch als Außenminister der Versailler Diktatkonferenz überreicht hat und die die Gründung der Tschecho-

slowakei geschichtlich rechtfertigen sollte, sagte er wörtlich: „Ihre (der Tschechen) allgemeine Lage macht aus ihnen notwendigerweise Todfeinde der Deutschen... Die Frage, ob sie es wollten oder nicht, braucht gar nicht gestellt zu werden; sie waren es durch die Macht der Tatsachen: Es war ihre geschichtliche Aufgabe..." Und die Erfüllung dieser geschichtlichen Aufgabe stellt er sofort unter Beweis, indem er im Memoire III ausführt: „Während des jetzigen Krieges hat sich der Widerstand der Tschechen gegen die Deutschen vor allem in der Weigerung der tschechischen Bevölkerung geoffenbart, die deutschen Bewohner der deutschen Gebiete zu verpflegen, die darunter entsetzlich litten..., so daß diese Gegenden in sehr kurzer Frist dem Elend verfielen!"

Diese Ausführungen sprechen für sich. Sie sind die Bekenntnisse einer haßerfüllten Seele zum Hunger als politischem Kampfmittel, das die Tschechen gegen das Sudetendeutschtum bis zum heutigen Tage anwenden.

Der Deutschenhaß ist den Tschechen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie heute ihr eigenes Volkstum nicht lieben können, ohne das Deutschtum zu hassen. Dieser historisch gewordene Haß hatte zu allen Zeiten das glühende Bestreben im Gefolge, dem Deutschtum zu schaden, wo es überhaupt nur ging, und es überhaupt zu vernichten, wo und wann es nur möglich war. So ist jede Epoche in der Geschichte des Sudetenraumes, in der die Tschechen unumschränkte Herren des Landes waren und die Alleinherrschaft führten, durch einen brutalen Vernichtungsfeldzug gegen das Deutschtum im Lande charakterisiert. Die Hussiten zeichnen die Spuren ihres Deutschenhasses auch jenseits der böhmischen Landesgrenzen. Im Besitze staatlicher Macht, setzten die Tschechen sie stets gegen das Deutschtum ein.

In zahlreichen literarischen Dokumenten ist uns der tschechische Deutschenhaß durch alle Jahrhunderte überliefert.

Schon Böhmens ältester Geschichtsschreiber Cosmas — der im Jahre 1125 gestorben ist — „schmückt" seine Jahresberichte mit allerlei deutschfeindlichen und haßerfüllten Bemerkungen. Seine geistliche Würde — er war Domherr am Prager Dom — hindert ihn nicht, an Deutschen begangene Grausamkeiten mit fühlbarem Wohlbehagen zu schildern. Durch seine Feder wird die Entfernung der Mutter des böhmischen Herzogs Spitignew vom Prager Hofe, veranlaßt, weil sie sich der Beraubung seiner Brüder widersetzt, zur Vertreibung der Deutschen aus dem Lande, die Cosmas als „etwas Großes und Wunderbares" feiert, das den Herzog „für alle Zeiten merkwürdig machte" und den der Chronist wegen der geschilderten Deutschenverfolgung, die seinen Wünschen und Gefühlen entsprach, als einen Mann „vollkommen vom Scheitel bis zur Zehe" bezeichnet.

Aus der Reimchronik des tschechischen Adligen Dalimil — der im Jahre 1370 gestorben ist — schlägt uns noch leidenschaftlicherer Deutschenhaß entgegen. Er dichtet zum Beispiel dem Herzog Sobieslaw die furchtbarsten Grausamkeiten an Deutschen an, die er nur als gerecht empfindet. In seinem Deutschenhaß läßt er

den Herzog anordnen, daß man den Deutschen, wo immer man sie träfe, Nase und Ohren abschneiden und dem Überbringer eines Schildes deutscher Nasen 100 Silbermark auszahlen sollte!

Lange bevor sich der tschechische Haß durch die hussitische Bewegung in einer sinnlosen Verwüstung deutscher Städte und Dörfer Luft machte, kam es an der von Karl IV. als erste deutsche Reichsuniversität in Prag gegründeten Universität bereits im Jahre 1384 zu leidenschaftlichen Haßkundgebungen der ein Zehntel der Universitätshörer ausmachenden tschechischen Studierenden. Der damalige Rektor Konrad von Soltau war gezwungen, die Vorlesungen und alle akademischen Handlungen einzustellen. Die tschechischen Magister und Hörer gehorchten nicht, erschienen bewaffnet im Universitätsgebäude, überfielen vermummt den Rektor und die deutschen Professoren und sangen folgendes Schmählied:

„Toxica Teutonica gens perfida, pestis iniqua, vergit in obliqua, nullius gentis amica".

„Verderbenbringend ist das deutsche Volk, wortbrüchig, eine heillose Pest, neigt zu Unredlichkeit, ist bei keinem Volke beliebt."

Mit dem Auftreten des Magisters Hus flammte der Deutschenhaß im ganzen Lande auf. Im Lande wurde ein anonymes Traktat verbreitet, in dem es u. a. hieß: Die Deutschen hätten sich durch List oder Gewalt ihres Landes bemächtigt und, nachdem sie das Kaisertum, dem sie hätten dienen sollen, der Einkünfte beraubt hatten, hätten sie es gedemütigt. Unter allen Völkern verstreut lebend, trachten sie zunächst durch demütige und schmeichlerische Dienstfertigkeit Gunst zu erwerben; wenn sie einmal die Macht haben, eignen sie sich die obersten Würden und die größten Vorteile an. Durch Bildung von Handwerkerzünften hätten sie die Entwicklung der Gewerbe gehemmt und die Erzeugnisse verteuert. Bei Beratungen, in Gesandtschaften und im Kriege seien sie unzuverlässig. Der König sollte sie bei sich im Lande nicht dulden.

Und Hus selbst predigte, daß der eine Todsünde begehe, der eine deutsche Frau heirate, und erklärte weiter, „die Deutschen haben in Böhmen keinerlei Einwohnerrechte" und sollten das Land verlassen. Noch vor seiner Verbrennung in Konstanz erklärte er, daß ein Deutscher, der nicht Tschechisch könne, in Böhmen aber ein Amt bekleide, denn wie ein stummer Hund, der nicht bellen könne, der Herde nutzlos sei, so auch er. Das Kriegslied der Taboriten aber auf ihren Zügen in das deutsche Gebiet schloß mit den Worten: „Der Herr rufet, unser Gott, schlaget, mordet, kennt keine Schonung!"

Um 1420 entstand folgendes tschechisches Hetzlied: „Die Deutschen rottet aus dem Land aus, lasset keinen in irgend welchem Amte oder in euerem Rate sitzen, denn stets schmähen sie alles, was tschechisch ist, setzen es herab, Feinde sind sie und Verräter; doch diejenigen, welche rechtschaffen sind und in Gottes Gebot beharrlich, diese liebet, als ob sie eure Brüder wären."

Der in diesen Aussprüchen, Liedern und Schmähversen zum Ausdruck gebrachten deutschfeindlichen Gesinnung entsprach das grausame und bestialische Wüten der Hussiten, an dem ihre Weiber den gleichen Anteil haben, wie die Chronisten erschüttert berichten.

Der Hussitensturm hatte die Blüte des Landes gebrochen. Der Deutschenhaß loderte wieder auf, als die Deutschen des Landes in zäher Arbeit ihre Städte und Dörfer aufgebaut hatten. Der Humanist Bohuslav v. Lobkowitz klagte über die Unfreundlichkeit der Tschechen den Deutschen gegenüber. Prokop Waldvogel, dessen Geschlecht sich am Ende des 14. Jahrhunderts in Prag nachweisen läßt und der wahrscheinlich von Gutenberg die Buchdruckerkunst gelernt hatte, mußte seine Kunst in Avignon ausüben, da ihm der tschechische Deutschenhaß den Aufenthalt in Böhmen unmöglich machte. Wenzel Pisensis wollte die tschechische Sprache von der „Bettelei beim deutschen Gefasel" befreien.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts schreibt der Tscheche Dačičky die Worte: „Gleich einer Raupe im Krautfeld, einer Schlange am Busen, einer Maus im Schober oder in der Scheune, einem Bock im Garten, ist der Deutsche, er raubt, nimmt, übervorteilt, betrügt und stiehlt offen im böhmischen Landesrat. Manche unredlichen Tschechen lernen dies von den Deutschen, machen gemeinsame Sache mit ihnen, leisten einander Vorschub, verschwägern und verzwittern sich mit ihnen zu eigener Schmach und Verderbnis."

Mit dem Erstarken des tschechischen Nationalbewußtseins im ausklingenden 18. und während der Verfassungskämpfe im 19. Jahrhundert steigerte sich der Deutschenhaß ins Uferlose, der bei den verschiedensten Anlässen und in der vielgestaltigsten Form zum Durchbruch kommt. Der tschechische Nationalismus erglüht im Haß gegen alle Äußerungen deutschen Lebens und tut sich in einer Unduldsamkeit kund, die beispiellos ist. Der Zylinderhut des deutschen Bürgers genügte ebenso wie das Deutschsprechen auf der Gasse, das Halten einer deutschen Zeitung usw., um die tschechische Volksseele zu erregen. Überfälle auf Deutsche und körperliche Mißhandlungen gehörten zu den täglichen Erscheinungen Prags. Es rundet das skizzierte Bild vom Deutschenhaß ab, wenn zu Beginn des Weltkrieges die tschechischen Besucher des „Bio Koruna" in Prag bei Bildern, die die deutschen Truppen auf dem Rückzug zeigten, in stürmische „Slawa"-Rufe ausbrachen, und am Ende des Weltkrieges, als der österreichische Doppeladler seinen letzten Flügelschlag getan hatte, mit den Symbolen und Denkmälern der Habsburger auch das Denkmal Gregor Mendels fiel, das deutsche Landestheater kurzweg geraubt und die deutschen Theateraufführungen verhindert wurden. Das waren Demonstrationen gegen das Deutschtum schlechthin.

In diesen Tagen der aufgewühlten und aufgerüttelten tschechischen Volksseele erschien eine Schrift: „Wir und der Weltfriede". Ihr Verfasser ist ein Hanusch Kuffner. Sie ist der Spiegel tschechischen Denkens, Wünschens und Hoffens. Nach ihr sollte im „neuen Europa", das auf der Friedenskonferenz geschaffen werden

sollte, von Deutschland nur eine kleine Reservation übrigbleiben. Und die Begründung für diese Verkleinerung lautete: „Die Deutschen stützten sich in allem auf ihr zahlenmäßiges Übergewicht. Ein rein soldatischer Grundsatz, der Grundsatz der Wölfe. Hier muß man den Hebel ansetzen: das Deutschtum zahlenmäßig schwächen! Ein Unrecht wird dadurch nicht begangen..."

In Sibirien mordeten in den Revolutionszeiten die tschechischen Legionäre wehrlose deutsche Gefangene — brutal und hinterlistig. Und als sie nach dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie in die Sudetenländer zurückkehrten, setzten sie, von Haß getrieben, ihr blutiges Handwerk fort. Der alte Hussitengeist der Zerstörung und des Mordens lebte auf und tobte sich aus. Über 110 Grabhügel säumen den Beginn des Leidensweges der Sudetendeutschen. Sie decken Männer, Frauen und Kinder, die meuchlings hingemordet wurden, als sie für das Recht der staatlichen Selbstbestimmung ihrer Heimat demonstrierten. An sie reihen sich über 20 000 Gräber der Selbstmörder, die u. a. in den Tod getrieben worden waren, weil ihnen der Staat durch Nichteinlösung der Kriegsanleihe und seinen Wirtschaftskrieg das Vermögen geraubt und die Existenz zertrümmert hatte. Sie alle sind Opfer des Hasses, der selbst vor Gräbern nicht halt machte. Ein sudetendeutscher Arbeiter, der bei den Tschechoslowakischen Staatsbahnen beschäftigt war, hatte auf den Grabstein seines einzigen Kindes die Worte gesetzt: „Ruhe sanft in deutscher Erde!" Er wurde aus dem Staatsdienst entlassen, weil man in dieser Aufschrift eine staatsfeindliche Äußerung erblickte, und man zwang ihn, die Worte „in deutscher Erde" auf seine Kosten zu entfernen. Im Rahmen ihrer eigenen Staatlichkeit schlüpfte der Haß der Tschechen gegen alles Deutsche in den Mantel von Gesetzen und Verordnungen und treibt in der Maske der Legalität seine tollsten Orgien. Es ist unmöglich, alle Maßnahmen der letzten 20 Jahre aufzuzählen, die auf den einzelnen Gebieten des öffentlichen Lebens getroffen wurden. Sie alle sind von unversöhnlichem Deutschenhaß diktiert. Vom ersten Sprachengesetz über die Bodenreformbestimmungen, die vor allem die Sudetendeutschen treffen, bis zum sogenannten Staatsverteidigungsgesetz, das das gesamte sudetendeutsche Grenzgebiet unter militärisches Ausnahmerecht stellt, bilden sie eine ununterbrochene Kette.

Die tschechischen Staatsmänner von gestern und heute lieben es daher nicht, in der internationalen Diskussion an ihren wiederholt bekundeten Deutschenhaß erinnert zu werden. Dies zu tun, ist bisweilen zur Erklärung der Vorgänge in der Tschechoslowakei notwendig.

So schreibt zum Beispiel der verstorbene Staatspräsident Masaryk in seiner „Weltrevolution":

> „Schuldig (am Weltkrieg) ist im Reich und in Österreich-Ungarn der Imperialismus und der imperialistische Militarismus. Der deutsche Imperialismus... war im Grunde gewalttätig. In Deutschland und in Österreich-Ungarn wurde gegen die nichtdeutschen Nationen ohne Scheu Gewalt an-

gewandt ... Die Deutschen verarbeiteten am fleißigsten die Theorie, daß das Recht aus Macht und Gewalt entspringe." (Kapitel III, 165.)

An einer anderen Stelle sagt Masaryk:

„Die Schuld Deutschlands und Österreichs (am Weltkrieg) und insbesondere ihre Gewalttätigkeit wird durch die gewaltsame Führung des Krieges bestätigt. — Tausende und aber Tausende Menschen wurden von der deutschen Soldateska getötet und gemartert, oft mit geradezu krankhafter Grausamkeit ..." (S. 67.)

Oder:

„... Der Krieg 1914 ist eine notwendige Folge des verbreiteten Faustrechtes und Militarismus, der am wirksamsten, geradezu philosophisch und wissenschaftlich in Preußisch-Deutschland formuliert und propagiert wurde. Deshalb trifft die größte Schuld am Kriege das Preußentum ..." (S. 68.)

Masaryk bekennt sich also in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit zur Lüge von Deutschlands Kriegsschuld und beschuldigt die deutschen Truppen einer unritterlichen Kriegsführung. Verwundert es noch, wenn er aus seiner deutschfeindlichen Einstellung heraus die Besetzung Berlins nach dem Waffenstillstand gefordert hatte und in seinen Schriften die Deutschen Hunnen nannte?

Und Dr. Benesch sprach es in seinem Nachkriegswerk „Aufstand der Nationen", das 1928 erschienen ist, also zu einer Zeit, wo er bereits 10 Jahre Außenminister gewesen war, offen aus:

„Ich pflegte während des Krieges gegen die Deutschen den Standpunkt eines festen, entschiedenen Widerstandes einzunehmen. Ich wünschte aus voller Seele ihre Niederlage im Interesse einer besseren Zukunft Europas...!" (Kapitel XIX, Seite 661.)

Oder aber an einer anderen Stelle:

„Der Weltkrieg wurde unmittelbar durch das Ringen um den Balkan hervorgerufen ... Im Hintergrunde stand Deutschland mit seinen mehr oder minder offiziellen Plänen, die mit einem einzigen Worte als gewalttätiger Pangermanismus bezeichnet werden müssen." (Kapitel XX, Seite 696.)

Es würde ganze Bände füllen, würde man die Reden und Aussprüche tschechischer Minister und Politiker, in denen sie das deutsche Volk und Deutsche Reich angriffen, verdächtigten und beschimpften und ihren tiefen Haß gegen alles Deutsche kund taten, sammeln.

Ohne Widerspruch des Parlamentspräsidiums durfte der ehemalige Finanzminister Raschin in einer Parlamentssitzung 1920 das deutsche Volk „Bande von Hunnen und Barbaren" beschimpfen. Kurz darauf vergaß er seine gute ministerielle Erziehung und streckte wie ein Gassenjunge auf die deutschen Abgeordneten die Zunge heraus.

Der tschechische Regierungsabgeordnete Kallina empfahl zur Lösung des deutsch-tschechischen Problems: „Es wäre am besten, wenn man alle Deutschen erschießen würde...“ Er wurde in seinem Deutschenhaß übertrumpft von dem tschechischen Jugendbildner und Landtagsabgeordneten Kubista, der zur gleichen Frage vorschlug: „Das deutsch-tschechische Problem ist am raschesten gelöst, wenn man die Deutschen einfach in der Elbe und in der Biela ertränkt.“

Als es galt, seine tschechischen Rüstungskredite zu begründen, rief der tschechische Abgeordnete Spacok in den Parlamentssaal: „Der Feind steht im Norden! Er ist stündlich bereit, mit teuflischen Kampfmitteln friedliebende Völker zu überfallen und hinzumorden. Denkt an die deutsche Barbarei im Weltkrieg!“

Auf dem 13. Kongreß der tschechischen sozialdemokratischen Partei, der über die Pfingstfeiertage 1937 in Prag stattfand, hielt u. a. Eisenbahnminister Bechyne ein politisches Referat. Er sagte, als aktiver Minister, u. a.: „In Deutschland ist die Demokratie nicht geschlagen, sondern betrogen und erstickt worden. In Österreich hat sie sich blutig gewehrt, in Spanien kämpft sie bereits ein dreiviertel Jahr um ihren Bestand. Wir sind entschlossen, gegen den Faschismus den Kampf in aller Konsequenz zu führen.“

Diese Beispiele mögen genügen. Der Deutschenhaß ist den Tschechen zur zweiten Natur geworden. Er bestimmt mit der skizzenhaft angezeigten und begründeten Furcht vor der deutschen Überlegenheit ihren politischen Weg und ist die treibende Kraft ihres Strebens, das Deutschtum zu schwächen oder zu vernichten. Es wird daher verständlich, daß sie politische und kulturelle Anlehnung suchen, und zwar bei den Gegnern des Deutschtums und Deutschlands. So bewegt sich das Pendel der tschechischen Vorkriegspolitik zwischen Paris und Petersburg, ließ sie während des Weltkrieges Bundesgenossen der Entente werden und die auf die Niederhaltung des Deutschen Reiches abzielende Politik Frankreichs in der Nachkriegszeit unterstützen.

Das Wiedererstarken des Deutschen Reiches, das bei der tschechischen Mentalität ihre Furcht vor dem deutschen Nachbarn begreiflicherweise steigern mußte, richtete bei den Tschechen aller Kreise zunächst eine heillose Verwirrung an, die selbst die höchsten Spitzen des Staates erreichte. Als der ehemalige Staatspräsident Masaryk wenige Wochen vor der Machtergreifung um seine Meinung über Adolf Hitler und die nationalsozialistische Bewegung gefragt wurde, wußte der Philosoph auf dem Hradschin nichts Geistreicheres zu sagen als: Hitler komme ihm vor wie ein nackter Mann, dem die Masse nachrenne, die sich aber bald wieder verlaufen werde.

Mit einer sich selbst betäubenden Freude registrierte die tschechische Presse jede Schwierigkeit, die der nationalsozialistischen Bewegung gemacht wurde und jeden Rückschlag, den sie erlitt.

Nach der Machtergreifung äußerte sich die furchtbedingte Nervosität der Tschechen wie folgt: Sie ließen die Sudetendeutschen ihre innenpolitische Macht

fühlen, lösten Parteien und Verbände auf, verboten Zeitungen, nahmen nach wochenlangen Haussuchungen Massenverhaftungen vor, höhnten die Vorgänge im Reiche und hetzten zum Präventivkrieg. Freudig öffneten sie den jüdischen und marxistischen Emigranten die Tore, und je lauter diese gegen das nationalsozialistische Deutschland schrien oder in je höherer staatlicher Funktion sie einst im Novemberstaat waren, desto gastfreundlicher wurden sie aufgenommen. Der Jude Leo Kestenberg, einst Ministerialrat im Preußischen Kultusministerium, ist heute Kulturbeauftrager des Prager Außenamtes, wo er die „antifaschistische" Kulturpropaganda in der Tschechoslowakei leitet.

Parallel mit diesem aufgeregten Gehabe nach außen, das stark an Selbstbetäubung erinnerte, vollzog sich eine Ernüchterung von der französischen Bundesgenossenschaft. Man begann den Wert des politischen Bündnisses mit Frankreich zu überprüfen und die wirtschaftlichen Vorteile abzuwägen, und was bisher Vermutung und Ahnung war, wurde plötzlich zur bitteren Gewißheit: Man fand in Frankreich auch kein Verständnis für das tschechische kulturelle Anlehnungsbedürfnis. Man entdeckte auf einmal eine Wesensverwandtschaft mit dem, was aus Sowjetrußland kam oder unter seiner Flagge segelte.

„Man kann es den Tschechen gewiß nicht zum Vorwurf machen," so ist einmal die kulturpolitische Situation der Tschechen charakterisiert worden, „daß sie in ihrer kulturellen Entwicklung Anlehnung an die größeren Völker suchen. In der Zeit ihrer sogenannten Wiedererweckung, also in den letzten zwei Dritteln des vorigen Jahrhunderts, suchten sie ihre Stützen und Vorbilder im deuschen Kulturkreis. Um die Jahrhundertwende rangen zwei Seelen, die westlerisch-französische und die panslawistisch-zaristische in der Brust der Tschechen. Durch den Sieg der Gruppe Masaryk-Benesch über Kramarsch, die Entstehung des Bolschewismus aus russischem Boden, wurde bei der Gründung des neuen Staates entschieden, daß man von nun an das Vorbild in der französischen Gesittung sucht, zu dem gewisse Seiten des Volkscharakters eine unmittelbare Beziehung zu haben schienen; hat doch auch der Tscheche sehr viel Sinn für das bunte Idyll gehabt, jenen Garten der Gesittung, in dem die Ideale des Kleinbürgers wie die Glaskugeln im Bauerngarten ausstrahlen. Man malte, man schrieb, man komponierte in Prag, so wie man in Prag glaubte, daß man in Paris malte, schrieb und komponierte. Diese Erzeugnisse dieser Prager Kunstfertigkeit stießen indes bei den Franzosen auf völliges Unverständnis. Man machte sich über die Tschechen lustig. Das war keine Enttäuschung, die von heute zu morgen wirkte, aber allmählich sammelte doch ein jeder der vielen in Frankreich reisenden Tschechen bald einzeln, bald in Gruppen seine Erfahrungen, und nach und nach wußte es ein jeder, daß man sich einem Vetter an den Hals geworfen hatte, der von einem im Grunde nichts wissen wollte.

Zu dieser Enttäuschung kam eine zweite, die politische. Man mußte die Entdeckung machen, daß Frankreich nicht daran denkt, um jeden Preis seine lieben Tschechen vor der deutschen Gefahr zu retten. Gleichzeitig aber flammte mit der

Angst und der Abneigung gegen das neuerwachte und erstarkte Deutsche Reich ein vorerst gestaltloser Haß auf, der, wie ein Blinder tastend, Ziel und Richtung sucht. Vor nicht allzu langer Zeit hat der tschechische Schriftsteller Karl Tschapek die geistespolitische Lage der tschechischen Intelligenz folgendermaßen charakterisiert: Die Franzosen lehnen uns ab, sie verspotten uns. An die Deutschen, in deren Mitte eine völlig anders geartete Geisteswelt heraufgekommen ist, können wir uns nicht anlehnen. Was sollen wir anders tun, als nach Sowjetrußland und seinen Ideen zu blicken. Mit Panslawismus hat das nur wenig zu tun. Aber die Furcht vor dem Deutschen und der Haß gegen den Nationalsozialismus finden einen höchst willkommenen Bundesgenossen in der Technik des sozialen Hasses, den man aus Sowjetrußland beziehen und dem nationalen Haß hinzufügen kann. Die Tschechen sind ein kleinbürgerliches Volk. Das ist ihre Lebensform. Die Minderwertigkeitsgefühle, die noch immer bei ihnen eine große Rolle spielen, werden durch die bolschewistische Ideologie vor allem aber auch in der Form der kulturbolschewistischen Verwahrlosung wie ein Geschenk empfunden, weil sie die Tschechen sozusagen „in Form" bringen. Das ist die Ursache dafür, daß Prag heute ein Brennpunkt des Gegensatzes zwischen Nürnberg und Moskau ist."

Im Mantel der Deutschfeindlichkeit hat der Kulturbolschewismus überall Eingang gefunden: in das tschechische Theater und Filmwesen, den Rundfunk, die Malerei und Literatur usw. In Hunderten Varianten zeigt man den „gewalttätigen Faschismus" im Gegensatz zur humanitären Demokratie, die in Prag zu pflegen man vorgibt. Und wie man diesen „Faschismus" immer nur auf das Deutschtum bezieht, wird in die Demokratie Sowjetrußland einbezogen. Es wird den Tschechen als großes Vorbild und Beispiel hingestellt und zugleich als der mächtige Beschützer — nicht nur der sozial Bedrängten, sondern auch der in ihrer staatlichen Freiheit Bedrohten — vorgestellt.

Die beiden Prager Theater „Das befreite Theater" und „D/38" (das heißt Divadlo 1938 = Theater 1938) stehen ausschließlich im Dienste der antideutschen Propaganda. Diese Theater werden täglich von Hunderten von Besuchern besucht.

In dem einen wirken Voskovec und Werich für den kleinen Mann (Voskovec ist der Deckname für den Juden Wachsmann), im anderen E. F. Burian. Sind die Bühnenangehörigen des einen Theaters Kommunisten und Volksfrontanhänger, so nennen sich die des anderen überhaupt schon „Bühnenkollektiv". Die Inszenierung der Stücke erfolgt nach Moskauer Vorbild. Der Inhalt der Stücke ist ausgesprochen deutschfeindlich und bolschewikenfreundlich. In der jetzigen, der neuen Spielzeit, wird das Hetzstück „Die schwere Barbara" gegeben, eine üble Verhöhnung und Verunglimpfung des Deutschtums.

Aber auch über die Bretter aller übrigen tschechischen Bühnen gehen Hetzstücke, so z. B. die Schauspiele „Der tanzende Saphir", in dem die bolschewistische Gesellschaftsordnung gefeiert und in Gegensatz zum Autoritätsgedanken gestellt wird; oder in dem Stück „Attentat", in dem das Emigrantenschicksal eines

deutschen marxistischen Parteisekretärs geschildert wird; oder „Salzburg ausverkauft", das eine freche Verhöhnung des Reichsdeutschtums darstellt.

Auf der Prager „Kleinen Bühne" wurde im vergangenen Sommer „Die Reise in das Land der Trottel" gegeben. Mit staatlicher Zensurerlaubnis durfte man Deutschland vor aller Öffentlichkeit das Land der Trottel nennen.

Das Bühnenstück Karl Čapeks, des bekannten Masarykbiographen, „Die weiße Krankheit" — ein übles antideutsches Hetzstück, wurde mit dem Staatspreis 1937 ausgezeichnet, womit also zum Ausdruck gebracht ist, daß die neue Prager Theaterrichtung staatliche Anerkennung gefunden hat.

Und nicht anders ist es im Filmwesen. Die eigene Filmproduktion liegt vornehmlich in jüdischen Händen, wodurch im vornherein Tendenz und Inhalt festgelegt sind. Seit zwei Jahren laufen aber als Vorspannfilme ausgesprochene sowjetrussische Propagandafilme, die Stalin und Dimitroff bald als großen Kinderfreund, bald als Arbeiterfreund zeigen, während die Hauptfilme sowjetrussischer Erzeugung sind, wie z. B. die Filme „Wir von Kronstadt", „Tochter der Revolution", „Zirkus" und andere mehr.

Und der tschechische Rundfunk? Ein paar Zahlen sprechen eine deutlichere Sprache, als es Worte vermögen. Im vergangenen Jahre waren 60 v. H. aller Rundfunksprecher Juden. Der Programmteil des Judentums betrug sogar 63 v. H.

Die beiden letzten Manes-Ausstellungen, die „Internationale Karikaturen-Ausstellung" und die Bilderschau des tschechischen Frontkämpferverbandes haben in einer eindringlichen Deutlichkeit gezeigt, wie der Kulturbolschewismus das tschechische Künstlerschaffen beherrscht.

Auf literarischem Gebiete kann sich die Sowjet-Agitation und der Kulturbolschewismus ohne Hindernis austoben. Wieder ein paar Zahlen zur Kennzeichnung der Situation. Im vergangenen Jahre wurden 76 fremde Autoren übersetzt, von denen über die Hälfte Sowjetangehörige waren. Unter den deutschen Autoren befand sich nicht ein einziger heute in Deutschland lebender Dichter, dafür aber fast alle Emigranten von Thomas Mann bis Lion Feuchtwanger! Da sie, wie ein tschechischer Schriftsteller feststellte, zu den beliebtesten Autoren des tschechischen Lesepublikums gehören, wirken sie natürlich auf sie als Beispiel. Sie müssen aber als die typischen Repräsentanten des Kulturbolschewismus gewertet werden!

Zu den beliebten Methoden, kulturbolschewistische Angriffstendenzen in die breite Öffentlichkeit zu tragen, gehört die bewußte und planmäßige Zersetzung aller ethischen und moralischen Werte, die Herbeiführung eines allgemeinen Chaos im gesamten Geistesleben.

Zahlreiche Sowjetfilme, die in der letzten Zeit einem tschechoslowakischen Publikum vorgeführt werden, und Erzeugnisse Prager und Züricher Emigrantenverlage zeigen nur die Quintessenz jener Geistigkeit, die unter dem Begriff der

kulturellen Freiheit nichts anderes als ein schrankenloses Ausleben aller ungesunden Triebe versteht und ihre Hauptaufgabe in einer „Befreiung" der Völker von den „Fesseln" der — Moral und Sittlichkeit erblickt. Sehr aufschlußreich vermögen in dieser Hinsicht auch die Kulturspalten verschiedener Zeitungen und Zeitschriften zu sein, die kritiklos oder mit Absicht kulturbolschewistische Tendenzen verbreiten. In der kommunistischen „Roten Fahne" z. B. lief ein Roman Weißkopfs: „Lissy, die Versuchung". In ihm werden Not und Elend zu eindeutiger Propaganda für den Bolschewismus mißbraucht, eine Tatsache, die ja schließlich bei einem kommunistischen Parteiblatt nicht weiter verwunderlich ist. Anders verhält es sich aber, wenn in einem sozialdemokratischen Tageblatt ein Roman von Fritz Rosenfeld „Das Kaffeehaus in der Seitengasse" erscheint, in dem der Verfasser dem Leser seine verdrängten Komplexe etwa folgendermaßen auftischt:

> „Isabella kam ins Zimmer, sie trug einen dünnen Schlafrock, die Spitzen des Hemdes leuchteten auf ihrem Fleisch. Sie trat hinter seinen Sessel, legte die Hand unter sein Kinn, bog seinen Kopf empor und preßte ihre Lippen auf seinen Mund" . . . usw.

Daß es sich aber nicht um einen vereinzelten, besonders aufgegriffenen Fall handelt, sondern um eine planmäßig seit längerer Zeit betriebene Zersetzungsarbeit, lehrt die Linkspresse täglich mit aller Eindringlichkeit.

Und nun ein paar Beispiele aber aus der in der Tschechoslowakei so beliebten Emigrantenliteratur sollen den Geist dieser Dichtung charakterisieren, die in jedem Kiosk der tschechischen Staatsbahnen verkauft wird und sich in jedem Auslagenfenster finden läßt.

Da lesen wir bei Heinrich Mann in seinem Buch „Der Haß" in dem Kapitel: Im Reiche der Verkrachten:

> „Denn Morde wurden legal dadurch, daß der Mörder ihrem Ring angehört. Mord gehört nach ihren Begriffen zur Reinigung der Rasse, mit eingerechnet die Unfruchtbarmachung ihrer Feinde. So ist denn auch in den Reden und Sitten des armen Landes die Unmenschlichkeit die große Mode geworden, und Hohn trifft die Selbstmörder, die offenbar keine dicke Haut hatten. Die wirklich anständigen Menschen ertragen das Leben nicht mehr in einem Deutschland, das in die Hände der Unterwelt gefallen ist. Man setzt seinen Namen auf die endlose Liste derer, die lieber fortgehen für immer. Inmitten eines Landes aber, das nur noch ein Leichenhaufen ist und auch so riecht, ergeht sich die triumphierende Bande in Spiel und Scherz. Sie gönnt sich allerlei, sogenannte Nationalfeste und Belustigungen wie bei Menschenfressern. Alles ist ihnen recht, nur sehen soll man sie, ganz vorn."

Oder aus einer Gedichtsammlung der Emigration können wir folgende „wahre Kunst" kündende Verse lesen:

Erich Weinert: Aufbruch der Nation:

Deutschland, Deutschland über alles,
über alles drüber weg,
über alles, was kein pralles
Bäuchlein hat mit Speck!

Schreibt es mit den Leichenknochen
an die deutsche Kerkertür:
Die Nation ist aufgebrochen
wie ein Pestgeschwür!

Oder ein Gedicht über Horst Wessel — Ihr Held . . . von Johannes R. Becher:

Horst Wessel fiel. Die Helden blieben aus.
So mußte man zum Helden ihn ernennen.
Man überwies ihm das Karl-Liebknecht-Haus . . .
An ihren Helden sollt ihr sie erkennen.

Und so lange fort.

Diese Proben mögen genügen. Sie stellen bei weitem nicht das Gemeinste dar, was dem tschechischen Volk zugleich als „deutsche Kunst" vorgesetzt wird. Tschechische Minister und Staatsmänner haben Emigrantenwerke als die besten deutschen Bücher des vergangenen Jahres erklärt. Aus dem Munde tschechischer Politiker kann man täglich hören, daß die besten deutschen Dichter aus dem „Land der Barbarei" in das Land der demokratischen Freiheit ausgewandert sind.

Auf allen Gebieten der Tschechoslowakei ist der Kulturbolschewismus im Vormarsch. Seine geschickte antideutsche und „antifaschistische" Tarnung hat ihm das Eindringen in alle Volksschichten erleichtert, dem von staatlicher Seite mit voller Absicht kein Hindernis entgegengesetzt wird. Prager Blätter schreiben in aller Offenheit, daß der Kampf gegen den Bolschewismus Kampf gegen die Demokratie bedeutet. Es wird also nicht der Bolschewismus selbst bekämpft, sondern die Gegner des Bolschewismus! Dieses durch die Tat bewiesene Bekenntnis der Tschechen zum Bolschewismus aber ist zugleich der sinnfälligste Ausdruck ihres Hasses gegen das Deutschtum.

★

Es gehört gewiß auf ein anderes Blatt geschrieben, aber es ist in diesem Zusammenhange doch von Interesse, wenn man feststellt, daß man in dem gleichen Maße, in dem man diesen Kulturbolschewismus fördert, zugleich der sudetendeutschen Jugend in den Schulen die erhabene deutsche Dichtkunst vorenthält. So mußten die deutschen Lesebücher umgeändert werden. Wie das geschah, zeigt ein sudetendeutsches Blatt an dem Beispiel des Lesebuches für die vierte Volksschulklasse:

Man findet da unmittelbar hintereinander — die Absicht wird dadurch noch unterstrichen — zwei Lesestücke: „Die Einwanderung der Tschechen" und „Im

Hause eines alten Deutschen". In verzückten Tönen erzählt das erste von dem Fleiß, der Kulturhöhe und den sonstigen herrlichen Eigenschaften der tschechischen Urväter. Mit zynischer Verachtung zeichnet dagegen das zweite von den alten Deutschen ein Bild wüster Kulturlosigkeit und primitivsten Untermenschentums. Entgegen allen Ergebnissen neuzeitlicher Forschung taten diese Barbaren nichts anderes als Raufen, Fressen und Saufen. Daß die Frauen doch wenigstens leinene Gewänder tragen konnten — man kann sie schließlich aus Schicklichkeitsgründen nicht nackend herumlaufen lassen — das sollen sie römischen Händlern verdankt haben, die ihnen die Kleider gegen leibeigene Knechte einhändigten! Diese famose Schilderung schließt mit den Sätzen: „Die Mahlzeit ist beendet. Die Männer wissen nun nichts Besseres anzufangen, als sich in ihre Wolfs- und Bärenfelle zu wickeln und in der Ecke des Hauses die ganze Nacht und den halben Tag zu verschlafen." Dann, so müßte man notwendigerweise fortsetzen, beginnt das wüste Gelage von neuem . . .

Ganz offensichtlich wird die obwaltende Absicht, wenn man die vorliegende Neubearbeitung mit der vorangehenden zweiten Auflage vergleicht. Man merkt sofort, daß die Lesebuchkommission als Hauptaufgabe zugeteilt erhielt, aus dem Buche alles auszuschalten, was die Jugend irgendwie an die Liebe zu Volk und Heimat erinnern, sie zum Festhalten an deutscher Art mahnen oder ihr die großen Geschehnisse der deutschen Vergangenheit deuten könnte.

So wurden allein aus dem vierten Teile des Werkes ausgemerzt: Martin Greifs Mahnruf an die deutsche Jugend: „Wachs' empor mit frohem Mut nach der Väter Weise"; Felix Dahns Gedicht: „Den Raum, wo du geboren bist, den halte lieb und wert" und seinen Spruch: „Deutsch sei dein Geist, dein Lied, dein Wort!"; sogar Julius Sturms „Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn" mit der Mahnung: „Halt dich getreu in fremdem Land an deines Volkes Sitte"; Lohmeyers Gedicht „Das Vaterhaus", Kernstocks „Deutsche Arbeit, deutsche Art", Naaffs „Deutsche Treue", Fiebigers „Riesengebirglers Heimatlied", Ernst Zahns Spruch „Deutsch sein heißt stark sein in Freuden und Not, deutsch sein heißt wahr sein auf Leben und Tod!". Von Prosastücken wurden zunächst die meisten landschaftlich betonten Lesestücke ausgeschieden, soweit sie das Sudetendeutschtum in den Vordergrund stellen, dann aber auch noch ein kurzer, sachlicher Aufsatz Wilhelm Schlesingers über „Die Deutschen in Böhmen", das Lesestück „Siegfrieds Kampf mit den Nibelungen" und ein weiteres „Altgermanisches Frühlingsfest".

Daß auch Peter Rosegger, der in diesem Bande des Lesebuches früher mit zwei Beiträgen vertreten war, vor den Augen der gestrengen Lesebuchkommission keine Gnade fand, dürfte in dem ängstlichen Bestreben seinen Grund haben, selbst den Namen eines deutschen Dichters zu vermeiden, der bei einem Teile des tschechischen Volkes traditionell mißliebig ist. Die großen zeitgenössischen Dichter des Reiches bleiben in dem Buche selbstredend unberücksichtigt; von den älteren sudetendeutschen Dichtern sind Stifter und selbst die Ebner-Eschenbach aus diesem „Deutschen Lese-

buche" verbannt! Dafür erscheinen die Juden Hugo Salus und Paul Leppin, aber die sudetendeutschen, d. h. die wirklich deutschbewußten Dichter der jüngsten Zeit werden totgeschwiegen, selbst den Namen Hans Watzliks und Gustav Leutelts wird man vergebens suchen.

Von den Klassikern fehlen Arndt, Kleist, Hebbel und andere ganz, selbst Goethe ist in allen drei bisher erschienenen Bänden nur mit dem „Heideröschen" und Schiller mit einem einzigen Rätsel vertreten. Dagegen erfuhr das Werk eine ganz neuartige Bereicherung durch die Aufnahme von mehr als 30 tschechischen Schriftstellern unterschiedlicher Bedeutung, von denen beispielsweise ein J. Kozjcek viermal, ein V. Sladek sogar sechsmal vertreten ist!

— —

Die wenigen aus einer unübersehbaren Fülle angeführten Beispiele tschechischen Deutschenhasses mögen genügen, um zu zeigen, wie der tschechische Ministerpräsident Dr. H o d z a die Welt täuschte, als er erklärte: „In der Tschechoslowakei gibt es keinen Haß gegen Deutschland . . ."

Professor Dr. v. Grünberg, Königsberg:

Die Hauptgrundsätze der Aufbauarbeit in Ostpreußen

Einleitung

Die Aufgabe, Ostpreußen aufzubauen, steht unter einem anderen politischen Vorzeichen als der Aufbau jedes anderen Landesteils Deutschlands. Die Aufgabe erfordert Kräfte und einen fortdauernden Krafteinsatz des ganzen Reiches. Nicht deshalb, weil Ostpreußen eine Sonderstellung einnehmen möchte, sondern deshalb, weil Deutschland in seiner vom Gebietszusammenhang gelösten Provinz besondere Aufgaben zu lösen hat. Wir arbeiten nicht im Interesse der Provinz Ostpreußen, sondern an der Provinz Ostpreußen im Interesse der Lösung dieser Aufgaben. Aus dieser Formulierung unserer Absichten geht die Widerlegung von häufigen Vorwürfen hervor, die der Arbeit des Gauleiters hier und da gemacht werden und die etwa darin gipfeln, daß man in den Ostpreußen nach der Trennung vom Reich nun noch eine Art politische Partikularistenstimmung wachrufe. Das Gegenteil ist der Fall. Nirgends ist das Bewußtsein, dem Reich zu dienen, stärker als in Ostpreußen, nirgends ist die Überzeugung, daß jede wirtschaftliche Aufbaumaßnahme in Ostpreußen Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes ist, wacher und mächtiger.

Psychologische Aufbauvoraussetzungen

Die psychologische Lage, die wir 1933 antrafen, als der Gauleiter, der bereits fünf Jahre vorher vom Führer in die Provinz geschickt war, als Oberpräsident in der Lage war, den wirtschaftlichen Aufbau der Provinz in Angriff zu nehmen, war durchaus noch trübe. Sie war längst nicht mehr so schwarz, wie sie in den Jahren war, in denen der Nationalsozialismus noch nicht in der Provinz Fuß gefaßt hatte. Immerhin war schon im Jahre 1932 als erste Landschaft Deutschlands Masuren mit einer nationalsozialistischen Mehrheit ausgestattet. Die Fahrt des Führers durch dieses Land im Sommer 1932 unterschied sich nicht von seinen Triumphfahrten nach der Machtübernahme. Durch diese weite innere Vorbereitung des Landes auf das nationalsozialistische Regime waren bestimmte psychologische und sachliche Voraussetzungen vorhanden: aber gleichwohl war die psychologische Lage in Ostpreußen und im Reich gegenüber Ostpreußen noch für einen Aufbau ungünstig.

Im Reich war allgemein Mitleid mit Ostpreußen wachgerufen: es wurde bedauert. Als ein unvermeidliches Opfer des Staates galt es, wenn Subventionen gegeben wurden, die rein finanziell gesehen in den Jahren 1929 bis 1933 größer gewesen sind als die finanziellen Zuwendungen heute. Das Reich wendet Ostpreußen heute nur noch ganz geringe finanzielle Hilfsmittel zu. Trotzdem haben

all die finanziellen Hilfen des Reiches vor der Machtübernahme das Unglück nur vermehrt, während nach der Machtübernahme durch praktische Aufbaumaßnahmen Ostpreußen aus seiner wirtschaftlichen Notlage herausgekommen ist und heute größere wirtschaftliche Besserungsrelationen zeigt als andere Landesteile.

Die Hilfsmaßnahmen der alten Regierung wurden nur einem Teil der Bevölkerung zugewendet. Sie machten den Versuch, die in einen hoffnungslosen Abgrund gleitende Wirtschaft Ostpreußens an einzelnen Stellen, bei einzelnen landwirtschaftlichen Großbetrieben, bei einzelnen hochverschuldeten Kommunen zu bremsen. Die Schwerkraft des Absturzes der Provinz hat all diese Bremsen gebrochen.

Die psychologischen Verheerungen, die mit der Subventionspolitik der Systemzeit angerichtet wurden, sind in ihrem Ausmaß gar nicht zu überschätzen. Die Subventionen haben eine weitgehende Demoralisierung der Wirtschaftskreise, besonders der Großlandwirtschaft, in Ostpreußen zur Folge gehabt. Sie haben dazu geführt, daß die Provinz immer mehr den Eindruck des armen Mannes macht, der den Hut in der Hand hält, um milde Gaben in Anspruch zu nehmen. Die Weckung des Mitleids in den inneren Provinzen des Reiches hat ihr Gegenstück in der Weckung der Mitleid heischenden Geste in der Provinz Ostpreußen. Wer einem Kind, das schwach ist, täglich seine Schwachheit vor Augen führt, der versteht nichts von Pädagogik. Wer einem Landesteil fortdauernd seine schlechte Lage vor Augen hält und diesen Landesteil bedauert, macht die Grundvoraussetzungen für jede Aufbauarbeit im Osten zuschanden. Es hat einer sehr großen Arbeit bedurft, um das Selbstbewußtsein des ostpreußischen Menschen auf diejenige Stufe zu heben, die erst die große Selbsthilfeaktion, die zum Wiederaufstieg Ostpreußens geführt hat, möglich gemacht hat, und ein psychologisches Kapital zu sammeln, das dazu führt, daß künftig auf diese Aufbaumaßnahmen mit dem Willen des ganzen Reiches eine kulturgeladene Provinz gebaut werden kann, die imstande ist, Deutschlands Stellung gegenüber dem Bolschewismus zu behaupten.

Die falschen psychologischen Voraussetzungen vor der Machtübernahme basierten aber nicht nur auf der grundsätzlich falschen Behandlung Ostpreußens in der Systemzeit, sondern die Ursachen lagen tiefer in der Änderung des Volksgefüges in dem letzten Jahrzehnt der Vorkriegszeit. Die führende Schicht des Landes hatte in den letzten Jahren vor dem Kriege ihren Charakter gewechselt. Immer stärker waren diejenigen Männer hervorgetreten, die stärker in der Vertretung ihrer materiellen und gesellschaftlichen Interessen als in dem Vorleben einer schlichten, preußischen Lebenshaltung waren. Diese Dekadenz in der Führung hatte auf eine Zersetzung der Geführten hingewirkt. Der Landarbeiter in Ostpreußen war abweichend vom pommerschen Landarbeiter Marxist. In den mittleren Städten und in Königsberg waren freimaurerische Kreise tonangebend. In einem Fünftel des Landes, im katholischen Ermland, herrschte unbeschränkt

der Klerus. Kurz, Ostpreußen hatte eine politische Struktur, die jeden kämpferischen Einsatz für die Behauptung seines in Frage gestellten Lebens unmöglich machte.

Der nationalsozialistische Kampf ist verhältnismäßig schnell mit diesen Gegnern fertiggeworden. Er hatte damals schon vor der Machtübernahme ein Vertrauensfundament aufgebaut, das sich zum wirklichen Aufbau eignete. Der Gauleiter hatte vor der Machtübernahme bereits alle diejenigen Parteigenossen zu sich herangezogen, die heute mit ihm den Aufbau der Provinz durchführen. Wir hatten ferner Gelegenheit, schon vor der Machtübernahme in einem Teil der Provinz unsere praktische Aufbauarbeit zu beginnen. Im Jahre 1932 kam die Landwirtschaftskammer unter nationalsozialistische Führung. Damit war die Möglichkeit gegeben, bereits auf das Landvolk in unserem Sinne einzuwirken.

Die Schaffung der psychologischen Grundlage mußte aber nach der Machtübernahme sofort im stärksten Maße in Angriff genommen werden. Wir hatten uns deshalb sofort nach der Ernennung des Gauleiters zum Oberpräsidenten das Ziel gesteckt, innerhalb weniger Wochen die Arbeitslosigkeit in Ostpreußen zum Verschwinden zu bringen. Dabei kam es uns in erster Linie auf den damit verbundenen Aufschwung der seelischen Kraft an. Wir haben damals jeden Arbeitslosen in Arbeit gestellt; den Frisörlehrling an den Spaten, den Konditor an die Betonmaschine. Die arbeitslosen Kameraden zogen mit Blumen geschmückt auf die Bahnhöfe der Provinz; es wurde ein Festzug zur Arbeit. In drei Wochen waren 100 000 Arbeitslose in Arbeit gebracht.

Bei der Erreichung des von uns gesteckten psychologischen Erziehungszieles hat uns damals der „Völkische Beobachter" mitgeholfen. Wir sind ihm dafür zu außerordentlichem Dank verpflichtet. Fast täglich erschien im „V. B." die Karte Ostpreußens. Am ersten Tage war sie ganz schwarz; im äußersten Nordosten erschien die erste weiße Stelle. Der Kreis Gumbinnen war der erste arbeitslosenfreie Kreis, dann lichtete sich das Dunkel immer mehr, in der letzten Woche waren nur noch zwei schwarze Punkte: Königsberg und Elbing, und nach drei Wochen konnte der Gauleiter dem Führer die Beseitigung der Arbeitslosigkeit melden. Die psychologische Wirkung auf Ostpreußen und auf ganz Deutschland war gar nicht hoch genug einzuschätzen. Das erstemal trat Ostpreußen vor das Auge ganz Deutschlands. Dieses Auge gewöhnte sich täglich an den Anblick einer kämpfenden Provinz. Die Ostpreußen haben seitdem erheblich an Selbstbewußtsein gewonnen: Der Bittgänger war zum Kämpfer geworden.

Anfänge des Ostpreußenplanes

Jede Darlegung über Aufbaumaßnahmen in Ostpreußen muß mit der Schaffung dieser psychologischen Voraussetzungen beginnen. Man hat uns damals prophezeit, daß die Arbeitsschlacht mit ihrem übertrieben plötzlichen und unwirtschaftlichen Arbeitseinsatz wirtschaftlich unvernünftig sei, und daß alles, was wir nach der Arbeitsschlacht verkündeten, die Ausgeburt einer dilettantischen und kindischen

Phantasie sei. Wir haben damals nämlich nach Abschluß der Arbeitsschlacht den Ostpreußen-Aufbauplan verkündet. Eines muß zu Anfang zugegeben werden. Allerdings hatten wir damals keine Ahnung davon, wie stark die Kräfte der Wiedergesundung auf unsere Wirtschaft sich auswirken würden. Wir glaubten nämlich, daß wir die hunderttausend Arbeitslosen, die wir im Sommer in Arbeit gebracht hatten, zu einem großen Teil wieder im Winter unterhalten müßten; denn wir machten uns damals folgende Rechnung auf:

Die Art der Arbeitslosigkeit in Ostpreußen ist grundsätzlich von der des Reiches verschieden gewesen. Die industrielle und gewerbliche Kapazität des Reiches ist so groß, daß, wenn es dem Nationalsozialismus gelingt, diese Kapazität wieder auszunutzen, die Arbeitslosen von der Straße in die Betriebe zurückgehen können. In Ostpreußen dagegen ist die gewerbliche und industrielle Produktionskapazität völlig unzureichend. Folglich wird es nicht gelingen, durch die Ausnutzung solcher Kapazitäten die Arbeitslosen unterzubringen. Die 100 000 Arbeitslosen von 1932 waren eben zum großen Teil „zu wenig abgewandert". Bei der großen Arbeitslosigkeit im Reich sind sie in Ostpreußen geblieben. Nach dem Abschluß der Arbeitsschlacht muß mit dem Aufbau einer ausreichenden gewerblichen Kapazität in Ostpreußen begonnen werden, und zwar so ausreichend, daß Volksgenossen, die in der Landwirtschaft Ostpreußens keine Arbeit finden, durch ein heimisches Gewerbe aufgenommen werden. Das war der Gedanke des Ostpreußenplanes. Es ist in einer Hinsicht anders gekommen, als wir gedacht haben. Die Wiederwehrhaftmachung des Volkes, die indirekten Wirkungen der Arbeitsschlacht, das Wiederauffüllen der vielen kleinen Kaufkraftgefäße in der weiten Provinz durch den in der Umgebung stattfindenden Arbeitseinsatz; diese Dinge haben uns einen so starken Auftrieb gegeben, daß heute die Provinz eine Arbeitskapazität hat, die ausreicht, ja, die sogar so groß ist, daß Arbeiter aus dem Reich herangezogen werden müssen: für die nächsten Jahre ist eher mit einem Arbeitermangel als mit einem Arbeiterüberschuß in Ostpreußen zu rechnen.

Struktur des Arbeitsaufbaus der Provinz

Ist deswegen der Gedanke, den wir uns im Jahre 1933 vorlegten, falsch? Ein Blick auf die Struktur unseres Arbeitsmarktes in Ostpreußen gibt uns die Antwort auf diese Frage. Für uns ist Wirtschaftsaufbau nicht gelöst mit einem mechanischen Arbeitseinsatz. Die Wirtschaft eines Landes ist eine Seite unserer Kultur. Wir erstreben mit der Wirtschaft einen gesunden Berufsaufbau, einen Ausgleich zwischen Stadt und Land, in gesunden Dörfern und gesunden Städten. Wir wollen für jeden Volksgenossen die Möglichkeit, sich in seiner Jugend den Beruf zu wählen, in dem er das Höchste zu leisten vermag, ohne seine Heimat zu verlassen. Von diesem Idealbild aus gesehen, ist die Wirtschaft in Ostpreußen nicht in Ordnung. Die Arbeitermangelerscheinung, die wir in Ostpreußen spüren, ist nicht die Folge eines ausgeglichenen Berufs- und Wirtschaftsaufbaus der Provinz, sondern die Folge der großen Arbeiternachfrage des nationalsozialistischen Staates,

bei der Wiederwehrhaftmachung, beim Straßenbau, beim Siedlungsbau, bei den Meliorationen. Die Verlagerung der Arbeitskräfte von dem landwirtschaftlichen Beruf zu den Berufen der Bauwirtschaft und der Industrie der Steine und Erden ist auch nach der Machtübernahme noch festzustellen. Die ländliche Arbeitskraft wird immer knapper, die Arbeitskräfte verlagern sich auf die Bauwirtschaft. Aber Ostpreußen benötigt in Zukunft eine möglichst große Mannigfaltigkeit des Arbeitsaufbaus in den verschiedensten Berufen der Volksgemeinschaften, braucht im Interesse der Kultur und im Interesse der Bodenständigkeit seiner Kultur immer stärkere Arbeitseinsätze im landwirtschaftlichen Beruf, im Interesse der Hebung der gewerblichen Kultur mehr wertvolle Arbeitseinsätze in seinen Landstädten und Dörfern, Handwerker, Arbeiter in mittleren und kleinen Industriebetrieben. Kurz und gut, ein langfristiger Kulturaufbau Ostpreußens ist notwendig, um dieses Land wirtschaftlich und kulturell so zu festigen, daß es seiner Aufgabe gewachsen ist.

Neben den großen Arbeitseinsatzmaßnahmen sind deshalb Maßnahmen zum Aufbau einer landwirtschaftlichen und gewerblichen Kultur in Stadt und Land in Ostpreußen nötig.

Aufbau der Landwirtschaft

Betrachten wir die Dinge zunächst von der landwirtschaftlichen Seite, so sind hier zwei Probleme dringend der Lösung entgegenzuführen. Erstens die Verbesserung unserer gesamten landwirtschaftlichen Kultur und zweitens die Sicherung der Arbeitskräfte für die Landwirtschaft. Zunächst einiges zur Klarstellung über die landwirtschaftliche Besitzverteilung. Ostpreußen ist zum größten Teil ein Bauernland. Die bäuerlichen landwirtschaftlichen Betriebe nehmen 70 Prozent, die Großbetriebe 30 Prozent der Fläche ein. Die Grenzgebiete Masurens sind reine Bauerngebiete. Der Großgrundbesitz häuft sich im Norden und in der Mitte der Provinz, von Königsberg ausgehend nach Süden. Die Böden, auf denen er sitzt, sind zum allergrößten Teil außerordentlich schwer und benötigen vier Pferde Anspannung, also auch im Fall einer bäuerlichen Aufteilung, Höfe um 200 Morgen, die ebenfalls vor dem Problem des Einsatzes fremder Arbeitskräfte stehen. Das Problem des landwirtschaftlichen Arbeitseinsatzes in Ostpreußen ist deshalb unausweichlich gestellt. Es kann gelöst werden durch einen umfassenden und gesunden Landarbeiterwohnungsbau, am besten mit dem Ziel, daß die Wohnung des Landarbeiters besser und geräumiger ist als die Wohnung des städtischen Arbeiters, um dem Landarbeiter gegenüber den vielen Nachteilen, die sein Beruf gegenüber dem gewerblichen hat, einen gewissen Ausgleich zu bringen.

Zur Frage der Landeskultur mögen die folgenden Andeutungen genügen: Es sind eine ganze Reihe von Böden in Ostpreußen verbesserungsbedürftig, etwa ein Viertel der landwirtschaftlich genutzten Fläche. Wir werden in den nächsten Jahren einen großzügigen Meliorationsplan durchführen, der nur begrenzt wird durch die zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte: finanzielle und organisatorische Grenzen lassen sich überwinden. Die Provinz Ostpreußen wird bei der landwirt-

schaftlichen Erzeugungsschlacht wahrscheinlich an der Spitze stehen. Denn durch die jahrelange Vernachlässigung der Provinz liegen in ihr unmobilisierte Reserven, die aus der Landeskultur herausgeholt werden können, wenn es nur mit der erforderlichen Zähigkeit in Angriff genommen wird. Allerdings ist dazu eines festzustellen: Voraussetzung für jede Hebung der Landeskultur ist eine Verbesserung der Wirtschaftlichkeit der Betriebe. Dies ist in Ostpreußen noch nicht gegeben. Während es in den marktnäheren und klimatisch besseren Teilen des Reiches der Landwirtschaft möglich war, bereits seit 1933 Reserven zu bilden, sind die letzten Jahre der ostpreußischen Landwirtschaft Verlustjahre gewesen, und es ist erneut, statt Rücklagen für die Ergänzung des Inventars und Verbesserung des Bodens zu bilden, in die Vermögenssubstanz eingegriffen worden. Ostpreußen würde, wenn Deutschland nicht die Aufgabe gestellt wäre, zusätzliche Ernährungsmengen aus dem Boden zu stampfen, ein extensiv bewirtschaftetes Land sein. Die Weidewirtschaft, der geringe Arbeitseinsatz, eine geringe Gebäude- und Inventarbildung sind der klimatischen Lage nach in Ostpreußen die gegebenen Wirtschaftsformen. Wir können uns aber diese naturgegebene Wirtschaftsform unserer politischen Aufgabe wegen in Ostpreußen nicht leisten. Wir müssen trotz der Widerstände der Natur intensive Wirtschaft betreiben. Das geht nur dann, wenn Ostpreußen auf dem Wege der landwirtschaftlichen Preise, der Zinsen und am Ende auch der Steuern eine Sonderstellung eingeräumt wird, damit sich auch bei intensiver Wirtschaft eine Wirtschaftlichkeit der Betriebe herstellt und ein Einsetzen in der Landeskultur überhaupt möglich ist. Der Reichsbauernführer Parteigenosse Darré hat über diese Probleme mit Gaulauter Koch in der letzten Zeit eine sehr eingehende Aussprache gehabt und hat die Bereitwilligkeit seines Ministeriums und des Reichsnährstandes erklärt, diese Gesichtspunkte ins Auge zu fassen.

Gelingt uns eine Verbesserung der Wirtschaftlichkeit der ostpreußischen Landwirtschaft, so werden wir nicht ruhen, bis alle sich etwa bildenden landwirtschaftlichen Reserven zur Erhöhung der ostpreußischen Landeskultur und zu einem befriedigenden Einsatz unserer Arbeitskräfte verwandt sind.

Der gewerbliche Aufbau

Wir müssen dahin kommen, daß die ostpreußische Landwirtschaft eine derartig enge Verknüpfung mit einer benachbarten städtisch-gewerblichen Wirtschaft erhält, daß sie so marktnah wird, daß eine intensivere Kultur ihr natürliches wirtschaftliches Fundament findet. Ostpreußen kann nicht allein durch eine Hebung der Landwirtschaft, sondern muß ebenfalls in gleichem Zuge durch eine Hebung der gewerblichen Kultur aufgebaut werden. Nur der gleichmäßige Aufbau der Wirtschaft in Stadt und Land gewährleistet die wirtschaftliche und kulturelle Kraft der Provinz, die nötig ist, damit sie der Aufgabe, die Deutschland ihr stellt, gewachsen ist.

Der Aufbau einer gewerblichen Kultur vor hundert Jahren war noch nicht schwer. Es war damals die Zeit, als allgemein aus den tüchtigen Handwerkern die Pioniere

für die heutige Industrie hervorgingen. Es war damals nur nötig, daß die Führung bestimmte tüchtige Handwerksbetriebe auslas, Betriebsführer durch Schulen oder durch Ermöglichung von Auslandsreisen bildete, ihnen bestimmte Betriebsmittel leihweise zur Verfügung stellte, einen gesunden Leistungswettbewerb zwischen dieser Auslese hervorrief, und dann war der Übergang in die industrielle Wirtschaft möglich. Mit dem Entstehen kleinerer und mittlerer Industrien verstärkte sich das Leben in den kleinen Städten. Die zweiten und dritten Kinder vom Lande blieben auf dem Hofe wohnen, aber sie verdienten in den benachbarten kleinen Städten ihren gewerblichen Lohn, der zu einem Teil wieder zu Hause in die ländliche Wirtschaft floß, und es entstand im Laufe des letzten Jahrhunderts eine intensive landwirtschaftliche und gewerbliche, durch Stadt und Land gleichmäßig getragene Landeskultur. Es ist allerdings nur in einem einzigen Land in Deutschland diese planmäßige Entwicklung festzustellen, in Württemberg. Das Ergebnis dieser Arbeit hat in der stärksten Krisenzeit im Jahre 1932 der Krisis im wesentlichen standgehalten. Die Zahl der Konkurse, die Zahl der Arbeitslosen in Württemberg war verschwindend gering gegenüber den gleichen Zahlen etwa im Ruhrgebiet mit seiner großindustriellen Kultur oder in Berlin mit seiner Vergroßstädterung oder in Ostpreußen mit seiner einseitigen marktfernen Landwirtschaft.

Es ist gewiß ein Irrtum, wenn man glaubt, daß durch einfaches Nachmachen in Ostpreußen eine Kulturlandschaft aufgebaut werden könnte, die der Württembergs gleicht. Hundert Jahre in der Wirtschaft und technischen Entwicklung sind nicht einfach wegzudenken. Es müssen andere Methoden angewandt werden, um zu einem ähnlichen Ziel zu gelangen. Die Möglichkeiten, aus dem Handwerkertum eine kleinere und mittlere Industrie zu entwickeln, sind heute sehr beschränkt, weil die Überlegenheit der industriellen Fertigung derartige Versuche im Keim erstickt. Es bleibt nichts anderes übrig, als neben der planmäßigen Hebung der Handwerkerkultur auch gleichzeitig industrielle Betriebe einzusetzen und nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß industrielle Betriebe des Reiches aus Landschaften mit zu starker industrieller Dichte nach Ostpreußen verlagert werden. Das ist der Gedanke der Industrialisierung. Man darf sie nicht isoliert betrachten, wie das häufig geschehen ist, sondern man muß sie im Rahmen der Hebung der gesamten wirtschaftlichen Kultur des Landes sehen. Sie ist in diesem Zusammenhang ein nicht wegzudenkendes Glied dieses Aufbaus.

Für diese Industrialisierung stehen zunächst eine Reihe von Rohstoffen zur Verfügung, die bisher in Ostpreußen nicht weiterverarbeitet wurden. So hatte Ostpreußen zwar einen außerordentlich ausgedehnten Kartoffelanbau, aber kein Stärkekontingent, das erst mit Mühe und völlig unzureichend in einer monatelangen Verhandlungsarbeit im Jahre 1935 für Ostpreußen freigemacht werden konnte. Ostpreußen hat zwar große Fischvorräte, sowohl in seiner Binnenfischerei in Masuren und im Oberland, wie auch in der Haffischerei und endlich in der Ostseefischerei. Trotzdem hatte Ostpreußen bis vor kurzem kaum ein Kontingent für die

industrielle Verarbeitung dieser Fischvorräte. Ein großer Teil seiner Fische ging von Ostpreußen nach Hamburg und wurde erst dort verarbeitet, weil dort die Verarbeitungskontingente lagen. Ähnlich steht es mit den Konserven. Im Jahre 1933 hatte Ostpreußen keine Konservenfabrik für Gemüse. Mit großer Schwierigkeit gelang es, einer aus Braunschweig stammenden Firma in Ostpreußen, das große Gemüseanbauflächen in der Weichselniederung hat, ein Kontingent für Konserven zu beschaffen. Die mühsame Arbeit der Verlagerung der industriellen Verarbeitung auf die natürliche Rohstoffbasis ist sehr wenig dankenswert. Der Widerstand der interessierten Kreise dagegen ist sehr groß. Trotzdem würde, wenn es gelingt, eine industrielle Verarbeitung der in Ostpreußen vorhandenen Rohstoffe herbeizuführen, ein erheblicher industrieller Aufbau erzielt werden können. Allein die kleinen Ansätze der Industrie von Fisch- und Gemüsekonserven haben das bewiesen. Indirekt gelang es dadurch, eine Kistenherstellungs- und Konservendoseninduftrie in Ostpreußen bodenständig zu machen. Bei richtiger Verteilung der Betriebe, die als Folgebetrieb ins Land kommen, kann man der Landeskultur erheblich helfen. So ist ein gut gehender Betrieb mit fünfzig Mann für eine kleine Landstadt ein recht erhebliches wirtschaftliches Rückgrat und führt auch zu einer Hebung des örtlichen Kleinhandels, des örtlichen Handwerks und zur erhöhten Leistungsfähigkeit der Kommunalverwaltung.

Aber nicht nur von der Rohstoffseite aus ist die gewerbliche Kultur in Ostpreußen zu fördern, sondern auch von der Bedarfsseite. Der ostpreußische Markt wird natürlich niemals aus ostpreußischen Erzeugnissen beschickt werden können. Gleichwohl ist es aber möglich, bestimmte Massengüter des ostpreußischen Marktes auch in Ostpreußen herzustellen. Einmal auf dem Gebiet der Textilindustrie, indem wir einen vielversprechenden Anfang dadurch gemacht haben, daß wir Herrn Pferdmenges aus Giesenkirchen bei Rheydt gewonnen haben, in der Nähe der kleinen Stadt Liebstadt im Oberland eine mittelgroße Weberei zu erbauen, die als Anfang für eine vielseitige Textilzelle in Ostpreußen gedacht ist, und von der aus man nun ganz planmäßig eine Textilkultur in Ostpreußen aufbauen kann. Gleichzeitig hat der Gauleiter selbst eine Organisation geschaffen, die sich zum Ziel gesetzt hat, dem industriellen Aufbau Ostpreußens zu dienen. Auf diese Weise ist eine große Margarinefabrik und eine Zeitungspapierfabrik in Wehlau errichtet worden. Andere größere Maßnahmen stehen in Vorbereitung und kurz vor der Vollendung. Auf dem Gebiet der Leichtmetalle, der Holzverarbeitung, der Industrie der Steine und Erden sind neue Betriebe entstanden. Natürlich geht diese Arbeit nur sehr schrittweise vorwärts. Das Wirtschaftsinteresse unserer Führung ist mit anderen Dingen beschäftigt als mit dem Aufbau der wirtschaftlichen Kultur in Ostpreußen. Wir haben heute den großen Vierjahresplan durchzuführen, und diese eherne politische Notwendigkeit führt uns auf Wege der industriellen Großwirtschaft und in Räume, die weit ab von denjenigen Räumen liegen, in denen der Kampf um die Behauptung und Stärkung unseres Deutschtums ausgefochten wird. Es wird deshalb diese Arbeit erst dann jenen großzügigen Charakter annehmen können,

wenn die ganze Kraft des nationalsozialistischen Staates sich einer Wirtschaftsführung in dieser Richtung zur Verfügung stellt. Das bedeutet aber nicht, daß wir nun in Erwartung dieser Taten die Hände in den Schoß legen. Es muß sich wenigstens in einem Teil Deutschlands ein Kapital von kolonisatorischen Erfahrungen ansammeln, das auf dem Gebiet der gewerblichen Durchdringung dann auch mit größeren Maßstäben angesetzt werden kann.

Neben dieser Industrialisierungsarbeit setzt nun die planmäßige Hebung der vorhandenen gewerblichen Kultur ein. Es haben sich da eine ganze Reihe von Schäden eingeschlichen, die in mühsamer Arbeit beseitigt werden müssen. Die Fabrikationsverfahren sind technisch zurückgeblieben, die Kalkulation ist ungenau, die Werbemaßnahmen entweder gar nicht oder ungeschickt angesetzt. Wir haben deswegen in Königsberg so etwas wie eine gewerbliche Poliklinik aufgebaut: das Landesgewerbeamt. Hier wird planmäßig jeder bedeutende Betrieb der Provinz Ostpreußen beraten, einigen werden auf Grund eines Entgegenkommens des Reichswirtschaftsministers auch Kredithilfen zuteil. Diese ganze Arbeit wird immer mehr ausgebaut, es zeigt sich, daß es dem Landesgewerbeamt gelungen ist, sich bereits ein erhebliches Vertrauenskapital bei der provinziellen Wirtschaft anzusammeln. Die Erfolge dieser Arbeit springen nicht so klar in die Augen wie neu errichtete rauchende Schlote, dafür aber ist der mühsame und langfristige Einsatz durch ein allmähliches Steigen der gewerblichen Aktivität in Ostpreußen belohnt und damit die Voraussetzung für einen weiteren Aufbau gewerblicher Kultur in Ostpreußen geschaffen.

Planmäßig nimmt sich die Handwerkskammer des ostpreußischen Handwerks an. Es gelang eine große gewerbliche Förderungsanstalt ins Leben zu rufen: die bestehende Gewerbeanstalt in Gumbinnen nach Königsberg zu verlegen und sie dort stärker zu aktivieren. Regelmäßig werden die besten ostpreußischen Handwerker durch die Schule durchgeschleust, und in einer ganzen Anzahl von Außenkursen wird mit großer Energie auf die Hebung der handwerklichen Kultur hingewirkt.

Aufbau des Siedlungswesens

Die Wohnkultur und die Baukultur Ostpreußens bedürfen ebenfalls entscheidender Hebung. In einem Teil der Provinz ist nur deswegen eine ausreichende Baukultur vorhanden, weil der Wiederaufbau nach dem Russeneinfall sehr großzügig war. Überall in den anderen Teilen ist unsere Wohn- und Baukultur nicht so, daß wir damit Ehre einlegen können. Der Wohnungsfehlbedarf in Ostpreußen beziffert sich auf etwa 30 000 Wohnungen. Er wird erheblich höher, wenn man die unzureichenden Wohnungen miteinrechnet, die entweder ganz verschwinden oder erheblich erweitert werden müßten. Es ist also ein Einsatz von vielen Millionen in Ostpreußen erforderlich, um die Wohnkultur auf einen Stand zu bringen, der für die Beherbergung eines gesunden und leistungsfähigen Menschentums Voraussetzung ist.

Hier kommt es nun darauf an, daß in den kleineren Landstädten, Dörfern und Gehöften die Arbeit an der Wohnkultur beginnt. Das ist häufig recht schwer, denn bisher scheiterte der Bau kleinerer Siedlungen draußen in der Provinz häufig an den verschiedensten Widerständen. Einmal gehören zum Bau von Siedlungen und Eigenheimen gewisse Eigenkapitalmengen, die in den verarmten kleinen Landstädten und Dörfern nicht vorhanden sind, und dann erfordert ein in weitem Lande zersplitterter Einsatz der Kräfte der Bauwirtschaft Organisationsformen, um die wir in Ostpreußen noch ringen. Der Aufbau gesunder Siedlungen und Volkswohnungen möglichst in einer gut durchmischten Gemeinschaft erfordert den stärksten Einsatz politischer Kraft der Partei. In Ostpreußen ist es gelungen, ein hervorragendes Zusammenwirken zwischen Partei, Verwaltung und Siedlungsträger zu erlangen. Die bisherige Tätigkeit auf diesem Gebiet in Ostpreußen ragt weit über die Tätigkeit in anderen Provinzen hinaus. Wir haben jedes Jahr einen großen Wohnungsfeldzug durchgeführt und durchschnittlich jährlich 4500 Siedlungen und Eigenheime gebaut. Dabei sind natürlich viele Fehler gemacht worden, sowohl bei der Anlage der Siedlungsgemeinschaften, die zu stark von den gleichen Typen durchsetzt waren und zu große Komplexe umfaßten, wie auch mit der zu starken Häufung von Volkswohnungen in anderen Baugebieten, so daß wir genau wissen, wie schwer es ist, das Ziel einer nationalsozialistischen Siedlungs- und Wohnungspolitik zu verwirklichen, das darin besteht, die entsprechenden Siedlungs- und Wohnformen für die Großstadt, die Mittelstadt und die Kleinstadt zu finden, gemischte Gruppen von allen Wohnungstypen der Siedlung, des Eigenheims, des Geschoßbaus anzusetzen, am Ende gar neue Gemeinden zu bilden, usw. Das gesetzgeberische Gestrüpp, das all diesem entgegensteht, beginnt sich erst in der letzten Zeit einigermaßen zu lichten. Auch heute noch fehlt eine Grundlage für ein wirklich radikales Vorgehen, nämlich für die Möglichkeit der Gründung ganz neuer Ortschaften; denn dazu gehört eine Reihe von finanzpolitischen Vorleistungen, für die heute noch kein Weg gefunden ist.

Der Weg für einen planmäßigen großen Kolonisationsprozeß im Osten, Gründung, Ausweitung und Umgestaltung ganzer Ortschaften ist noch nicht frei. Das ist auch gar nicht so schlimm, denn die kolonisatorischen Grundsätze bilden sich erst mit bestimmten Erfahrungen, die gesammelt werden müssen. Das Lehrgeld, das wir bei der ostpreußischen Aufbauarbeit in den letzten vier Jahren bezahlt haben, ist nicht umsonst gewesen. Auch in dieser Beziehung, im Siedlungs- und Planungswesen, hat sich ein Schatz von Erfahrungen angesammelt, der fortdauernd genutzt wird und der zum großzügigen Einsatz kommen kann, wenn es möglich ist, daß das Reich seine ganze Kraft auf eine Kolonisation seiner Ostgebiete wirft.

Raumaufbau Ostpreußens

Denn das ist ja das wesentliche Ziel und der eigentliche Kern unserer Bemühungen. Wir sind der Überzeugung, daß die planmäßige Kolonisation des Ostlandes, die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts stillgestanden hat und nur in kurzer Zeit nachher

noch an einigen Stellen wiederaufgelebt war (im wesentlichen im 16. Jahrhundert), in unserem Zeitalter wieder aufgenommen werden muß mit Mitteln, die dem modernen Zustand unseres Volksaufbaus und des Baus unserer Wirtschaft und Technik entsprechen. Hierzu kommt aber, daß die Kräfte an der richtigen Stelle eingesetzt werden, daß wir das ganze Konzert aufbauender Kräfte, welches wir in Ostpreußen zu spielen begonnen haben, richtig dirigieren.

Werfen wir einen Blick auf die Karte Ostpreußens, so sehen wir sogleich den außerordentlich ungünstigen inneren räumlichen Aufbau des Landes. Wir sehen die einzige große Stadt an der nördlichen Peripherie liegen. Hier fallen alle günstigen Möglichkeiten des Landes in einem Punkt zusammen: der einzige leistungsfähige Hafen mit seinen billigen Transportmöglichkeiten über See, der einzige große Arbeitsmarktpunkt, der zentrale Verwaltungspunkt und, was ebenfalls heute wichtig ist, die letzte Möglichkeit, Ostpreußen zu verteidigen und damit die letzte Konzentration von Abwehrvorbereitungen und die weiteste Entfernung von den gefährdeten Grenzen.

An der südlichen Peripherie häufen sich alle Nachteile. Es ist das Land Masuren. Es hat den schlechtesten Boden, die weiteste Entfernung zum Markte, die wenigsten Städte, den schlechtesten Arbeitsaufbau, die schlechteste Besitzstruktur — es handelt sich um überwiegend leistungsschwache Kleinbauernbetriebe —, die gefährdetste Lage an der Grenze, die unmittelbare Bedrohung durch feindliche Einfälle im Kriegsfalle, die geringste Steuerkraft des ganzen Reiches, die schlechteste Wohn- und Baukultur, die stärksten Abwanderungsziffern des ganzen Reiches.

Es ist also nicht richtig, daß Ostpreußen in allen Teilen das gleiche Problem darstellt. Eine planmäßige Hilfe für die Provinz ist nur möglich, wenn endlich die inneren Gebiete planmäßig gestärkt werden und der Hauptnachdruck der Arbeit in der Provinz in die Grenz- und Mittelgebiete fällt. Hier fehlt es sehr an der erforderlichen Verkehrserschließung. Noch heute dauert die Eisenbahnfahrt von Lyck nach Berlin 12 bis 13 Stunden. Der nationalsozialistische Staat hat eine ganze Reihe von Möglichkeiten, die einmal für diesen Landesteil eingesetzt werden müssen. Eine von diesen Möglichkeiten ist auch die Reichsautobahn. Die Verkehrsstraßen, die früher von Masuren direkt durch den südlichen Teil Westpreußens ins Reich gingen, sind durchschnitten. Der Verkehr verlagert sich immer mehr über Königsberg und dann auf den Seeweg. Dadurch wird die Lage Masurens, des südlichen Ermlands, des südlichen Westpreußens immer stärker peripher.

Ostpreußen wird seine Aufgabe nicht erfüllen können, wenn es nicht gelingt, dem weiten Hinterland der ostpreußischen Provinz ganz intensive Kraftströme zuzuleiten.

Stadt und Land

Jede Landeskultur steht auf dem Gleichgewicht zwischen städtischer und ländlicher Wirtschaft und Kultur. Dieses Gleichgewicht ist in allen unseren deutschen Ostgebieten zerstört. Die Stadtverteilung ist willkürlicher Art. An einzelnen Stellen

häufen sich die Städte aus Gründen, die in der Besiedlungsgeschichte und in mittelalterlichen Lokalgrenzen liegen. Andere Räume sind wieder gänzlich städteleer. Wir haben also Stadthäufungen in Ostpreußen an verschiedenen Stellen, einige Beispiele: Braunsberg-Heiligenbeil, Tilsit-Ragnit, Wehlau-Tapiau, Allenstein-Wartenburg, Stuhm-Marienburg; dann wieder ganz städteleere Räume. Im Kreise Tilsit-Ragnit und Kreis Niederung gibt es nur zwei Städte, die dicht nebeneinanderliegen: Tilsit und Ragnit. Es ist also notwendig, in großen Teilen der Provinz größere Dörfer zu gewissen Zentren landstädtischer Kultur auszubauen, um einigermaßen das Gleichgewicht zwischen Stadt und Land herzustellen. Auch für dieses Problem stehen noch nicht die erforderlichen Mittel zur Verfügung. Es ist leider weitgehend noch gar nicht erkannt. Der Aufbau eines heutigen Marktfleckens oder eines Dorfes zu einem landschaftlichen Mittelpunkt kostet erhebliches Geld. Niemand ist da, der sich bereit erklärt, das Geld zum Aufbau landschaftlicher Mittelpunkte bereitzustellen und den zentral gelegenen Dörfern die finanzielle Möglichkeit zu geben, zu Zentren ihrer Umgebung auszuwachsen. Denn die Aufführung der Baulichkeiten, die dazu nötig sind, und die Herstellung von Straßen in der betreffenden Gemeinde und zu der betreffenden Gemeinde ist ohne Geld unmöglich. Was bisher auf diesem Gebiet hat geleistet werden können, ist äußerst bescheiden. Wir haben uns alle diese zentralen Orte vorgenommen und zunächst einmal ihre bauliche Ordnung einigermaßen in die richtige Richtung geleitet. Wir haben dann versucht, die Verteilung der Kleinsiedlungen in diesen Punkten einsetzen zu lassen, aber wir sind hier wieder auf finanzielle Grenzen gestoßen, die einmal überwunden werden müssen. Werden sie überwunden, so wird der Kulturaufbau Ostpreußens in sehr viel schnellerem Maße vor sich gehen, und wir werden in wenigen Jahren ein Land aufgebaut haben, das man nicht mehr wiedererkennen wird: saubere Dörfer, eine saubere Kleinstadt, aufgebaut aus nationalsozialistischem Geiste mit klarem, weit sichtbarem Mittelpunkt, einen ordentlichen Aufbau aller Berufszweige in der Provinz, eine blühende und ergiebige Landwirtschaft, kurz und gut ein Ergebnis des wiedererwachten Kolonisationswillens, den die nationalsozialistische Bewegung trägt.

Ich bin überzeugt, daß der Wille der Deutschen, sich eine neue Heimat zu gestalten, in wenigen Jahren bei Millionen durchbrechen wird, und man wird dann noch mehr als bisher die Blicke dem Lande zuwenden, in dem man versucht, kolonisatorische Erfahrungen unter äußerst bedrängten finanziellen Verhältnissen zu sammeln.

Karte 1. Die ostbaltischen Völker und

Entw: K.H. Schrötter / Ausf.: F. A. Doubek

Karte 1. Die ostbaltischen Völker und Stämme in der Jüngeren Eisenzeit (800–1250)

Helsinki
Stockholm
Reval
Narwa
Pernau
Dorpat
Jurjew
Walk
Pskow
Isborsk
Windau
Wenden
Treyden
Riga
Seeburg (Grobin)
Libau
Daugmale
Kokenhusen
Düna
Jersike
Apulia
Memel
Dünaburg
Wiskiauten
Linkuhnen
Königsberg
Tilsit
Kauen
Wilna
Danzig
Truso
Weichsel
Allenstein
Memel
Grodno

0 20 40 60 80 100 km

Entw.: K.-H. Schrötter / Ausf.: F. A. Doubek

Fundstellen Fundhäufungen Gräberfelder

Karte 2. Die Wikinger in Nordostdeutschland und in den Baltischen Ländern (600–1050)

Entw.: K.-H. Schrötter / Ausf.: F. A. Doubek

Karte 3. Die ostbaltischen Völker und Stämme in der Mittleren Eisenzeit (400–800)

Nordgermanische Kultur
Stockholm
Finnische Kultur der Steinsetzungen
Helsinki
Reval
Narwa
Pernau
Dorpat
Walk
Windau
Wenden
Riga
Libau
Memel-Kultur
Memel
Ostbaltische
(litu-lettische)
Hügelgrabkultur
Düna
Dünaburg
Tilsit
Königsberg
Kauen
Wilna
Danzig
Weichsel
Westbaltische
(preußische)
Flachgrabkultur
Gotische Kultur
Allenstein
Grodno
Wandalische Kultur

0 20 40 60 80 100 km

Entw: K.H. Schrötter / Ausf.: F. A. Doubek

Gotisches Kerngebiet
Starker gotischer Kultureinfluß
Hauptrichtungen der gotischen Expansion
Gotische Kolonien in Nordestland

Karte 4. Die ostbaltischen Völker und Stämme in der Älteren Eisenzeit (0–400)

Finnisch-ugrische (?) Urbevölkerung

Stockholm
Helsinki
Reval
Narwa
Pernau
Dorpat
Walk
Windau
Wenden
Riga
Libau
Düna
Dünaburg
Memel
Tilsit
Königsberg
Kauen
Wilna
Danzig
Weichsel
Allenstein
Memel
Grodno

0 20 40 60 80 100 km

Entw.: K.H. Schrötter / Ausf.: F.A. Doubek

- Ostgermanische Gräber und Siedlungen
- Nordgermanische Steinkistensteinhügelgräber
- Nordgermanische Schiffsetzungen (Teufelsbööte)
- Bronzefunde, altbaltische
- Ostpreußische Hügelgräberkultur

Karte 5. Die Bevölkerung der Baltischen Länder in der Jüngeren Bronze- und Ältesten Eisenzeit (1000–0)

0 20 40 60 80 100 km

Entw.: K.H. Schrötter / Ausf.: F. A. Doubek

+ Verbreitung der baltischen Schlangenkopfhacke

● Verbreitung des ostbaltischen Randbeiles

Karte 6. Der urbaltische Raum in der Älteren Bronzezeit und am Ende der Steinzeit (2000–1000)

0 100 200 300 400 500 km

Entw.: K.H. Schrötter
Ausf.: F. A. Doubek

Südgrenze reiner Nadelwälder — Nord- u. Westgrenze der Steppe — Ostgrenze urwüchsiger Rotbuchenwälder

- Siedlungsgebiet der Kultur der bemalten Keramik (Tripolje-Kultur, d. h. der Ostgruppe der Donaukultur)
- Siedlungsgebiet der bandkeramischen Kultur, d. h. der Westgruppe der Donaukultur
- Einflüsse der westischen Glockenbecherkultur
- Fundplätze der Nordeurasischen Kammkeramik und verwandter Erscheinungen
- Ursprungsgebiet der nordischen Riesensteingrabkultur
- Ausbreitungsgebiet der nordischen Riesensteingrabkultur
- Heimatgebiet der schnurkeramischen Streitaxtkultur
- Ausbreitungsgebiet der schnurkeramischen Streitaxtkultur

Karte 7. Osteuropa in der Jüngeren Steinzeit

Entwurf: K. H. Schrötter
Ausf: F. A. Doubek

Karte 8. Verbreitung der baltischen Völker um 500 n. Ztr. auf Grund der Ortsnamenforschung von K. Buga

Entw: K.-H. Schrötter
Ausf.: F. A. Doubek

0 100 200 300 400 500 km

Südgrenze reiner Nadelwälder
Nord- u. Westgrenze der Steppe
Ostgrenze urwüchsiger Rotbuchenwälder
Frühostgermanen bis 750 v. Ztr.
Frühostgermanen bis 500 v. Ztr.
Frühostgermanen nach 500 v. Ztr.
Nordgermanen und Bronzezeitliche Warjagen in Finnland und Rußland
Bronzezeitliche Warjagen im Ostbaltikum
Westgermanen in der Bronze- und Ältesten Eisenzeit

Karte 9. Die Germanen in Osteuropa im letzten Jahrtausend v. Ztr.

Entw: K.-H. Schrötter
Ausf.: F. A. Doubek

0 100 200 300 400 500 km

Südgrenze reiner Nadelwälder
Nord- u. Westgrenze der Steppe
Ostgrenze urwüchsiger Rotbuchenwälder
Hauptsiedlungsgebiete der Goten
Starker gotischer Kultureinfluß
Gotische Kolonien
Bisher bekanntes litulettisches Siedlungsgebiet
Bisher bekanntes preußisches Siedlungsgebiet
Altbaltische Orts- und Flußnamen in Rußland
Funde ostbaltischer (litulettischer) Prägung in Rußland
Westbaltische (preußische) Gräberfelder in Rußland

Karte 10. Das Gotenreich in Osteuropa (200–400)

Entw: K-H. Schrötter
Ausf.: F. A. Doubek

Südgrenze reiner Nadelwälder
Nord- u. Westgrenze der Steppe
Ostgrenze urwüchsiger Rotbuchenwälder
Das weiteste Vordringen der Slawen nach Niederle

Karte 11. Die Ausbreitung der Slawen (600—800 n. Ztr.)

0 100 200 300 400 500 km

Entw.: K.H. Schrötter
Ausf.: F. A. Doubek

Südgrenze reiner Nadelwälder
Nord- u. Westgrenze der Steppe
Ostgrenze urwüchsiger Rotbuchenwälder

Fi Finnisch-ugrische Stämme
Li Baltische Stämme
Sl Slawische Stämme
Pe Turko-tatarische Stämme
Ro Romanen und Iranier

Kerngebiete des Warjagenreiches in Skandinavien und Rußland
Stark wikingisch beeinflußte oder in Abhängigkeit von den Wikingern stehende Gebiete
Gebiete mit Wikinger-Einfluß
Richtung der deutschen Ostkolonisation

Karte 12a. Das Warjagenreich und die bodenständigen Völker in Osteuropa (800–1050 n. Ztr.)

0 100 200 300 400 500 km

Entw.: K.-H. Schrötter
Ausf.: F. A. Doubek

Südgrenze reiner Nadelwälder — Nord- u. Westgrenze der Steppe — Ostgrenze urwüchsiger Rotbuchenwälder

Wikinger Handelswege — Richtung der deutschen Ostkolonisation

Karte 12 b. Das Warjagenreich in Osteuropa mit den Haupthandelswegen und Handelsplätzen der Wikinger (800–1050 n. Ztr.)